1901 3751

Eine Sammlung

von

Rhein-Sagen

gegeben

von

A. Hermann Bernard.

Mainz.
Joseph Halenza's Verlag.

Eine Sammlung

von

Rhein-Sagen

gegeben

von

A. Hermann Bernard.

Mainz.
Joseph Valenza's Verlag.

Ex
BibliothRegia
Berolinensi.

Druck von Joh. Wirth in Mainz.

Vorrede.

Im tiefen Waldesdunkel,
Da steht ein altes Schloß.
Ein Bild der alten Zeiten;
War prächtig einst und groß. —
Doch heute ist's zerfallen,
Und Raben hausen drinn.
Die schönen alten Hallen
Sind wie die Zeit dahin.

Wo einst die stille Kammer
Des Bräutchens war erbaut,
Sitzt jetzt auf hoher Linde
Ein Vöglein und singt laut;
Singt Duo mit dem Winde,
Der in den Blättern rauscht,
Und kosend mit der Linde
Des Schlosses Sagen tauscht.

Wo einſt die Ritter zechten,
Im großen Waffenſaal,
Da hält ein armer Köhler
Sein karges Mittagsmahl.
Und wo die Lanzen brachen
Und manche Wang' verblich,
Da raufen unter Lachen
Des Köhlers Knaben ſich.

Umzittert von der Sonne
Liegt morſch der Kirch' Geſtein;
Geöffnet ſind die Grüfte,
Zerſtreut liegt das Gebein. —
Einſt durfteſt ſtolz du prunken,
Bild der Vergangenheit! —
Verfallen und verſunken,
Das iſt der Fluch der Zeit! —

Ich lege mit obigen Worten meinen freundlichen Leſern eine Sammlung von Sagen vor und kann dieſes bei der reichen Auswahl ſchon vorhandener Sammlungen nur damit entſchuldigen, daß ich mich vorzüglich an den Sagen des

Rheines halte und die schönsten und theilweise wenigst bekannten zur Unterhaltung zu bieten trachte.

An dem Rheine concentrirt sich so ziemlich der beste Theil der teutschen Geschichte. Jedes Zeitalter hat an demselben seine Denkmäler abgelagert, und der Volksmund hat dieselben mit einem geistigen Leben ausgestattet, indem er sie zur Stätte sagenhafter Erzählungen erlas.

Inwiefern diese Erzählungen von der Wahrheit abweichen, oder inwiefern sie geschichtlich begründet sind, kann hier nicht erörtert werden. — Wohl mögen sie — wenigstens größtentheils — sich an geschichtliche Thatsachen ranken, so wie immergrüner Epheu um den nackten Stamm einer Eiche.

Dagegen aber kann ich nicht umhin, auf die Sagen hinzuweisen, um daraus das Leben und Wirken unserer Altvordern kennen zu lernen, deren Tugenden sich tief in unsere Seelen ein-

graben mögen. — Männlichkeit, Vaterlandsliebe und Waffenluſt, das ſind die Cardinaltugenden eines Volkes. Ohne dieſe Tugenden iſt ein Solches zu beſtehen unfähig.

Weit entfernt bin ich, die entſchwundene Zeit als ein Muſter für uns hinſtellen zu wollen. Unſere Zeit iſt beſſer, edler, und entwickelt einen weit höheren, reicheren und gediegeneren Muth, als die Zeit des unverſtändigen Dreinſchlagens.

Auch nicht auf das Ritterweſen möchte ich als etwas Bevorzugtes hindeuten; denn dieſes iſt in ſeinen Inſtitutionen einſeitig und nur dem einfachſten Zeitbegriff entſprechend.

Auf was ich aber den Sinn hinlenken möchte, das iſt auf den Drang und das rege Streben für Entwicklung, Bildung und deren Verallgemeinerung, welche als Kern in dem Bürgerthume der mittelalterlichen Städte eingelegt waren. — Dieſe, ſowie die Aufopferungsfähigkeit derſelben für ihre Freiheiten und Privilegien ſollen uns

dazu anſpornen, ein gleiches Streben, auf der Baſis unſerer erweiterten Erkenntniß, auch heute zu üben, auf daß die teutſche Nation ſich endlich wieder zu dem geſtalten könne, was früher ſie geweſen, nämlich zu einem politiſchen, machtvollen Ganzen! —

Ich bitte, die folgenden Sagen mit Wohlwollen und Nachſicht entgegennehmen zu wollen.

Mainz 1861.

A. Hermann Bernard.

SAGA.

Eine Sammlung

von

Rheinsagen.

Straßburg.

In Straßburg lebte einſt ein Mechaniker, der ſich einer hohen Vollendung in ſeiner Kunſt befliſſen hatte und durch ſeine ſchönen und ſinnigen Arbeiten rühmlichſt bekannt war. — Er führte ein ſehr zurückgezogenes Leben und kannte keine höhere Freude als ſeine Studien und den Umgang mit ſeinem ſchönen Töchterchen, das ſeit dem Tode der Mutter dem kleinen Hausweſen vorſtand.

Das ganze Denken und Trachten des Meiſters war dahin gerichtet, ſtets Höheres und Beſſeres in ſeiner Kunſt zu leiſten; er fing an zu brüten, ſchloß ſich ab, und brachte ſich dadurch bei ſeinen Nachbarn ziemlich in Verruf. — Als er aber ſelbſt gar noch die gewöhnlichen Lebensintereſſen zu vernachläſſigen anfing und endlich dadurch ſein Hausweſen in Rückgang brachte, verlor er allen Credit und wenn man von ihm ſprach, geſchah es, als von einem phantaſtiſchen, für das Leben unpraktiſch gewordenen Schwärmer.

Jeder glaubte — wie es ja zu geschehen pflegt — im Vertrauen auf seine Klugheit den Meister über die Achsel ansehen und den berüchtigten Pharisäer-Spruch: „Ich danke Gott, daß ich nicht bin wie dieser“ anwenden zu dürfen.

Den in seine Studien und Ideen versunkenen Meister mochte es freilich wenig kümmern, was seine Nachbarn von ihm dachten; er ging wenig aus und wenn es geschah, war er zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, als daß er auf die Außenwelt hätte Acht haben mögen.

Anders jedoch war es bei seinem Töchterlein, das mit geheimem Schmerze den geliebten Vater sich verdüstern sah. — Ihre Augen standen oft in Thränen gebadet und ihre Hände falteten sich gerne zum Gebet, daß der Vater bald das Ziel seiner Studien und seiner fleißigen und grübelnden Arbeit erstreben möge.

Unter den Wenigen, welche das Haus des Meisters besuchten, zeichneten sich vor Allen zwei Gestalten aus, die in innigere Beziehung zu seinem Schicksale traten.

Der Eine war ein ältlicher Mann mit schleichendem Gange, spitzem Gesichte und heimtückischen Augen. — Er war reich und hatte nach unsäglichen Mühen sich die endliche Aussicht auf die Magistratswürde verschafft. — Schon seit längerer Zeit verkehrte er mit dem Meister und bemühte sich um dessen Tochter; diese aber floh ihn, denn seine Aufmerksamkeiten erregten ihren Widerwillen.

Der Andere dagegen war ein heiteres, junges Blut, voll Biedersinn und Treuherzigkeit. — Er hatte sich derselben Kunst beflissen als der Meister und kam oft, um

mit dieſem über dieſelbe zu plaudern. — Am liebſten aber war es ihm, ſtundenlang bei dem Mädchen zu ſitzen und zuzuſehen, wie ſie arbeitete. Und wenn er dabei von ſeiner Kunſt ſprach und von den Zielen derſelben, wenn ſeine Augen flammten, ſeine Wangen glühten und die Bruſt ihm ſchwoll, lauſchte das Mädchen mit Entzücken ſeinen Worten und oft überraſchte ſie ſich dann, daß ihre Hände ruhten und ihre Augen blinkend auf den Jüngling gerichtet waren.

Noch niemals war zwiſchen Beiden von Liebe geredet worden und dennoch lag die Liebe für einander unbewußt in ihren Seelen und gab ſich dem Unpartheiiſchen in jeder Kleinigkeit kund. Ihre Herzen waren unverdorben und ſie verſtanden nicht, was in ihnen lag; Schüchternheit feſſelte ihre Zungen und nur aus den Augen blickte verſtohlen der ſchelmiſche Gott, welcher des Anſtoßes harrte, um ſich von den Lippen zu löſen.

Monate verſtrichen auf dieſe Weiſe, bis eines Tages der Magiſtratscandidat mit ſchmunzelndem Lächeln zu dem Meiſter trat und ihm ſeine endliche Erhebung ankündigte. Er konnte ſich es nicht verſagen, dabei eine beziehungsreiche Seitenbemerkung über ſeine nunmehrige Macht mit einfließen zu laſſen, und that dieſes mit all der Hämiſchkeit, welche als Grundton in ſeiner Seele lag.

Der Meiſter wünſchte ihm von ganzem Herzen Glück und ſprach die Hoffnung aus, daß er ſeine Macht zum Wohl und Frommen der Stadt und ſeiner Mitbürger anwenden werde.

„Und nun, lieber Meiſter und Freund — nahm der neue Stadtvorſtand das Wort — erlaubet auch, daß ich

eines zweiten Wunſches mich entledige, der ebenſo wie der erſtere mir lange ſchon im Herzen brennt. — Ihr wißt, lieber Meiſter, daß ich unbeweibt bin. — Umſtände hinderten mich früher an die Ehe zu denken, aber jetzt, wo ich eine Magiſtratsperſon bin, glaube ich auch hieran denken zu ſollen. — Ihr kennet mich, Meiſter; ich habe euch ſtets wohl gewollt, und euer Töchterlein vor Allen glaube ich erleſen, mich glücklich machen und noch eine feſtere Verbindung zwiſchen uns ſtiften zu können. — Ich zweifle nicht, daß ich, als Magiſtratsperſon, euch höchſt willkommen ſein werde und halte daher pflichtermaaßen um ihre Hand bei euch an."

Der Meiſter, welcher während des langen Heirathsantrages Zeit gehabt hatte, ſich von ſeiner Ueberraſchung zu erholen, rief, ohne etwas zu erwiedern, ſeinem Mädchen und theilte ihr denſelben mit.

Guta — ſo hieß das Mädchen — erbleichte und flüchtete angſtvoll an die Bruſt des Vaters.

„Ich komme wieder! — fuhr der Freiersmann, die zurückweiſende Geberde des Mädchens nicht beachtend, fort. — Ueberlegt es euch, Jungfrau, ich kann euch zu den angeſehenſten Frauen der Stadt machen; ich habe die Macht, eurem Vater zu helfen, und Leid ſollte es mir ſein, wenn ihr voreilig etwas beſchließen würdet, das euch und die Eurigen in Schaden bringen könnte. Lebt wohl, ich hoffe auf günſtigen Beſcheid!"

Er verbeugte ſich bei dieſen Worten, ſchaute das Mädchen mit einem ſo hämiſchen und vielſagenden Blicke an, daß ſie erſchrocken in ſich hinein erſchauerte und

zuſammengebrochen wäre, wenn nicht der Stolz ſie aufrecht erhalten hätte, und ging. Nach ſeiner Entfernung jedoch verließ ſie die erkünſtelte Kraft und ſie brach, unter lautem Weinen, faſt wie ohnmächtig zuſammen.

„Guta, mein Kind, was fehlt dir? — ſprach der Vater ſanft und hob ihr Haupt empor. — Macht dir ſein Antrag Entſetzen? — Sprich es frei aus, wähle wie du willſt und achte nicht auf die verſteckten Drohungen, welche in ſeinen Worten liegen, denn dieſe können nur machtlos an meinem Streben abprallen. Wenige Wochen noch — ſetzte er wie für ſich hinzu — und ich habe es vollendet; Ruhm und Reichthum ſind mein und ich darf mich kühn mit den Beſten meſſen, die unſere Stadt erzeugte.

„Vater, — lispelte Guta — ich kann ihn nicht nehmen! — Es widerſtrebt mir, daran zu denken!"

„So reden wir nicht mehr davon! Er wird es einſehen und die Sache iſt abgemacht!"

Hierin aber irrte ſich der Meiſter. — Der Freier, als er die abſchlägige Antwort vernahm, kochte und ſchäumte vor Wuth und erging ſich in Drohungen, welche das Mädchen entſetzten. — „Ja, ihr ſollt an mich denken!" rief er noch im Davoneilen und hätte den jungen Geſellen bald über den Haufen gerannt, der ſoeben im Begriffe ſtand in das Haus einzutreten.

Dieſer kam eben recht, das beängſtigte Mädchen zu beruhigen. Er hörte mit tiefer Bewegung ihre Erzählung an; ſeine Wangen glühten vor Entrüſtung, und ſeine Hände ballten ſich, als ſie von den Drohungen

ſprach, die der Widerliche gegen den Vater ausgeſtoßen hatte. Als ſie aber endlich ihren Abſcheu gegen eine ſolche Verbindung klagte und ihr dabei die hellen Thränen aus den frommen Augen rieſelten, ſchwand der Ausdruck der Entrüſtung aus ſeinem Geſichte und bot einem zärtlicheren Gefühle Raum.

Wie ein zurückgehaltener Strom den Damm durchbricht und ſeine befreiten Wellen in dem Glanze der Sonne ſpiegeln läßt, ſo brach der zurückgehaltene Strom der Liebe aus ſeinem Herzen und ergoß ſich ſprudelnd über ſeine Lippen.

Bis in das tiefſte Herz entzückt und mit halb zurückgedrängtem Athem hörte Guta die Sprache des ſchon längſt Geliebten in ihrem Buſen wiederklingen. Schmerz und Weh verhauchten, und ein unſägliches Glück zog daſelbſt ein.

Was konnte ſie dem Jünglinge antworten, als er ſie frug, ob ſeine Liebe ihr willkommen wäre und was er hoffen dürfe? — Die Lippen ſchwiegen, aber der zärtliche und volle Blick ihrer Augen ſagte ihm genug und jubelnd ſchloß er die Liebende an ſeine Bruſt.

In dem Uebermaaße ſeines Glückes wollte er alsbald zu dem Vater eilen und um Gutas Hand anhalten.

Halb ängſtlich hielt ihn jedoch das Mädchen zurück und ſprach:

Geh nicht! — Jetzt wenigſtens nicht, denn der Vater iſt durch das Vorgefallene bis in das Innerſte erſchüttert. — Laß uns noch wenige Wochen harren; er kommt

dann zu Ende mit seinen Plänen und wird für unsere Liebe empfänglicher werden.

„Nun denn, — rief der Jüngling entschlossen — so soll er mich wenigstens als Gesellen annehmen, damit das Geschäft bei seinem abgeschlossenen Treiben nicht Noth leide. — Laß mich nur machen! — Ich will ihn schon erbitten! — Er ist mir gut und wird gegen meine Gründe keine Einwendungen haben können."

Er verließ bei diesen Worten das Mädchen und kehrte nach einer Weile froh und jubelnd zurück, indem er der halb Bangenden mittheilte, wie der Vater ihn angenommen und ihm selbst freie Hand in seiner Thätigkeit gelassen habe.

„Siehst du, Guta, jetzt kann ich schon für dich sorgen. Ich werde fleißig sein und gelingen des Vaters Pläne nicht, so ist sein Geschäft doch wenigstens gesichert!"

Noch viel und lange sprachen die Glücklichen, dann trennten sie sich, um an dem nächsten Tage die neue Anordnung zu beginnen.

Wochen verstrichen wieder und täglich wünschte man sich Glück über die getroffene neue Einrichtung in dem Hausstande. Besonders aber war es Guta, welche zusehends aufblühte, denn ihr lag ja die Sorge für das Liebste ob, das ihr Herz umschloß. Der Jüngling sowohl als sie wußten, der sich unwillkürlich ergebenden innigeren Beziehung, stets neuen Reiz abzugewinnen und selbst der Vater schien durch das stille Glück seiner Umgebung sich gehobener zu fühlen. Die trüben Gramesfalten verschwanden von seiner Stirne und mit

ihnen die unbehaglichen und krankhaften Reizungen seiner Seele. Eine frohe, doch stille Heiterkeit zog in das Haus, das der Druck der Verhältnisse und ihr Rückgang seither so verdüstert hatte.

Es war, als wenn ein warmer Sonnenstrahl die dumpfige Luft eines finsteren Gemaches erhelle und den Einwohnenden ein leichteres Aufathmen ermögliche.

Eines Tages, als eben Guta eifrig an ihrer Arbeit saß, von der sie nur aufschaute, um dem ebenfalls fleißig arbeitenden Gesellen einen freundlichen Blick zu spenden, hörte sie ihren Vater plötzlich aufjubeln und bald darauf ihren Namen rufen.

Ueberrascht fuhr das Mädchen auf und eilte zu ihm; auch der Geselle erhob sich und trat leise in die Thüre, durch welche das Mädchen verschwunden war.

Erstaunt und erschüttert blieb er bei dem Anblicke, der ihm zu Theil ward, stehen. — Ein kühn gebautes Uhrwerk bewegte sich leicht und gefügig in seinen Spindeln und verlieh lieblichen Gebilden ein künstliches Leben. Vor dem Werke aber stand der Meister; sein Haupt war entblößt, seine bleichen Locken in Unordnung, aber sein Gesicht stolz und voller Würde. — Mit dem Blick einer hohen Befriedigung schaute er prüfend auf den Gang des Räderbaues, während seine Arme sich um die feine Gestalt des Mädchens geschlungen hatten, welche ihre Thränen an seiner Brust verbarg.

Voll Ehrfurcht nahte sich endlich der Geselle und preßte schweigend die ihm dargereichte Hand. — Sein Blick heftete sich forschend auf das Kunstwerk, das ihn immer mehr und mehr zur Bewunderung reizte. —

Schweigen lag über dieſer Gruppe, nur von dem monotonen Gang der Uhr unterbrochen, aber ein Schweigen des Glückes, das harmoniſch mit dem Sonnenglanze im Einklang ſtand, der das Gemach überfluthete.

Es war ein Ereigniß, als der Meiſter ſeine Uhr der öffentlichen Anſchauung preisgab. Sein Name war in Aller Mund und die, die ihn am meiſten mißachtet hatten, drängten ſich zuerſt heran und ſpendeten ihm das meiſte Lob. — Die Zeit war damals wie auch jetzt. Zeiten können ſich ändern, Gebräuche und Sitten, aber niemals der Grundton, der in der Menſchen Herzen ruht und aus dem die Charaktere, je nach dem Bildungs- und Entwickelungsgrade, harmoniſch ſich entwickeln.

Am längſten verſchloß ſich der Magiſtrat gegen die Erkenntniß des gelungenen Wunderwerkes und hielt ſie — Dank den Wühlereien des abgewieſenen Freiers — für den müßigen Gedanken eines unfruchtbaren Kopfes. Als aber des Meiſters Ruhm anfing ſich nach Außen zu verbreiten und von der Stadt Baſel ſelbſt Gildgenoſſen kamen, das Werk anzuſtaunen, mußten ſie die Sache einer Prüfung unterziehen und dem Meiſter Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. — Ja, als endlich die Baſeler das Werk an ſich zu bringen trachteten, verſtanden ſie ſich dazu es zu kaufen und eine Seitenkapelle des Münſters für ſeine Aufſtellung zu erleſen.

Die Baſeler jedoch, nicht zufrieden mit dem Ausgange dieſer Angelegenheit, forderten den Meiſter auf, auch für ſie ein ähnliches Werk zu erbauen und boten für deſſen Lieferung eine beträchtliche Summe.

Kaum trat das Gerücht hiervon in das Publikum, als eine tiefe Aufregung ſich der Bürger bemächtigte und mit lauter Stimme für und gegen den Antrag der Fremden geeifert wurde.

„Wo bliebe der Ruhm der Stadt, wenn auch andere Städte ſich eines gleichen Kunſtwerkes erfreuen dürften — ſprachen die Widerſager und unter dieſen beſonders der beleidigte Freier — nimmer darf der Meiſter ein zweites Werk erbauen; es wäre dieſes Verrath an der Stadt; dieſes aber zu verhindern iſt unſere erſte Pflicht.“

Dieſem Gedanken entſprechend, brachten die Feinde des intelligenten Mannes es dahin, daß er verhaftet wurde, um ihn zu zwingen, ſein an die Baſeler gegebenes Verſprechen zurückzunehmen. — Man ſtellte ihn vor ein Gericht, in welchem ſein Widerſager den Vorſitz führte.

Der Meiſter, aufgefordert das Verſprechen zu geben, nie mehr ein zweites Kunſtwerk erbauen zu wollen, wies dieſes Verlangen ernſt und entſchieden zurück.

„Gott hat mir die Kraft gegeben — ſprach er — den Menſchen angenehm und meiner Kunſt nützlich zu ſein; elende Feigheit wäre es, von dieſer Kraft keinen Gebrauch machen zu wollen und eurem Verlangen zu entſprechen. — Als ich mich abmühte und Tag und Nacht ſann, um das Geheimniß der Bewegung zu ergründetet ihr mn, ſchalich einen träumeriſchen Thoren; ihr habt euch abgewandt von mir und erſt jetzt, nachdem die Baſeler mir Anerkennung gezollt haben, ſeid ihr gekommen mein Werk zu beſchauen. — Die Liebe zu mei-

ner Vaterstadt hat mich veranlaßt, das Werk lieber euch, als Anderen zu überlassen; ich habe meiner Vaterstadt und ihrem Ruhme Genüge gethan und sehe kein Verbrechen darin, nun auch andere Städte durch meine Kunst zu erfreuen, denn für die Menschheit ist die Kunst und Alle gelten ihr als gleiche Brüder!"

Stolz aufgerichtet stand er im einfachen Gewande den prunkenden Räthen gegenüber, die vor seinem Biederblicke ihre Augen zu Boden schlagen mußten. Als er aber hinweggeführt war und der Vorsitzende wieder allen Geifer des Hasses und der Verläumdung aussprudeln konnte, stimmte man dem von ihm aufgestellten Beschlusse bei, den Meister zu blenden, da nur auf diese Weise die sicherste Bürgschaft gegen ein zweites Werk erlangt werden könne.

Mit schmerzlichem Lächeln über die Verblendung seiner Mitbürger vernahm der Verklagte das abscheuliche Urtheil. Kein Ausruf des Schreckens oder der Furcht wurde von ihm gehört; seine Miene zeigte nur verächtliches Mitleid. — Er wurde gefragt, ob er vor der Urtheilsvollstreckung noch etwas zu wünschen habe. Nach einigem Nachdenken sprach er die Bitte aus: sein Urtheil vor dem Werke erleiden und an dasselbe die letzte ordnende Hand anlegen zu dürfen.

Der Bitte wurde willfahrt.

Lange und innig betrachtete der Greis seine Schöpfung und erfreute sich an ihrem Gange. — Sein Feind jedoch, den die Rache stachelte sein Opfer bald elend zu sehen, mahnte hämisch an die Zeit und unterließ nicht das Einstige dem Jetzt entgegenzustellen. — Da ergriff

aber die Empörung den Meiſter. Mit einigen geſchickten Griffen hob er die Urſachen der Bewegung aus und übergab ſich dann willig den Händen des Henkers.

Da plötzlich ſauſte und brauſte es in der Uhr und dazwiſchen gellte das Hohnlachen des Gequälten. — Die Gewichte ſchnurrten ab und fielen polternd auf den Boden; die Glocke ſchlug mißtönend dreizehnmal und verhauchte ihre letzten Klänge wie den Seufzer eines Sterbenden; der Meiſter ſtand hoch aufgerichtet, wie ein Dämon des Fluches und rief:

„Freut euch des Werkes, ſtolze Bürger! Die Uhr iſt zerſtört, meine Rache geübt.“

Von Grauen erfaßt ſtanden die Anweſenden; der treue Geſelle aber, welcher ſich herbeigedrängt hatte, ſeinem Herrn wo möglich zu helfen, führte den Geblendeten leiſe und unbemerkt hinweg in die Arme ſeines troſtloſen Töchterchens.

Nachdem die erſte Gefühlsaufregung vorüber war, wurde der jetzt einzuhaltende Lebensplan überlegt und beſprochen. — Die Liebenden, die nun rückhaltlos ihre Neigung geſtanden, empfingen den väterlichen Segen, und Glück und Zufriedenheit, die in dem kleinen Kreiſe walteten, ließen dem Greiſe den Ruhm der thätigen Arbeit verſchmerzen.

Der Elende aber, deſſen Worte und Aufreizungen die Schuld der Stadt gegen den hervorragendſten Bürger heraufbeſchworen hatte, verfiel der allgemeinen Verachtung und ſtarb ausgeſtoßen und verflucht von Allen, die ihn nannten.

Das Werk blieb zerstört bis zum Jahre 1842, wo es gelang, seinen Gang wieder herzustellen. — Zu dem Ruhme des Erbauers gesellt sich nun auch derjenige des Erneuerers.

Schwanau.

In dem 14. Jahrhundert bestand zwischen den Straßburgern und dem Ritter Walter von Schwanau eine Fehde, da Letzterer, ein kühner Wegelagerer, dem straßburgischen Handel schon mehreremals namhafte Verluste zugefügt hatte.

Damals mußten die Städte auf ihren Schutz bedacht sein und eine Streitmacht unterhalten, welche im Stande war, den nur der Faust vertrauenden Rittern, eine wohlthätige Furcht einzuflößen. — Da jedoch die Ritter theilweise eine beträchtliche Streitkraft in das Feld zu führen vermochten, waren sie gezwungen, im Vereine zu handeln, was, wie leicht begreiflich, die bedeutenderen Fehden nur erschweren mußten.

Auch Ritter Walter gehörte zu denjenigen Rittern, welche in dem Vertrauen auf ihre numeriſche Macht ſich nicht zu ſcheuen brauchten, mit einer Stadt, wie Straßburg, in Fehde zu gerathen und ſelbſt, als er hörte, daß ſeine Feindin ſich mit mehreren Schweizerſtädten zum Schutz und Trutz gegen ihn verbunden habe, lachte er dieſem Bündniſſe, denn er kannte die Verhandlungsweiſe der Städter und ihrer Vertreter, welche oft Jahre in Anſpruch nehmen, um nur zur Entſcheidung zu kommen, ob überhaupt verhandelt werden ſoll. — Ueberdieß war ſeine Burg feſt, auf einem unerſteiglichen Kegel gelegen, mit Vorräthen gut verſehen und von Saſſen beſetzt, welche ebenſo kühne Geſellen waren wie er und denen er zum größten Theil ein Aſyl vor dem Geſetze gegeben hatte. — An eine Belagerung dachte er nimmer und bei einer Berennung war nicht zu zweifeln, daß die Söldner der Verbündeten mit blutenden Köpfen zurückgetrieben werden würden.

Die Städter aber hatten dieſesmal ſich raſch und mit beſonnener Klugheit zur Fehde entſchloſſen und den Kampf in die Hände eines alten, erfahrenen Oberſten gelegt, welcher die Burg, ſtatt zu berennen, einſchloß um die Beſatzung auszuhungern. — Ritter Walter ſah ſich auf dieſe Weiſe nicht ſo bald überliſtet, als ihm auch der Gedanke an die Folgen ſchwer auf das Herz fiel und ihn einer Unterhandlung geneigt machte, die er am Anfange mit Hohn zurückgewieſen hatte. — Seine Saſſen, die endlich auch anfingen bei den auf die Neige gehenden Lebensmitteln zu murren, machten ihm dieſen Gedanken vertrauter und er entſchloß ſich,

einen Botſchafter abzuſenden, um die Unterhandlung einzuleiten.

So wie aber einſt die Abgeſandten der Städter, welche den Ritter zur Uebergabe aufforderten, mit Hohn von der Burg getrieben worden waren, ſo wurde auch der Bote des Ritters mit Hohn zurückgejagt, noch ehe er den Oberſten geſprochen hatte. — Mit ohnmächtiger Wuth und tiefem Schmerze vernahm Walter die Behandlung ſeines Abgeſandten und ein trüber Ernſt legte ſich auf ſeine Stirne, denn er erkannte ſeinen Untergang und auch den ſeiner Gattin, die er heiß und innig liebte.

Die edle Frau, welche ſchon ſeit der Fehde mit den Städtern in qualvoller Unruhe lebte, ſah dieſe nur geſteigert durch den trüben Ernſt, den der Ritter nicht verbergen konnte. Sie drang mit Liebeswort und Zärtlichkeit ſo lange in ihn, bis er ihr ſeine Lage und auch die Schmach geſtand, die man ſeinem Abgeſandten angethan hatte.

Da blitzte ein heller Gedanke in ihrem Geiſte auf und eine ungewohnte Entſchloſſenheit durchglühte ihren Buſen und ſtrahlte aus ihren Augen.

„Iſt jede Hoffnung verloren — ſprach ſie — ſo bleibt doch noch die, daß ich ſelbſt in das Lager gehe und unterhandle! — Fürchte nicht, daß ich mich erniedrigen würde — ſetzte ſie raſch hinzu, indem ſie die abweiſende Gebehrde ihres Gatten bemerkte — ich weiß, was ich uns und unſerem Namen ſchulde; aber dem Weibe können ſie nicht mit Hohn begegnen; der Oberſt muß mich hören und wird es einſehen, daß

es besser ist, auf gütlichem Wege zum Ziele zu kommen, als uns bis zu dem Aeußersten zu treiben. — Glaub' mir, er wird so klug sein und dieses richtig bedenken; er wird seinem Hasse die Zügel anlegen und lieber das Sichere nehmen, als seine Ehre auf das Wagspiel der Klingen setzen."

Der Ritter wollte sprechen, aber mit Küssen erstickte sie seine Worte und drang so lange in ihn, bis er halb zögernd, halb willig seine Einwilligung gab. — Die entschlossene Frau säumte nicht lange in der Ausführung ihres Planes. Sie fürchtete, daß ihr Gatte sonst andren Sinnes werden könne, nahm ihr Söhnlein auf die Arme und wanderte in das Lager der Städtischen, jedoch nicht ohne vorher die Mutter Gottes um Hülfe angefleht zu haben.

Der Oberst empfing die in Trauer gekleidete Dame höflich, aber frostig. — Lange jedoch vermochte er ihren Worten nicht zu widerstehen, die wie ein warmer Frühlingshauch von ihren Lippen strömten, und das Eis seiner Frostigkeit schmolzen. Sein Busen öffnete sich der Milde, aber unwirsch darüber und über sich selbst polterte er sich gewaltsam in einen künstlichen Zorn hinein und gestattete nur der Dame freien Abzug mit ihren Schätzen.

„Nun denn, so nehmt die Burg im Frieden in Besitz, denn mein Gatte ist gerettet, — entgegnete die Dame mit blinkenden Augen — meine Schätze sind er und mein Kind, das Andere ist mir Tand, und will ich gerne vermissen. Mit diesen Schätzen beladen ziehe ich hinweg im Vertrauen auf euer Wort und heißen Segen

will ich dafür vom Himmel auf euch erflehen. — Wohl erkenne ich, daß mein Gatte ſich ſchwer gegen die Städter vergangen hat und daß dieſe ſich darnach ſehnen mögen, ihre Feinde unſchädlich zu machen und an denjenigen Rache zu üben, welche ihnen Schaden zugefügt haben. — Meinen Gatten aber, als das Haupt, kann nur allein die Rache treffen und da er gerettet iſt, ſo werdet ihr an unſeren Mannen nicht Rache nehmen wollen, für das, was er verbrach. — Nehmt die Burg daher, denn ich ziehe mit meinen Schätzen ab. Mit den Andern aber ſeid barmherzig!"

Ueberraſchung und Rührung machten ſich wechſelweiſe in dem verwitterten Geſichte des alten Kriegsoberſten geltend; Letztere jedoch gewann die Oberhand, und als die hocherregte Frau ſchwieg, wandte ſich der Greis, eine Thräne zu verbergen.

Liebevoll kehrte er ſich dann wieder um, reichte ihr die Hand und berührte des Säuglings Stirne mit ſeinen Lippen.

„Ihr habt geſiegt, edle Frau und euer Gatte iſt durch euch gerettet. — Aber auch eure Schätze nehmt mit, denn ferne iſt es von mir, eine ſo hohe und aufopferungsfähige Treue nicht gebührend achten zu wollen. — Die Burg muß ich ſchleifen, für die Saſſen aber will ich nach beſten Kräften mich verwenden!"

Und alſo geſchah es. — Der Ritter zog mit ſeinem Weibe, ſeinem Erſtgeborenen und ſeinen Schätzen ab, die Mannen wurden zum größten Theil in den Dienſt der Städte verwendet, die Burg aber gebrochen.

Staufenberg.

Peter von Staufenberg verirrte ſich einſt auf der Jagd und kam todtmüde und halb verſchmachtet an eine, im tiefen Forſte gelegene, Waldquelle. Das Waſſer rieſelte unter den ſaftigen Blättern der wohlgenährten Waldkräuter, während ein weiches Lager von duftigem Moos den Boden rings umher bedeckte.

Der Jüngling war hocherfreut, ein ſo liebliches und ſchattiges Plätzchen zu finden, das ſo ganz geeignet war, ſich auf ihm dem Fluge der Phantaſie überlaſſen zu können. Er beugte die brennenden Lippen herab und netzte ſie an der kryſtallklaren Fluth; dann aber ſchritt er dem Bächlein entlang, um die Stelle ſeines Ergusſes zu ſchauen.

Plötzlich, mit der wonnigſten Ueberraſchung im Herzen, ſah er unter einem hohen Eichbaume, deſſen Fuß ſich zu einer Moosbank geformt hatte, ein liebliches Mädchen ſitzen, das die feuchten Haare auskrang und ſie zu Flechten ordnete. — Wie befangen von dem ſüßen Zauber ihres Anblickes, ſtand der Jüngling und wagte kaum zu athmen. Sein Herz ſchlug hörbar und ſeine Blicke hingen an den Reizen des Waldkindes,

das in keuſcher Unbefangenheit Fuß und Buſen unverhüllt ſeinen Blicken preisgegeben hatte.

Endlich ermannte ſich Peter und ſchritt leiſe vor, denn ihn drängte es zu wiſſen, wer ſie wäre und warum ſie ſo einſam in dem Forſte weile. Das ſchwache Geräuſch ſeiner Schritte ſchreckte das Mädchen empor. Sie ſchaute auf und eine holde Röthe überdeckte ihr Antlitz und ihren Buſen, als ſie den Jüngling gewahrte, deſſen Augen liebeglühend auf ſie gerichtet waren.

Mit ſtockenden Worten bat er das Mädchen, ob er in ihrer Nähe weilen dürfe, und als ſie dieß bejahte und dabei mit holder Scham die reichen Flechten über den Buſen zog und die kleinen Füßchen in den Falten ihres ſchneeigen Gewandes verſteckte, war es ihm, als müſſe er ſie anbeten.

Er ſtreckte ſich auf das weiche Moos in ihrer Nähe nieder, ſtützte den Kopf in ſeine Hand und verſank in ihre Betrachtung. — Die Verlegenheit des Mädchens ſteigerte ſich und immer ſchöner wurde ſie hierdurch, ſo daß der Junker immer mehr und mehr entbrannte und ſein Herz ſich immer feſter an die Liebliche ſchloß.

Aus ſeiner Anſchauung weckte ihn endlich ihr voller und ſchüchterner Blick, in dem ſich Liebe mit einem ſtillen Vorwurfe miſchten.

Der Junker empfand das Ungebührliche ſeines Anſtarrens und, wie aus einem Traume erwachend, ſeufzte er laut auf.

„Verzeihet, Jungfrau, wenn ich meine Blicke allzu lang und allzu feſt auf euer holdes Geſicht gerichtet habe; eine ſeltſame, entzückende Träumerei hat ſich in

meinem Busen ausgesponnen und mir war, als wäre ich allein und dürfte ich euch ewig so ansehen, wie ich es eben gethan habe. — Erlaubet mir, daß ich dasjenige, was ich bisher versäumte, nachhole und nehmt vor Allem meinen Dank entgegen, daß ihr mir bewilligt habt, in eurer Nähe rasten zu dürfen."

„Nicht doch, edler Junker — erwiederte freundlich das Mädchen — Ihr seid hier Herr auf diesem Grunde und ich muß danken, daß ihr mich weilen lasset."

„O, daß ich diesen Platz zum Eden schaffen könnte, damit ihr euch nicht fort mehr sehntet. — Und ist er mir nicht ein Eden geworden, seit ich euch sah — fügte er mit zärtlichem Augenblinken hinzu — o wendet euch nicht ab, edle Jungfrau, und zürnt mir nicht, wenn ich das Toben meines Herzens nicht mehr zurückzuhalten vermag. Ich liebe euch und glücklich wäre ich, wenn ihr die Hand mir reichen wolltet, um Herrin dieses Bodens und Gebieterin auf meiner Burg zu sein."

Der Junker, welchem das entschlüpfte Geständniß die Zunge vollends gelöst hatte, bestürmte das hocherregte Mädchen mit Liebesworten und Liebesflehen und sie, die dem schönen Jünglinge von vornherein nicht zu zürnen vermochte, entzog ihm nicht die Hand, die er im heißen Ungestüme an Brust und Lippen preßte.

„O sprecht — flehte er — darf ich hoffen, oder muß ich fürchten! Könnt ihr mich lieben? Löst meine Zweifel, die mich unglücklich machen."

„Ich liebe euch — lispelte sie leise, indem sie das rosige Gesichtchen nach ihm beugte und ihre herrlichen

Blicke auf dem Aufjubelnden ruhen ließ. — Schon länger lieb' ich Euch, als ihr es ahnen könnt."

„So willigt ihr ein, mein Weib zu werden?"

„Das darf ich heute euch nicht ſagen; kommt morgen wieder hierher und um dieſe Stunde; aber jetzt verlaſſet mich, denn meine Zeit iſt abgelaufen."

„Du kommſt und ich ſehe dich wieder." — Raſch und entſchloſſen erhob er ſich, umſchlang die Ueberraſchte und preßte einen Kuß auf ihre Lippen; dann aber ſtürzte er fort, denn er fürchtete, bei längerem Verweilen ſich gar nicht mehr von dieſem Platze losreißen zu können.

Des anderen Tages, ſobald die Zeit es nur geſtatten wollte, kehrte er an die Quelle zurück und fand die Geliebte im Schmucke eines duftigen Kranzes von Maienglöckchen. Mit einem ſonnigen Lächeln und einem glänzenden Blicke der Liebe bot ſie ihm die kleine Hand und ließ ihn neben ſich niederſitzen.

Sie erzählte ihm dann, daß ſie eine Undine ſei, welche dieſe Quelle bewohne; daß ſie ihm ſchon längſt hold ſei und es als das höchſte Glück empfinden wolle, ſeine Liebe errungen zu haben.

„Und verlangt ihr noch, edler Junker, daß ich euer Weib werden ſoll, ſo will ich euch folgen, wohin ihr wollt, nur — und dabei umzog ein ſchwärmeriſch-melancholiſcher Ausdruck ihr Geſichtchen — müßt ihr mir treu ſein, denn Untreue brächte euch den Tod und mir ewiges Leid."

„Treu bis zum Tode! — rief der Jüngling leidenſchaftlich, indem er ſie an ſich preßte und Mund und Augen der Jungfrau mit heißen Küſſen bedeckte. — Nie

ſoll eine Andere in meinem Herzen Macht erhalten, das dir gehört und bleiben ſoll für alle Zeit!"

Still und ohne allen Prunk wurde die Trauung vollzogen. — Wahres Glück bedarf keines Schimmers, der gar oft nur das innere Weh überdecken ſoll; das junge Pärchen war ſich ſelbſt genug, die Welt war ihm entſchwunden, aber in ihrer gegenſeitigen Liebe tauſchten ſie dafür den Himmel ein. — Tage, Wochen, Monate vergingen und immer neu war das Glück. Es war, als würden ſie täglich jünger; als würde ihre Liebe täglich duftender. Als endlich gar ein lieblicher Knabe der Verbindung entſproßte, ſo war der Freude kein Ende und beide Gatten fühlten, wie dieſes Pfand der Liebe ſie nur noch inniger verknüpfen mußte.

Je höher das Glück aber, um ſo näher das Weh! — Wie ein Lauffeuer breitete ſich die Kunde aus, daß in dem Lande der Franken ein Krieg entbrannt ſei, der viele teutſche Edle und Ritter dahin locke, ſich Lorbeeren zu verdienen.

Auch Ritter Peter vernahm die Kunde und wie ein finſtrer Mahner klopfte die Ehrbegierde an ſeine Bruſt und ſchalt ihn, daß er das Schwert der Ahnen verroſten laſſe, während die Andern ſich Ruhm im ritterlichen Werke errängen. Er wurde ungeduldig, er zerquälte ſich, ſein Geiſt war abweſend und das Koſen ſeiner jugendlichen Gemahlin vermochte ihn nicht mehr zu feſſeln wie ſonſt.

Mit ſtillem Grame bemerkte die Gattin, daß des geliebten Mannes Geiſt ſich nicht mehr von der, zwar glücklichen, doch beſcheidenen Häuslichkeit befriedigt fühle,

und daß ſein Sinn ſich nach der Ferne ſehne, aus der die Kriegsfanfare klang. — Der Ritter, der Alles aufbot ſeine Sehnſucht zu verbergen, verrieth dieſelbe doch in manchen unbewachten Augenblicken und beſtärkte dadurch die Gattin in dem, was ſie entſchloſſen war zu thun. — Sie überreichte ihm eines Tages nämlich ein ſelbſtgefertigtes und herrliches Wehrgehänge und forderte ihn auf, daſſelbe in der Schlacht zu tragen und ihrer zu gedenken.

„Du wirſt dich nach dem Frankenlande ſehnen, um dort das Schwert deiner Ahnen im heißen Streite zu prüfen. — Siehe, ſo weh es meinem Herzen iſt dich miſſen zu ſollen, ſo will ich doch, daß du dem Drange Genüge leiſten mögſt, der dich verzehrt und unſer Glück zu untergraben fähig iſt. — Ziehe hinaus, theurer Gatte, erringe den Lorbeer, ſei ein Held, dann aber kehre wieder und erkenne, daß das Glück, das dir an meinem Buſen blüht, ein beſſeres iſt, als das, welches dir die Ferne zu bieten vermag."

Der Ritter, von dieſem edlen und opferwilligen Entgegenkommen ſeiner Gattin bis in die tiefſte Seele gerührt, ſchloß ſie an ſeine Bruſt und küßte die Thränen hinweg, die ſich aus ihren Augen ſtahlen.

„Dank, Dank, — ſprach er, ſie immer wieder neu umarmend — du haſt in meiner Seele geleſen und weißt, wie ich mich ſehne, dem Namen meiner Ahnen und dem Stande, dem wir angehören, Genüge zu thun. — Zum Kampfe zieht es mich und wie ein Vorwurf blinken meine Waffen mir in's Auge; dein Gehänge nehme ich darum auch als glückverheißendes Zeichen an,

denn die Liebe hat es gegeben und dieſe wird mich zurück leiten in deine Arme."

An ſeine Bruſt geſchmiegt, führte ſie ihn an die Wiege und reichte ihm des Knäbleins Lippen zum Kuſſe. „Das ſei mein Troſt in deiner Abweſenheit — ſchluchzte ſie. — Vergiß uns nie und denke oft zurück!"

Immer! — Immer! — ſchwor der Ritter, deſſen Augen ebenfalls in Thränen gebadet ſtanden. — Nie werde ich dein vergeſſen, theueres Weib, und unſeres Knaben.

„So ziehe denn und kehre bald zurück; allabendlich will ich am Fenſter ſtehen und deiner Rückkehr harren mit liebevollem Herzen. — Vergiß nie, was du mir gelobt, vergiß nie, was ich dir gekündet habe, ehe ich folgte."

Mit einem langen Kuſſe beſiegelte der Ritter nochmals ſein gegebenes Verſprechen der Treue und rüſtete ſich dann zum Aufbruch, wobei die Gattin ihm ſtill und beſonnen an die Hand ging. — Es war, als trügen unſichtbare Hände das Benöthigte zuſammen, ſo ſchnell und ohne Mühe fand ſich Alles, was der Ritter brauchte und was die liebende Sorgfalt der Gattin ihn veranlaßte noch mitzunehmen. — Ritter Peter erkannte es bei ſeinem Abſchiede am meiſten, welch ein reicher Segen ihm in dieſem ſtillen, ſorgſamen und ſo liebevollen Weibe blühte. Hätte die brennende Ehrſucht ihn nicht wie eine Leidenſchaft erfaßt, er wäre zu Hauſe geblieben und hätte die Früchte genoſſen, die die geräuſch- und prunkloſe Sorglichkeit in ſeiner Burg heranzureifen wußte; ſo aber eilte er nach einem langen Ab-

ſchiede von der ſich nur mit Mühe bezwingenden Frau hinweg und ſprengte einem unbekannten Orte zu, den ſeine Phantaſie aber mit reichen Gebilden von Prunk, Ruhm und Schlachtenehre bevölkert hatte. Nicht achtete er des blutigrothen Streifens, der ſich durch dieſelben wand und in ein nebelgraues Grab ſich endete; er war kampfesmuthig, jung und voller Hoffnung, Grund genug, um nicht den Hintergrund zu ſehen, der trüb und hohläugig ihm entgegenſtarrte. — Vor ihm gaukelte das, was er wünſchte, ſchaute er von ſeinem Gaul zurück, ſo ſah er die Gattin, die ihm nachwinkte und ſeiner Rückkehr harrte. Grab und Nacht mußten verſchwinden, um einem heiteren Familiengemälde Platz zu machen.

Endlich entzog ihm der Wald den Blick auf die Burg, er ſpornte darum ſein Roß und rief mit einem frohen Gejubel: „Nun vorwärts Saſſen, vor uns liegt Ruhm, hinter uns Liebe; je raſcher wir zum Erſten gelangen, um ſo bälder genießen wir auch wieder das Letzte.

Und „Vorwärts!“ ſcholl es von den bärtigen Lippen der Mannen, indem ſie den Gäulen die Sporen einſetzten und im raſchen Trabe dem voranſprengenden Ritter nacheilten.

Staufenberg ſtellte alsbald nach ſeiner Ankunft im Frankenlande ſeine und ſeiner Reiſigen Klingen einem fränkiſchen Herzoge zur Verfügung und zeichnete ſich durch perſönliche Tapferkeit und Klugheit ſo ſehr aus, daß der Herzog wünſchen mußte, dieſen tüchtigen und biederen Kämpen an ſich und ſeine Sache zu feſſeln. Welche Bande können aber am beſten einen freien Rit-

tersmann vermögen, die Freiheit gegen ein Vasallenthum zu vertauschen? frug sich oft der Herzog, bis er eines Tages bemerkte, daß sein jüngeres Töchterlein den schönen und bescheidenen teutschen Ritter mit glänzenderen Augen anschaute, als sie die anderen Herren gewöhnlich anzusehen pflegte. — Dem Herzog ward es licht im Geiste; er sah, daß eine Verbindung zwischen der Tochter und dem Ritter seine Pläne am ehesten und leichtesten ermöglichen könne und er bot deßhalb, als Dank für die treuen Dienste, dem Ritter die Hand des Mädchens an, das im Schmucke der Jugend, der Schönheit und des Standes eine ebenso liebliche als glänzende Erscheinung war.

Der Ritter, dessen einfacher Sinn durch den Prunk des fränkischen Fürstenhofes schon geblendet und bestochen war, vernahm das Anerbieten mit einem Gefühle der befriedigten Eitelkeit. Es schmeichelte ihm, zum Gemahle einer schönen, jungen Fürstin erwählt worden zu sein, und vor dem Glanze der Krone, die sie trug, und der Pracht, die um sie herrschte, wurde das Bild seines lieben, keuschen Weibes immer mehr und mehr in seinem Herzen zurückgedrängt. Er überließ sich dem Strudel der Vergnügungen, in welche ihn der Herzog zu verstricken wußte, ohne widerstreben zu können, aber auch ohne über die Veränderungen in seinem Innern nachdenken zu wollen. Nur des Nachts, wenn das körperliche Auge nicht mehr befangen ward von dem Anblick der Feste, tauchte ein bleiches Bild in seiner Seele auf und schaute ihn mit wehmuthsvollen Augen starr und schweigsam an. Wie er sich auch abwenden wollte

von dieſem Bilde; wie er dem tiefen Blicke des ſchwer gekränkten Weibes entfliehen wollte, es gelang ihm nicht; ſtets mußte er in ihre Augen ſehen, die nicht zürnten, ſondern weinten. — Eine verzweifelnde Unzufriedenheit bemächtigte ſich dann ſeiner. Er gedachte der Schönheit ſeines jungbleibenden Weibes, der Lieblichkeit ſeines Knaben, der friedlichen und glücklichen Tage, die er auf ſeiner Burg verlebt hatte; er verglich das Alles mit dem friedloſen und aufregenden Leben an dem Hofe und der Sucht nach ermüdenden Vergnügungen und erkannte, daß ſeine Burg einen höheren Schatz berge als die Krone es iſt, ſelbſt auf dem Haupte des ſchönſten Fürſtenkindes. Die beſten Vorſätze tauchten in ihm auf; er gelobte ſich oftmals nach Hauſe eilen und den verlockenden Hof fliehen zu wollen; aber brach der Tag an, verſchwanden die Bilder der Nacht vor dem Glanze der Sonne, ſo hielt ihn die Scham zurück, ſeinen Abſchied zu fordern und mit ſiegender Gewalt fühlte er ſich von Neuem in den Zauberkreis ſeiner jugendlichen Braut gezogen.

So verfloſſen Wochen in qualvollem Kampfe mit ſich ſelbſt; Ritter Peter bleichte ab, wurde düſter und zerſtreut und konnte die innere Beklemmung, ſelbſt in der Nähe des Mädchens, nicht bannen. — Er beſchloß endlich einen Prieſter um Rath zu fragen und dieſem ſeine Sorgen und Qualen anzuvertrauen.

Mit bedächtigem Staunen hörte ein, als halber Heiliger geprieſener, Probſt ihn an, deſſen fettes Geſicht im röthlichen Glanze ſtrahlte, ſich aber jetzt etwas entfärbt hatte, da die Mittheilung des Ritters ihn entſetzte.

„So habt ihr euch mit dem Satan verbunden, — rief er erschrocken und schlug drei Kreuze — denn Engel und himmlische Geister erzeugen mit Menschen keine Kinder, das thun nur höllische Geister, damit ihre Macht auf Erden sich immer mehr und mehr verbreite. — Ihr seid der Hölle verfallen und ich halte es selbst als Pflicht, euch aus der Gemeinschaft der Kirche zu stoßen, wenn ihr euerem Teufelsweibe nicht abschwört und euch zur Kirchenbuße versteht, ohne die euch keine Absolution werden kann!"

Der Ritter, den des Priesters Worte halb erfreuten, halb erschreckten, klammerte sich mit wildem Eifer an den Ausspruch an, daß sein Weib ein unheiliges Wesen sei, dem er keine Treue halten dürfe. Halb überredet, halb bethört, ließ er sich dazu bestimmen, ihr abzuschwören, unterzog sich darauf einiger Büßungen und der in das Vertrauen gezogene Herzog bestimmte den Tag, an welchem der Ritter durch die Trauung mit seinem Kinde von dem Teufelsspuck vollends erlöst werden sollte.

Der Trauungstag rückte heran und mit seiner Nähe steigerte sich die Unzufriedenheit des Ritters. — Wie ein quälender Alp lag es auf ihm und immer wehmüthiger war der Blick, mit dem das verläugnete Weib in seinen Träumen ihn anschaute. — „Erhitzte Phantasie, — tröstete der feiste Mönch — der Spuck wird bei der Trauung schon verschwinden."

Bleich und gesträubten Haares fuhr der Ritter am Morgen des Trauungstages von dem Lager auf und eilte an das Fenster, wo die Sonne warm und freundlich

ihm entgegenquoll. — Die Glocken begannen zu läuten und die Diener traten ein, den Herrn zu ſchmücken.

Starren Auges und wie betäubt ließ er mit ſich geſchehen was man wollte. Dann ſprang er auf das bereitgehaltene Pferd und eilte, gefolgt von einer ſtattlichen und feſtlich geſchmückten Mannenſchaar, in die Hofburg, ohne unterwegs auf die Blicke der Frauen und Mädchen zu achten, die dem ſchmucken Ritter nachſchauten und ihre Meinung über ihn ausließen.

Wie ein lichter Morgen trat ihm die Braut entgegen in den fürſtlichen Brautgewändern und mit der kleinen Krone auf dem Haupte, unter welcher ein langer duftiger Schleier faſt bis zur Erde herabquoll. — Ihr Lächeln zündete aber keine Gefühle in ſeinem Herzen und als er ſich herabbeugte, um ihre Hand zu küſſen, war es ihm, als berührten ſeine Lippen eine Todtenhand; er taumelte entſetzt zurück.

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung; er mußte eine Brücke überſchreiten, unter welcher ein Gießbach ſeine jetzt ſanften und harmloſen Wellen hinrollte, welche die Blumen des Ufers, wie im neckenden Muthwillen, badeten und ſchaukelten. — Aber eine dunkle Wolke ſegelte auf Sturmesſchwingen heran, und als der Bräutigam die Brücke betrat, löſte ſich ein blendender Blitz aus ihr, Wirbelwinde umheulten ihn, der Donner rollte und der Bach ſchlug ſeine Wellen ſchäumend bis an die Hufe der Pferde.

Das Pferd des Ritters ſtutzte und bäumte ſich in wilder Angſt. „Mein Traum!“ — ſchrie der Ritter, deſſen bleiches Geſicht entſetzlich gegen den Brautſchmuck

abſtach, — ſtieß die Sporen in wilder Verzweiflung in die Flanken des Roſſes und ſprang in die ſchäumenden Fluthen.

Der Wind ſchwieg, die Sonne brach hervor und der Gießbach floß erregt zwar, aber nicht mehr mit wildem Toben durch die Brücke, auf der die zitternde Braut mit dem Gefolge ſtand.

Zur ſelben Zeit als die Wellen den treuloſen Gatten verſchlangen, zog auch ein wilder Sturm über Stanfenberg und als er ſich gelegt hatte, war die Burgfrau mit dem Knaben verſchwunden. — Niemand wußte wohin; aber um Mitternacht hörte man ein lautes Weinen und ein Kinderwimmern, und von den Wipfeln der Tannen ſeufzte es wie: „weh', Männertreue!“

Die Klingelkapelle.

Kurz nachdem das Chriſtenthum in Teutſchlands Gauen Boden gefaßt hatte, ließ ſich in einer verlaſſenen Zelle bei Gernsbach (auf dem Wege zwiſchen Gernsbach und der Burg Eberſtein) ein Einſiedler nieder und lehrte, neben ſeinem beſchaulichen Lebenswandel, den Anwohnern das Bekenntniß des Kreuzes.

Eines Abends, als der Sturm ächzend und ſtöhnend durch die Wipfel der Eichen und Tannen fuhr und der Regen auf ihre Blätter niederklatſchte, vernahm er eine ſanfte, flehende Stimme, welche ihn um Schutz und Obdach bat.

Der Einſiedler ſchaute nach und erkannte vor ſeiner Zelle ein junges, ſchönes Weib, das ſich ſchauernd vor Kälte in die wenigen Kleidungsſtücke zu hüllen ſuchte, die kaum ihre Blöße zu bedecken vermochten.

„Laßt mich ein — bat ſie — und gebt mir ein Plätzchen an eurem Feuer, denn ich bin müde und mich friert.“

Bereitwillig geleitete der Einſiedler die Frierende in die Zelle, bot ihr Honig und Wein und hieß ſie an dem Feuer niederſitzen, um ſich zu trocknen und zu wärmen.

Nachdem sie sich gelabt und an das Feuer gekauert hatte, begann der Einsiedler die Unterhaltung, indem er sie frug, woher sie komme und was sie getrieben habe, in die stürmische Nacht hinaus zu wandern.

„„Ein Gelübde, — versetzte die Maid. — Verfolgt und verstoßen mußte ich aus einer mir lieb gewesenen Zelle entfliehen, welche ich bewohnte; in die Zelle will ich zurück und mein Grab dort graben.““

„So bist du ein Einsiedler-Mädchen, und dennoch siehst du so jung und schön aus, daß ich dich mehr für ein Kind, als für ein Weib gehalten hätte.“

Bei diesen Worten rückte der Einsiedler dem Mädchen näher und seine Blicke blieben unwillkürlich an den Formen haften, welche ihm jugendfrisch entgegenzuschwellen schienen.

„„So wie du, bin auch ich gewohnt, in dem Walde zu leben und meinen Göttern zu dienen; dem Dienste der Hertha war ich geweiht, aber ihr Christen, die ihr Liebe predigt und Unduldsamkeit übt, habt mich aus meiner Zelle vertrieben und in die Nacht hinausgestoßen. Wehe, wehe! Hertha wird mich rächen!““

„So bist du keine Christin?“ — erwiederte erschrocken der Mönch und fuhr unwillkürlich vor der Heidin zurück, die mit lieblichem Trotze am Feuer saß und mit der Spitze eines kleinen Stabes Runen auf den Boden zeichnete.

„„Ich bin keine Christin und das macht dir Schrecken? Bin ich weniger jung, weniger schön, bin ich nicht so Fleisch und Blut wie du? — Sieh her, hier ist die Zelle, die einst mir gehörte und heute mußte ich vor

ihr um Obdach flehen; dieſes Moos hat meine Hand aufgeſchüttet und dieſen Schmuck hab' ich zu Ehren Hertha's ſelbſt verfertigt. — Schützt dich dieſe Clauſe weniger, weil ſie einſt mein war; ſchliefſt du weniger ſanft auf dieſem Lager, oder freute dich der Zierrath weniger, weil ſie einſt durch mich bereitet wurden? — Schau nach den Sternen, wie der Himmel ſo groß und ſo glänzend; Raum genug iſt darin für meinen und deinen Gott, warum verfolgt ihr mich?""

„Halt ein, Unglückſelige, du eiferſt gegen ihn, der Liebe lehrte und für unſ're Sünden am Kreuze ſtarb. — Doch größere Freude iſt im Himmel für einen Bekehrten, als für hundert Gerechte und Gott hat dich mir zugeſandt, dein Herz und deine Seele vor den Qualen der ewigen Verdammniß zu erretten."

Nach dieſen Worten und nachdem er ein frommes Gebet verrichtet hatte, kehrte er ſeine Blicke wieder auf das Mädchen und begann ihr von dem Leben, dem Leiden und dem Tode des Erlöſers zu ſprechen.

Aber ſein Herz fühlte nicht, was er ſprach; denn die Schönheit der Jungfrau gaukelte vor ſeinen Sinnen und umwand ſeine Seele. Und als ſie gar, ſcheinbar aufmerkſam auf ſeine Worte, näher an ihn anrückte, als ihr Hauch ſeine Wange ſtreifte und ſie ſeine Hand an ihren Buſen zog, rollte es wie ſiedendes Feuer durch ſeine Adern und das Wort erſtarb ihm auf den Lippen.

Die Jungfrau, ihrer Macht bewußt, ließ nicht ab, ihn mit ſcheinbar kindlich unſchuldigem Gebahren mehr und mehr in ihre Netze zu ziehen, und als ſie glaubte,

ihn ganz zu besitzen, verlangte sie, daß er das Kreuz zertrümmere, vor dem er zu beten pflegte.

Sie wußte dieses Verlangen mit so liebenswürdiger Unbefangenheit und kindlicher Trotzigkeit einzukleiden und dabei ihren Reizen eine solche Geltung zu verschaffen, daß der noch unschlüssige Mönch besiegt ihrer Bitte willfahren wollte. Er streckte die Hand aus nach dem Zeichen; aber in demselben Augenblicke läutete außen eine Klingel, deren Klang mahnend ihm an das Gewissen schlug und ihn voll Scham und Reue zum Gebete niederwarf. Als er sich wieder erhoben hatte, war die Saga verschwunden.

Die Klingel aber, welche unsichtbare Hände an ein Gesträuch gebunden und geläutet hatten, nahm der Eremite als Mahnbild an seine Schwäche in die Clause, die von da an die Klingelcapelle geheißen wurde.

Die Seejungfrau.

Eines Abends, als die Mädchen und Burſchen aus Seebach ſich in der Spinnſtube zuſammengefunden hatten, Erſtere, um den linnenen Faden zu drehen, der den Hauptbeſtandtheil der damaligen Tracht ausmachte, und Letztere, um die Mädchen durch Neckereien und ausgeführte harmloſe Scherze oder auch Erzählungen zu unterhalten, trat eine liebliche Jungfrau mit einem Spinnrädchen von Elfenbein in die Stube und bat mit ſittigen Worten, daß man ihr geſtatten möge, die Geſellſchaft zu vermehren.

Erſtaunt über die vorher noch nie geſehene Fremde, aber doch mit freundlichem Entgegenkommen rückte man zuſammen und der Sohn des Hauſes brachte augenblicklich einen Stuhl, den er aus dem beſten Zimmer genommen haben mußte, denn er trug ganz das Zeichen wenigen Gebrauchtwerdens und war auch viel ſchöner als alle übrigen.

Die Geſellſchaft, durch die Fremde anfangs zwar ein wenig verſchüchtert, kam nach und nach wieder in die gewohnte Munterkeit. Man ſcherzte, lachte, trug Lieder vor, und als die Fremde endlich ſchied, war man voll des Lobes über ſie und trug ſich mit phantaſtiſchen

und geſpenſtiſchen Mährchen über ihre Abkunft und Wohnung.

Am meiſten wurde der Meinung zugeſtimmt, daß ſie eine Jungfrau aus dem Mummelſee ſein müſſe, der unergründlich tief auf dem Berge ſeine dunklen Gewäſſer ausbreitete. Der Einzige, der keine Meinung ausſprach und der auch überhaupt ſeit dem Erſcheinen, und ganz beſonders ſeit dem Abgange der Jungfrau ſich ſchweigſam verhielt, war der Sohn des Hauſes.

Er war ein ſchmucker, ſchüchterner Junge und beſſer gebildet als ſeine Kameraden, da ſein Vater, der Reichſte in der Gegend, aus ihm etwas ganz Beſonderes machen wollte: ſo etwas wie ein Schulze oder Gemeindevorſteher und dergleichen, eine klare Idee hatte er eigentlich hierüber noch gar nicht gefaßt.

Genau um dieſelbe Zeit wie geſtern erſchien des anderen Tages die Jungfrau wieder, ſetzte ſich nach ihrem freundlichen Gruße ſtill in die Reihe und fing an zu ſpinnen. Ihr gegenüber aber ſtellte ſich der Sohn des Hauſes in die dunkelſte Ecke des Zimmers und ſprach kein Wort; nur wenn der freundliche, offene und zutrauliche Blick des Mädchens auf ihm ruhte und ſie gar ihm zunickte, war es ihm, als griffe eine warme Hand in ſeinen Buſen, und eine flammende Röthe ſtieg auf ſeine Wangen.

Genau um dieſelbe Stunde wie geſtern ſchied auch heute die Fremde, und von nun an fehlte ſie keinen Abend in dem heiteren Kreiſe, wobei ſie aber immer genau die Stunde einhielt und durch keine Bitte und Zuſprache zum längeren Verweilen veranlaßt werden konnte.

Seitdem die Fremde an der Unterhaltung der Spinnstube Theil genommen hatte, waren die Mädchen noch einmal so fleißig als vorher; ihre Gespinnste waren viel feiner, ihre Kunkeln viel voller.

Dabei waren sie aber auch viel munterer als vordem und, wenn man dem Ausspruche der Burschen vertrauen durfte, viel netter und lieblicher in ihrem Aeußeren. Es schien gleichsam ein verklärender Glanz von der Fremden auszugehen, der Alles, was in ihre Nähe kam, veredelte und verschönte. Man gewöhnte sich, die Fremde unter sich zu sehen und freute sich auf die Stunde, wo sie erschien; am meisten aber freute sich der Sohn des Hauses, denn ihm schien die Zeit, in welcher er sie nicht sehen konnte, gar nicht vorhanden. Sichtbarlich bleichte er in derselben ab und nur dann, wenn sie eintrat, gewannen seine Züge Leben und seine Wangen Feuer.

Eines Abends faßte er den Entschluß, die Uhr zurückzustellen, damit er das Mädchen länger ansehen könne. Gedacht, gethan, und als die Stunde kam, in der sie schied, schlich er hinaus, um ihr nachzugehen.

Das Mädchen schien die Unregelmäßigkeit gefühlt zu haben, denn mit auffallender Hast empfahl sie sich auf den Glockenschlag und eilte fort in der Richtung des Sees. — Der Jüngling folgte ihr, sah sie in das Wasser tauchen und hörte bald darauf ein leises Wimmern, wobei der See kochte und schäumte.

Aufgeregt und Unheil ahnend sprang er ihr nach, aber eine unerklärliche Gewalt zog ihn in die Tiefe, in welcher er verschwand.

Des anderen Tages fanden Holzhauer seinen Leichnam, in dessen Nähe Blut und einige Büschel Frauenhaare schwammen. — Die Seejungfrau kam nie mehr zum Vorschein.

Yburg.

Mannichfaltige Sagen haben sich an die Ruinen der Yburg geknüpft, und in Wahrheit ist diese Ruine auch ganz geeignet, der Aufenthaltsort von Spuckgeschichtchen, Kobolden und Geistern zu sein.

Der Enkel Gustav Wasa's hatte in ihr zuletzt sein alchymistisches Laboratorium aufgeschlagen, in welchem er, im Verein mit Pestalozzi, sein Unwesen trieb. — Später haben die Mönche alle Kobolde und Geister, welche in Baden hausten, in einen Sack gebunden und auf die Yburg verbracht. — Es war dieses ein sehr naives Verfahren, welches allein nur durch die Wahl der Yburg, als Aufenthaltsort der Geister, genießbar gemacht werden kann.

Von dem Letzten des Geſchlechtes, das die Burg erbaut hatte, erzählt man ſich, daß er ein rüder, liederlicher Geſelle geweſen, der ſein Beſitzthum verpfändet und ſich dadurch in höchſt unerquickliche Geldbedrängniſſe geſtürzt hatte. Seine Gläubiger peinigten ihn und mehr als ſein Gewiſſen mochten dieſe ihm ſeinen liederlichen Lebenswandel vorhalten.

Nach einer von den gewöhnlichen Scenen mit einem Gläubiger, wobei es nicht an Drohungen, Flüchen und endlichen Jeremiaden fehlte, träumte dem Ritter, daß er in den Grabgewölben ſeiner Ahnen einen ungeheuren Schatz gefunden habe. Anderen Tages ſtieg er in dieſelben nieder, erbrach die Särge, und als er nirgends das Geträumte fand, ſoll er ſich in gräßlichen Verwünſchungen über die geizigen Ahnen ergangen haben.

Als er aber in dem beſten Zuge war, ſeine Vorfahren von dem erſten Gliede an zu verfluchen, erhob ſich aus den Tiefen der Gräber eine ungeheuerliche Geſtalt, welche durch die Decke bis zu den Wolken zu wachſen ſchien und mit lautem Hohnlachen ſich anſchickte, dem Erſchrockenen das Genick umzudrehen.

Zähneklappernd fiel der Ritter in das Knie und rief Gott und alle Heiligen an, ihm beizuſtehen. Er wolle Buße thun und in Sack und Aſche als Einſiedler ſeine Tage beſchließen.

Der Ritter hatte kaum dieſes Gelübde abgelegt, als aus einem der geöffneten Särge eine Kinderſtimme erklang, welche mit harten Worten den Unhold von dannen trieb und den Ritter bat, für ſein Seelenheil Bedenken zu tragen, da ſeine Tage gezählt ſeien.

Unter Donner und Gekrach entfloh der Böſe und warf im Davonfahren noch einen Blitz auf die Burg, der den einen Thurm von oben bis unten ſpaltete. — Der Ritter aber that, wie er gelobte, und es iſt zu hoffen, daß ſeine Schuld dort oben pünktlicher von ihm entrichtet worden iſt, als die Schulden, die er auf ſeinem Stammſchloſſe zurückgelaſſen hatte.

Windeck.

Ohngefähr 4 Stunden von Baden liegt die Burg Windeck, in welcher der Geiſt eines Mädchens lebt und von Zeit zu Zeit in körperlicher Geſtalt auf die Oberwelt tritt.

Einſtmals ſah ein junger Forſtgeſelle, den die Jagd auf die Ruine führte, das Fräulein, welches dem Ermüdeten einen Becher voll des köſtlichſten Weines kredenzte. — Wunderſam ergriff ihn die liebliche Geſtalt und täglich kehrte er zurück, um ſie nochmals zu ſehen.

Als aber alle ſeine Bemühungen fruchtlos blieben und er immer und immer wieder enttäuſcht nach Hauſe kehren mußte, härmte er ſich ab und ſiechte dahin. —

Er blieb endlich ganz auf der Burg, wo er ein ſtilles Traumleben führte und von den Umwohnern bald nicht anders, als der Burgherr genannt wurde.

Eines Morgens fand man ihn todt; aber mit ſo verklärten Zügen, daß man ſich der Meinung hingab, er habe das Burgfräulein geſehen. Einige ſetzten bei, daß ihr Kuß ihm das Leben geraubt. Als man aber gar noch ein Ringlein an ſeinem Finger bemerkte, das man vorher nie bei ihm geſehen hatte, wurde dieſe Meinung zur Gewißheit und die fromme Scheu begrub ihn in der verfallenen Todtengruft der Burg, zur Seite der Geiſterbraut.

2.

Nahe der obigen Burg ſieht man noch heute die Spuren eines tiefen Grabens, der der Hennegraben heißt und von dem die angränzende Meierei den Namen lieh.

Von der Entſtehung dieſes Grabens erzählt man ſich, daß einſtmals die jungen Verwandten eines Dechanten von Straßburg, den die Windecker gefangen hielten, gekommen ſeien, die Freilaſſung ihres Oheims zu erbitten.

In dem Banne der Burg angelangt, trafen ſie im Forſte eine alte Frau, welche ſie freundlich anredete und nach dem Ziele ihrer Fahrt frug.

„Wir wollen auf die Windeck — nahm der älteſte der beiden Knaben das Wort, ein ſchlanker, zart ausſehender Jüngling. — Unſer Ohm, der Dechant von Straßburg, ſitzt dorten gefangen und wir wollen uns als Geißeln ſtellen, bis er ſein Löſegeld bezahlt hat.“

„„Ei, glaubt ihr denn, daß der Windecker euch ſo mir nichts dir nichts als Geißeln annehmen werde. Und wie wollt ihr zarten und ſchmächtigen Knaben die Gefangenſchaft ertragen, die euch auf der Burg droht? He?!““ — Dabei muſterte die Alte mit ſchlauem Augenblinzeln die zarte Geſtalt des Jünglings, der mit Mühe nur die Thränen unterdrücken konnte.

„Gott wird uns helfen, denn der Ohm iſt unſere einzige Stütze,“ — liſpelte er und ſein jüngeres Brüderchen ergriff das Wort, indem es mit kindlicher Unbefangenheit erzählte, daß es den Ritter fodern wolle. — „Ja das will ich, — fügte der Knabe ernſthaft hinzu, — denn ich bin auch ein Ritter und will ſchon meinen Ohm befreien.“

„Still Kuno, ſprich nicht ſo kindiſch, wir müſſen bitten und nicht trotzen,“ — beſchwichtigte ihn der Aeltere.

„Ach was, Imma, du magſt bitten, ich aber will es nicht,“ — polterte der Kleine heraus und ſetzte dadurch ſeine verkleidete Schweſter in hohe Verlegenheit, welche ſich in der Schamröthe ausdrückte, die ihr Wangen und Nacken bedeckte.

„„Brauchſt nicht zu erröthen, Mädchen, — nahm darauf die Alte das Wort, — ſah dir gleich es an, daß du nur ein verkapptes Mädchen biſt und will euch helfen, denn ihr ſeid brav und gefallet mir. — Geht auf die Burg und ſagt dem Ritter, daß ich euch geſandt habe und meldet ihm, wie die Straßburger beſchloſſen, ſeine Burg zu überfallen; er ſolle den einzig möglichen Weg der Erſteigung mit einem Graben durchſchneiden und da die Zeit drängt, ſo will ich euch etwas mitgeben, das dem Ritter den Graben auswirft.““

Mit dieſen Worten pfiff ſie eine ſonderbare und phantaſtiſche Melodie, auf welche eine graue Henne geflogen kam und ſich auf ihre Schultern ſetzte.

Da nehmt ſie und bringt ſie wohlbehalten auf die Burg. Wenn der Abend dunkelt und der Mond aufgeht, ſo tragt ſie an die Stelle und überlaßt ihr das Weitere.

Verwundert ſahen ſie die Kinder an. Nachdem die Alte der Henne etwas in fremdklingenden Tönen zugeſprochen hatte, übergab ſie ihnen dieſelbe, nickte ihnen freundlich zu und ſprach bei dem Abſchiede nochmals: „„Habt ja auf die Henne Acht und thut alſo, wie ich euch geheißen.““

Die verkleidete Jungfrau und ihr Brüderchen gingen auf die Burg und wurden alsbald vor den Burgherrn geführt, der ein junger, ſchmucker Mann war und ſie freundlich empfing.

Die Jungfrau ſtotterte in ſittiger Verlegenheit und wußte kaum Worte zu finden, ſich ihrer Bitte und des Auftrages zu entledigen. — Endlich aber ermannte ſie

ſich doch, bot dem Ritter die Henne und bat ihn, ſie und ihren Bruder als Geißeln zu behalten für den Oheim, den er gefangen halte.

Sonderbar ergriff es den Ritter, als er die Bitte vernahm. Und als gar der Kleine mit all der Ungezwungenheit, die das Kindesalter zu begleiten pflegt, das Gehänge und die Waffen des Ritters zu betaſten anfing und ſeine kindliche Freude an dem glänzenden Mannesſchmucke ausdrückte, nahm ihn der Ritter auf den Arm und hieß den Jüngling ihm folgen.

In einem düſteren Gemache ſaß der Dechant, voll Ingrimm, ſich in der Gewalt ſeines Widerſagers zu ſehen. — Ungeduldig und unmuthig ging er den kleinen Raum auf und nieder und ſchaute mit ſehnſüchtigen Blicken in die Ferne, von welcher er durch ein kleines, vergittertes Fenſter getrennt war.

Hatte er auf dieſe Weiſe gewöhnlich ſeinem Unmuthe freien Lauf gelaſſen und dem Ritter alle Höllenqualen angewünſcht, ſo ließ er ſich auf dem Lehnſtuhle nieder und vertiefte ſich in geiſtige Arbeit, denn obwohl gefangen, war ihm doch alle Bequemlichkeit geboten, die er, außer der Freiheit, hätte wünſchen können.

Nach dieſer Zelle führte der Ritter die beiden Knaben und bänglich ſchlug das Herz der Jungfrau unter dem Wammſe, als ſie vor der Thüre ſtanden, hinter welcher ſie den Oheim vermuthen durfte.

Kaum war dieſe geöffnet und kaum erblickten ſie den Dechanten, als der Kleinere anfing fröhlich in die Hände zu klatſchen und ihm zuzurufen:

„Oheim, Oheim, Imma und ich kommen dich zu befreien.“

Erſtaunt blickte der Ritter auf die verwirrte und in hoher Erregung erglühte Jungfrau und wie ein Dämmerblitz tagte ihr wahres Geſchlecht in ihm auf. Doch ließ er es ſich nicht anmerken und reichte mit ſcherzender und freundlicher Gutmüthigkeit dem ebenfalls erſtaunten Dechanten die Hand.

„Habt ihr's gehört, Dechant? Ihr ſeid frei, wenn ihr mir Löſegeld bietet, und als Geißeln bleiben dieſe bei mir, welche ich verſpreche ſobald nicht wieder herauszugeben. — Nun, ſchmucker Knabe, — wandte er ſich neckend an die Verlegene, — wollt ihr Waffendienſt bei mir nehmen oder Minnedienſt. Für Letzteren ſcheint ihr mir mehr geeignet als für Erſteren.

Als ihn aber die Jungfrau mit einem Blick des ſtillen, doch ſchüchtern ausgeſprochenen Vorwurfs anſah, hielt er ſich nicht länger und ſchloß ſie an ſeine Bruſt, wobei er ſie frug, ob ſie ſtatt des Oheims bei ihm bleiben wolle.

Er mußte wohl befriedigende Antwort aus ihrem Schweigen und ihren Thränen geleſen haben, welche Letztere ſie an ſeinem Buſen weinte, denn munter forderte er den Dechanten auf, ſein Gefangenenkleid mit dem Chorhemde zu vertauſchen und den Segen zu ſprechen.

Der Dechant ſchien zwar im Anfange von der Sache nichts wiſſen zu wollen, als aber Imma ihn ebenfalls anflehte, bewältigte er ſeinen Unmuth und willigte in die Verbindung.

Die Henne wurde an den Ort gesetzt, den die Alte bezeichnet hatte, und als an dem anderen Tage die Straßburger anzogen, fanden sie den neu ausgeworfenen Graben mit den Kriegern Windecks besetzt und statt zum Klingenfeste, wurden sie zum Hochzeitsfeste entboten.

Trieſels.

In der Nähe Annweilers liegt oben auf einer Bergkuppe des höhenreichen Haardtgebirges die Burg Trieſels, in welcher Richard Löwenherz gefangen saß.

Es war ein herrlicher Sommermorgen, als ein Häuflein Reisige durch den Haardt zog und dabei mit Scherz und lustigen Erzählungen sich den Weg zu verkürzen suchte.

An ihrer Spitze ritten drei Männer, welche sich augenscheinlich als die Anführer kund gaben. Es waren edle Gestalten, deren Blicke wie Kriegesfeuer glühten und die sich im Sattel sicherlich wohler befanden, als auf der Frauenburg.

Wenn dieſes Urtheil auch bei einem oberflächlichen Blicke gerechtfertigt ſchien, ſo mußte doch bei aufmerkſamerer Prüfung eine Unterſcheidung ſich geltend machen, die beſonders den mittleren Reiter als einen weichherzigeren Charakter erkennen ließ, deſſen manchmal kindlich ſchwärmeriſchen Blicke den Sohn der Muſe verriethen. Und in Wahrheit hatte man ſich auch nicht getäuſcht, denn es war der Sänger, der aus der Heimath gezogen war, ſeinen Freund und König zu ſuchen, deſſen Nachhauſekehr ſich ſo lange verzögern wollte.

Eben hatte einer der Ritter eine luſtige Erzählung beendet, deren lachenerregender Reiz ſich auf die ganze Geſellſchaft erſtreckte, als der Sänger plötzlich ſein Roß anhielt und mit allen Zeichen einer tiefen, inneren Gemüthsbewegung dem einſamen und melancholiſchen Geſang eines Hirtenknaben lauſchte.

Kaum war die Strophe zu Ende, als er ſein Roß nach der Gegend ſpornte, aus der der Geſang ertönt war.

„Burſche, — rief er, ſobald er des Sängers anſichtig wurde, — ſinge dein Liedlein noch einmal und, ſieh', dieſes Goldſtück geb' ich dir dafür."

„Warum denn nicht, Herr Ritter, — erwiederte lüſtern der Knabe, — es iſt ein hübſches Liedchen und ich ſinge es gern." — Mit dieſen Worten begann er die Strophe von Neuem und als er an das Ende kam, miſchte ſich die Stimme des Ritters harmoniſch mit der Seinigen.

„Nun, ſag' Burſche, wer lehrte dich das Liedchen, es gefällt mir."

„Das ist nicht gut zu sagen, Herr Ritter," — wich der Knabe mit einem mißtrauischen Blicke auf den Frager aus.

„Du erhältst noch ein Goldstück und mein Versprechen, daß dir nichts geschieht, wenn du es sagst."

Der Knabe, durch das Blinken des Goldgülden angelockt, näherte sich scheu dem Ritter und antwortete, nicht ohne vorher ängstlich um sich geblickt zu haben: daß er es in Triefels hätte singen hören, da er manchmal seine Schafe dort hüte.

„O Gott, o Gott, wie wundersam ist doch dein Zeichen," rief der Ritter, und Thränen entströmten seinen Augen. — Betend nahm er den Helm vom Haupte und schaute fromm und dankbar gegen Himmel.

In dieser Stellung überraschten ihn seine Begleiter, welche ihn voll Verwunderung anschauten; ehe sie aber noch ein Wort der Frage an ihn richten konnten, wandte sich der Sänger mit blitzenden Augen an sie und rief: „Gefunden, ihr Herrn, vorwärts nach Triefels!" — Die Begeisterung des Sängers theilte sich alsbald Allen mit und wie aus einem Munde scholl es: „Nach Triefels!"

Mit geflügelten Worten erklärte er nun in einer dem Knaben unverständlichen Sprache seine Entdeckung und als er geendet, erblinkten alle Augen in unnennbarem Jubel und jedes Haupt entblößte sich und schaute wie dankend nach Oben.

Nachdem der erste Gefühlssturm sich gelegt hatte, berieth man sich und kam überein, die Feste zuerst zu beaugenscheinigen, wobei der Knabe als Führer dienen könne. — Eine Handvoll Goldstücke machten Letzteren

willig und die Ritter und die Reiſigen wandten ſich ge'n Trifels.

Unterwegs erzählte der Burſche, wie die Feſte wohl bewacht werde und wie ſelten ein Gaſt ihre Zugbrücke überſchreite.

„Ich rathe euch, nicht hineinzugehen, — fügte er ernſthaft hinzu, — der Schloßvogt iſt ein mürriſcher Mann und wird euch ſchon deßhalb nicht aufmachen, weil ihr mit ſo vielen Reiſigen kommt."

„Schon recht, Burſche, nur voran; wir wollen die Feſte nur ſehen und du kannſt uns ſicherlich einen Aufenthaltsort angeben, wo wir ein Unterkommen finden können."

„Freilich kann ich das, gnädige Herrn, denn jedes Haus, wie jede Hütte, iſt mir hier herum bekannt."

Unter ſolchen und ähnlichen Geſprächen zog man des Weges, bis ſich endlich Trifels zeigte, deſſen Zinnen von der Sonne widerſtrahlten.

Bei ihrem Anblicke hielt der Zug und die Ritter traten wieder zur Berathung zuſammen.

„Ich halte es für das Beſte, ihr Herren und Freunde, wenn ich mein Ritterkleid mit dem Troubadourwamms vertauſche und als fahrender Sänger in die Burg zu kommen ſuche. — Iſt, wie ich hoffen darf, unſer edler König und Herr, den Gott beſchützen möge, in derſelben als Gefangener, ſo wird das Auge der Freundſchaft ihn ſicher entdecken und zugleich die Mittel ausfindig machen, ihn zu befreien; ihr aber haltet euch in der Nähe, damit ich euch gleich zur Hand habe, wenn ich euer bedarf."

Mit dieſen Worten trennte er ſich von den Anderen und ritt, gefolgt von ſeinem Knappen, der die Harfe trug, den Berg zum Schloſſe Trieſels hinan.

Der Hirte hatte in Betreff des Kaſtellans richtig vorhergeſagt, denn unfreundlich war der Empfang, der dem Sänger auf der Burg bereitet wurde. — Was aber der Hirte nicht geſagt hatte und was den Sänger für den froſtigen Empfang in Etwas entſchädigen konnte, war die Anweſenheit der Nichte des Kaſtellans, die wohl mit einem warmen Sonnenblick in Winterzeit verglichen werden durfte.

Sie brachte es dahin, daß der Alte dem Gaſte Herberge bot und geneigt wurde, ſeinem Geleier — wie er den Geſang zu nennen beliebte — zu lauſchen. Dank der proſaiſchen Natur deſſelben, fiel er darüber in Schlaf und ließ den Gaſt allein der Jungfrau gegenüber, die dadurch in eine liebliche Verlegenheit geſetzt wurde. — Nicht lange jedoch ließ ſie ſich von dieſer Befangenheit beherrſchen, ſondern ermannte ſich und war bald wieder ſo munter und freundlich wie vorher.

„Ihr ſcheint die Muſik ſehr zu lieben, edle Jungfrau, — nahm im Laufe des Geſpräches der Gaſt das Wort, — und doch will es mich bedünken, als wenn ihr hier in dieſer Feſte wenig Gelegenheit habet, ſie zu hören."

„Leider wohl, — erwiederte das Mädchen mit einem unnachahmlichen, bedauerlichen Seufzer, — ich und ein Gefangener ſind die einzigen Sänger hier auf der Burg und Beide ſind wir nur Laien."

„Ein Gefangener ſagt Ihr?"

„So ſagte ich! — Es muß ein hoher Herr ſein. Doch darf ich darüber nichts ſagen; der Oheim könnte es hören und würde ſicher dann böſe werden, weil ich plaudere."

„O ſagt mir nur Eines noch, — bat der Sänger leiſe und ſich nach dem Mädchen beugend, — könnte ich ihn nicht einmal hören; ich möchte gar zu gerne einmal einen Gefangenen ſingen hören, der ſich nach der Freiheit ſehnt."

„Ei, lauſcht nur heute Nacht, denn faſt jede Nacht höre ich ſeinen melancholiſchen Geſang und jedesmal kommen mir die Thränen in die Augen."

„O du liebes, gutes Mädchen!" — rief der Gaſt und zog der Jungfrau Hand an ſeine Lippen; — ſich darauf aber beſinnend ließ er ſie los und ſchaute mit ebenſo vieler Verlegenheit zu Boden, als die Jungfrau, in deren Buſen ſeltſame Gefühle auf- und abwogten.

Zum Glück für Beide erwachte der Alte, und nachdem er noch Weniges geſprochen, zog er ſich zurück und ließ dem Gaſte ſein Gemach anweiſen.

Mit ſonderbaren Gefühlen betrat er daſſelbe; er war ſeinem Könige ſo nahe und wußte doch nicht, wie er ihn retten konnte. — Schweigend und ſinnend lehnte er ſich in die Nacht hinaus und muſterte forſchend das Schloß mit ſeinem finſtern Thurm, in welchem er ſeinen Freund vermuthen durfte.

Lange mochte er ſo gelegen haben, als der ſanfte Klang einer männlichen Stimme ſein Ohr traf, welche folgende Strophen mit tiefem, melancholiſchem Ausdrucke recitirte:

Trauernd in die Ferne
Ziehen gold'ne Sterne
Ueber Berg und Thal;
Nach den fernen Landen
Schweben sie, Gesandten
Meiner Sehnsuchtsqual.

Einsam hinter Mauern,
Muß ich hier vertrauern,
Von der Nacht umhüllt;
Nur den Sternen klagen
Kann ich, ihnen sagen,
Was mein Herz erfüllt.

Aufmerksam und mit gehobenem Gefühle hatte der Sänger dem Ergusse eines schwermüthigen Herzens gelauscht, dessen Klänge sein Ohr wie bekannte Harmonieen trafen. Thränen stürzten aus seinen Augen und seine Hände preßten sich auf die Brust, denn sein Herz schien im Sturme der Gefühle zerspringen zu wollen.

Der Gefangene, welcher wenige Augenblicke geschwiegen, erhob wieder seine Stimme, um in einer anderen Weise seiner Sehnsucht Worte zu verleihen. Sein bleiches Haupt erschien dabei an der dunklen Fensteröffnung seiner Zelle und richtete sich nach den Sternen, denen er zuzurufen schien:

Sterne, die ihr eilet,
Weilet, weilet!
Nehmt entgegen meine Klagen;
Und wenn sie nach Richard fragen,
Saget, wo ihr mich geseh'n.

Und indem er traurig sein Haupt in die Hände sinken ließ, setzte er hinzu:

Ach vergeblich! — Weiter,
Immer weiter
Zieht ihr blinkend eure Bogen;
Bis ihr in des Meeres Wogen
Niedersinket und erlöschet.

„Mein König, o mein König! — schluchzte der Sänger. O, daß ich ihm Mittheilung machen könnte, wie nahe ihm seine Freunde sind!“ Halt, die Harfe! — rief er plötzlich aus, und mit bebender Hast ergriff er sie und leitete mit flüchtiger Meisterhand die Begleitung eines Liedes ein, das er dem Freunde einst gedichtet.

Er hatte kaum die erste Strophe beendet, als der Gefangene das Lied fortsetzte; forschend schweiften hierbei seine Augen über die Umgebung, um den Ort ausfindig zu machen, von dem aus die bekannten Klänge ertönten.

Der Sänger, welcher dieses bemerkte, lehnte sich, so weit, als es ihm für seine Sicherheit und für diejenige des Königs räthlich schien, aus dem Fenster und schwenkte seine Mütze als Zeichen der Begrüßung.

„Blondel“, tönte die Stimme des Gefangenen herüber, aber statt der Antwort griff der Sänger wieder in die Harfe und verschmolz die Beziehung seiner Lage in das Lied:

Sag' an, du schmucker Hirtenknab',
Wo ziehst du hin mit Harf und Stab? —
Weit über's Land, weit über's Meer,
Mein Herz ist krank, es liebt so sehr!

Und hast Gesellen du zum Trutz?
Ei wohl, die Harfe ist mein Schutz!
Und sag', wo liegt der Liebsten Haus?
Das weiß ich nicht, d'rum zog ich aus!

D'rum zog ich von der Heimath fort,
Zu ſuchen ſie von Ort zu Ort.
Und ſind' ich ſie, als Troubadour
Folg' ich der Holden ſüßen Spur.

Dann zage nicht, du ſchmucker Knab',
Es führt zu ihr dein Wanderſtab;
Denn wer wie du ſo heit'res Blut,
Gewinnt der Liebe leichtes Gut.

Blondel ſann die ganze Nacht, wie er ſeinem Könige Rettung bringen könne; aber wie er auch ſich abmühte, ihm fiel nichts Beſſeres bei, als eine Gelegenheit zu erſpähen, die Feſte zu überfallen.

Als er dieſen Plan näher erörtert hatte, beſchloß er, ſich um jeden Preis Eingang auf der Burg zu erringen, und dieſes ſchien ihm am leichteſten dadurch bewerkſtelligt, daß er ſich in eine innigere Beziehung mit dem Mädchen zu ſetzen ſuchte, deren Bild, ſeitdem er ſie geſehen hatte, ſich in ſeinem Herzen neben demjenigen ſeines Freundes aufgeſtellt hatte.

Ebenſo unfreundlich als er empfangen wurde, begrüßte ihn an dem anderen Morgen der Kaſtellan und ſobald es geſchehen konnte, gab Letzterer Befehl, des Gaſtes Pferd zur Weiterreiſe auszurüſten.

Auf ſolche Weiſe gedrängt, konnte der Sänger nicht länger weilen und er bereitete ſich zur Abreiſe. — Ehe er aber zu Pferde ſtieg, fand er Gelegenheit, das Mädchen allein zu ſprechen, und ganz beſonders mußten ſeine Worte ihr Herz berührt haben; denn als er ihr bei dem Abſchiede leiſe: „Heut' Abend!“ zuflüſterte, preßte ſie ihm ſanft und mit zärtlichem „Ja“ die Hand,

wobei die holdeſte Verwirrung ſich in ihren Zügen malte.

Blondel, welcher nicht die Abſicht hatte, ſich aus dem Bereiche der Feſte zu ziehen, ſtieg in einer Herberge ab, welche an der Straße nach Annweiler gelegen war und ihm als einen herrlichen Ort erſchien, die Burg im Auge zu behalten.

Der Wirth, ein zuvorkommender, rundlicher Mann, richtete ihm ſein beſtes Gemach ein, und als er hörte, daß der Ritter von der Burg kam, erzählte er unaufgefordert, was er von ihr wußte.

„Ich bin droben ziemlich bekannt, — ſprach er mit behäbigem Wohlgefallen, — der Kaſtellan ſowohl, wie auch ſeine Waffenknechte kommen recht oft herunter, um ihren Wein bei mir zu trinken, und wenn ihr Luſt habt, ſie näher kennen zu lernen, ſo hättet ihr es nicht beſſer treffen können, da in einigen Tagen unſer neu gewählter Kaiſer in Frankfurt gekrönt wird, bei welcher Gelegenheit die Beſatzung der Burg bei mir auch ein kleines Feſt abhält.“

„Das trifft ſich ja herrlich, — entgegnete der Sänger, — und da ich mich einſtmals unter dem neuen Kaiſer des Waffendienſtes befliſſen habe, will ich ſein Andenken mitfeiern und allen Wein bezahlen, der an dem Tage getrunken wird. — Damit ihr aber nicht eueren Schlechteſten ausſchenkt, will ich ſelbſt den Beſten, den ihr habt, auswählen und bis zu dieſem Tage verſchließen, denn des Kaiſers Wohl ſoll man nur in guten Weinen trinken.“

Der Handel wurde geschlossen und das beste Faß Wein ausgelesen, an dem Krönungstage der Burgbesatzung ausgeschenkt zu werden. — Blondel zog sich darauf zurück, um auf die ihm gemachte Mittheilung hin seinen Befreiungsplan aufzubauen und denselben seinen Gefährten mitzutheilen.

Der Tag verstrich auf diese Weise und die Nacht brach an. — Der Ritter hüllte sich bei ihrem Erscheinen in seinen faltenreichen Mantel und schritt den Berg hinauf, um die Außenwerke der Feste in Augenschein zu nehmen und einer süßeren Pflicht zu genügen. Nachdem er längere Zeit die Burg umkreist hatte, begann er eines seiner Lieder, auf dessen Klang sich ein Erkerfenster öffnete, aus welchem ein Mädchenkopf ihm freundlich zunickte.

Der Kopf verschwand zwar sogleich wieder, jedoch nur um nach kurzer Zeit in einem Seitenpförtchen aufzutauchen, das aus dem Innern der Feste direkt in das Freie führte.

Dem liebenden Mädchen war es gelungen, sich des Schlüssels zu bemächtigen, bei dessen Anblick das Herz des Sängers aufjubelte. — Er preßte die Erglühende an sich und spendete ihr den Dank hierfür in unzähligen Küssen.

Stunden verstrichen unter herzigem Kosen; die Jungfrau mußte endlich wieder zurückkehren, aber nicht ohne das Versprechen gegeben zu haben, des anderen Tages wieder kommen zu wollen.

Der Tag des Krönungsfestes rückte heran. — Am Abende dieses Tages schlichen vermummte Gestalten in

das Dunkel eines ſich nahe an die Feſte hinziehenden Waldes und lagerten ſich darin in dichten Verſtecken. Es ſchien auf einen Ueberfall abgeſehen zu ſein, denn Waffenklang klirrte manchmal aus dem dichten Laubwerke hervor.

Auf der Burg wußte man hiervon jedoch nichts und Niemand ließ ſich träumen, daß der Wald ein Aufenthalt von Kriegern geworden war, die guten Grund hatten, unentdeckt zu bleiben. — Man gab ſich der Freude des Tages hin, und ſelbſt der Kaſtellan trug heute ein weniger mürriſches Geſicht zur Schau.

Die Zugbrücke auf der Burg fiel endlich und unter fröhlichem Geplauder eilten die Krieger nach dem Wirthshauſe, wo die Tafel für ſie gedeckt und in reinlichen und blinkenden Zinnbechern der edle Wein zum Willkommen ſtand. — Und als der Wirth ihnen von der Großmuth des fremden Ritters erzählte und ſie dabei auf die Güte des Weines aufmerkſam machte, da war des Jubels kein Ende, und unter Vivats auf den Kaiſer und den Geber leerte man Becher um Becher des ſeltenen Getränkes.

Sinnend und erwartend ſchritt während dieſer Zeit Blondel vor der kleinen Pforte auf und ab, aus welcher er jeden Abend die Geliebte kommen ſah. — Eine tiefe Aufregung von Ungeduld erfüllte ſeinen Geiſt und ſpiegelte ſich in ſeinen Blicken, mit denen er von Zeit zu Zeit forſchend an dem Gemäuer hinaufſah, das das Beſte umſchloß, was ſein Herz beſaß, — ſeinen Freund und ſeine Geliebte.

Lange ſchon war die Stunde verſtrichen, in welcher er gewohnt war ſie zu ſehen und er überlegte eben, was er dann thun ſolle, wenn ſie wider alles Erwarten zurückgehalten würde, als die Pforte ſich öffnete und die Erſehnte erſchien.

Sie warf ſich an die Bruſt des Geliebten und theilte ihm mit, daß der Oheim heute länger als gewöhnlich aufgeblieben und vorher auch alle Zugänge nochmals begangen habe, ob ſie auch wohl verwahrt ſeien.

„An das Pförtchen aber hat er nicht gedacht, — ſcherzte ſie mit leiſem Lächeln, — was auch gar nicht nöthig war, da wir es ja bewachen."

Der Sänger zog das Mädchen hierauf an ſich und theilte der Aufhorchenden mit flüchtigen Worten den Grund mit, der ihn hierhergeführt hatte.

„Die Zeit iſt günſtig, — ſchloß er ſeine Erzählung, — meine Krieger harren meines Rufes, um in die Feſte einzudringen und den König zu befreien. — Kehre dann mit mir in mein Vaterland und reicher Dank ſoll dir mit meiner Liebe werden."

Zugleich und ehe das überraſchte Mädchen Zeit zur Erwiederung fand, winkte er nach dem Walde, aus deſſen Schatten ſich dunkele Geſtalten löſten und in die geöffnete Pforte drangen.

„Ha, Verräther! So lockte dich alſo nicht die Liebe?!"

„Verzeihe!"

„Weh' mir! Mein Onkel, o mein Onkel!"

Umſonſt ſuchte Blondel das ſtürmiſche Mädchen zu beſchwichtigen; ſie riß ſich los und floh zurück. — Der

Sänger folgte ihr, denn der Kampfruf im Schloſſe rief ihn zur Pflicht.

Der Widerſtand der wenigen Kriegsleute, welche das Schloß in Abweſenheit der Kameraden ſpärlich bewachten, war bald gebrochen. Mit blitzenden Schwertern drangen die Angreifer in das Gemach des Kaſtellans, bemächtigten ſich der Schlüſſel und öffneten die Gefängniſſe.

König Richard, der den Kriegsruf ſeiner Engländer gehört, ſtand in freudiger Erregung inmitten ſeines Gemaches, als deſſen Thüre aufſprang und Blondel ſich in ſeine Arme warf.

„Dank, viel Dank, edle Ritter und Freunde, — ſprach der König, auf das Tiefſte gerührt, — nie will ich eure Treue vergeſſen und eher ſoll mein Name verloren gehen, als meine Dankbarkeit für eure That. — Aber jetzt Waffen, Waffen, denn lebendig ſollen ſie mich nicht mehr haben!“

Während dieſer Rede wurde der Kaſtellan herbeigeführt, der auch in dieſer Situation ſeinen mürriſchen Trotz nicht ablegte, welcher ihn charakteriſirte.

„Ich proteſtire gegen dieſe völkerwidrige That, — rief er, ſobald er des bewaffneten Königs anſichtig wurde, — und ſchwöre euch, daß ihr mit heiler Haut nicht aus Teutſchland kommen ſollt.“

Aber auch das Mädchen eilte jetzt herbei und klagte ſich vor ihrem Oheim der That an, den Ueberfall veranlaßt zu haben.

Wohl ſuchte Blondel und ſelbſt der König, der den Zuſammenhang ahnte, das entſetzte Mädchen zu be-

ruhigen; ihre Gedanken aber schienen sich verwirrt und einzig und allein an ihren Oheim geknüpft zu haben, der ihre Eröffnung mit einer stillen, aber um so gefährlicheren Wuth entgegennahm.

Die Kunde von dem Ueberfalle auf der Burg pflanzte sich alsbald bis in das Wirthshaus fort und rief die Kriegsknechte aus dem Gelage. — Eilig zogen sie zurück, ihren bedrängten Kameraden beizustehen; aber vor der Burg angekommen, sahen sie sich ausgeschlossen und bedroht.

Zwar traten sie zur Berathung zusammen, auf welche Weise sie am besten den Ueberwältigten Hülfe verschaffen könnten; da aber der Kastellan jetzt auf den Wall geführt wurde und man ihnen zurief, daß wenn sie sich nicht zurückzögen und friedlich verhielten, sein Haupt vom Rumpfe flöge, folgten sie der Aufforderung und ließen die Fremdlinge ungehindert ziehen.

Blondel und selbst der König boten Alles auf, um das Mädchen zu bewegen, mit ihnen in die Ferne zu gehen. Sie weigerte sich jedoch standhaft und kehrte sich von dem Manne ab, der ihre Liebe zum Verrathe mißbraucht hatte. — Voll tiefen Wehes mußte er scheiden, doch einen goldnen Ring und eine Kette ließ er zurück, zum Zeichen, daß er ihrer ewig denken wolle.

Viele Jahre waren verstrichen, als wieder an einem herrlichen Sommermorgen ein Reiter des Weges gezogen kam, den viele Jahre früher die Engländer geritten waren, ihren König zu suchen. — An einer baumfreien und von rothem Sandstein drohend überhangenen Stelle hielt er sein Rößlein an, wischte die

ergrauten Haare aus dem Geſichte und ſprach: Hier hat der Hirte geſungen und an dieſe Stelle knüpft ſich der Anfang des höchſten Glückes und des tiefſten Wehes, das ich im Leben genoſſen habe.

Er ſank bei dieſen Worten in ſchwärmeriſches Nachdenken, aus dem ihn eine Stimme weckte, welche die Strophen ſang, die König Richard einſt auf Trifels geſungen hatte.

Der Greis fuhr auf und eine Thräne ſtahl ſich auf ſeine Wange und perlte nieder in den Bart.

Langſam ſetzte er das Roß wieder in Gang und zog des Weges gegen Trifels.

Als er zu dem Wirthshauſe kam, in welchem einſt die Waffenknechte der Burg das Krönungsfeſt ihres neuen Kaiſers begingen, ſtieg er vom Pferde und forderte ein Gemach.

Zufälliger Weiſe erhielt er daſſelbe Gemach, das er früher einmal bewohnte, und als er voll Staunen und Rührung daſſelbe näher beaugenſcheinigte und das Antlitz des Wirthes prüfte, der ihm ſeine eigenen Thaten pries, erkannte er in Letzterem den Hirtenknaben, den ſein Gold in die Lage verſetzt hatte, die Herberge dem einſtigen Beſitzer abpachten und an ſich bringen zu können.

Mit innigem Intereſſe erkundigte ſich der Greis — in dem die Leſer ſicher Blondel wieder erkannt haben — nach dem alten Kaſtellan und ſeiner Nichte und erfuhr, daß Erſterer bald nach der Flucht des Königs aus verbiſſenem Grimme geſtorben, Letztere aber in das Ebersſteiner Kloſter, ca. 1½ Stunden von Baden, eingetreten ſei.

Heidelberg.

Wer das herrlich gelegene Heidelberg und dabei — was wohl immer als wahrscheinlich anzunehmen ist — das Schloß und die Umgebung besucht, wird den Namen einer altgermanischen Seherin mit verschiedenen Plätzen verwoben finden.

Der Jettebühl, der Wolfsbrunnen und der Ort, wo ehemals der Jetta-Tempel stand, — auf dem der Friedrichsbau gegenwärtig steht, — sind Alles Denkmäler, welche an sie und ihr tragisches Ende erinnern.

In folgender Sage ist dasselbe aufbewahrt.

Eine schöne Seherin hatte sich in dem der Hertha geweihten heiligen Haine niedergelassen und durch Rathschläge und weise Lehren die Umwohner beglückt.

Sie war schön wie eine Jungfrau Wallhallas und sanfte, innige Ruhe strahlte aus ihren blauen Augen, so daß Jeder, der sie sah, sich friedlich angehaucht fühlte und in Ehrfurcht und Bewunderung vor ihr stehen mußte.

Der Ruf ihrer Weisheit und der Unfehlbarkeit ihrer Runen verbreitete sich durch alle umliegenden, und selbst entfernter liegenden Gauen und lockte viele Jünglinge und Männer herbei, um von ihren Lippen das Geheimniß der Zukunft zu erlauschen.

Viele zwar hätten ſie gerne als Ehgemahl in die väterlichen Hallen geführt, aber niemals tauchte ein keckes Verlangen in ihrer Nähe auf, denn die Jungfrau war ernſt in ihren Mienen und Ehrfurcht erweckend in ihrer Einſamkeit, ſo daß Jeder nur voll zurückhaltender Scheu ihr zu nahen vermochte.

Einſt ſaß ſie ſchwärmeriſch und ſinnend auf den Stufen des Altares, auf welchem ſie ein kleines Feuer angezündet hatte, das ſie und die umliegenden Bäume geſpenſtig erhellte, als raſchelnde Schritte im Laube einen Ankömmling verriethen, und ein hoher Heldenjüngling aus dem Schatten des Abends vor die Jungfrau trat.

„Du haſt die Gabe, der Menſchen Schickſal in deinen Runen zu leſen, — begann er die Anrede, — und ich komme, aus deinem Munde auch das Meinige zu erfahren.“

Die Jungfrau ſchaute, aus ihrem Sinnen geweckt, an ihm empor, und als ihre Blicke den Seinigen begegneten, zuckte, unbemerklich für ihn, ein Strahl in ihnen auf, deſſen Bewußtſein ſie in holde Verſchämung ſtürzte.

Aber auch der Jünglüng ſtand gebannt, denn niemals noch war ihm die Frauenſchönheit und die Macht des Frauenblickes ſo überwältigend gegenübergetreten, als bei der Seherin, und voll der ſüßeſten Befangenheit ſtand er vor ihr und wußte nichts zu ſprechen.

Längere Zeit blieben ſie ſo gegenüber ſchweigſam, aber in lebendigem Austauſch des Innern.

„Jüngling, — begann die ſich wieder geſammelte Jungfrau zuerſt das Wort, — du kommſt zur Stunde,

wo der Geiſt der Wahrſagung von mir gewichen, und ich Hertha Opfer bringen muß, daß ſie mir das Geheimniß meiner Runen deute. — Kehre morgen wieder, dann geb' ich dir Beſcheid, doch heute kann ich nicht."

„Wohl kehr' ich morgen wieder, und freudig komme ich, denn mehr laß ich zurück, als mir die Zukunft bietet."

Und ohne die Antwort der Jungfrau abzuwarten, eilte er hinweg; aber im Dunkel der Eichen und verſteckt durch ihre Schatten ſchaute er zurück und ſog noch einmal das liebliche Bild in ſich ein.

Des anderen Tages kam er wieder, und fand die Seherin in derſelben Stellung wie geſtern.

Ehrfurchtsvoll näherte er ſich derſelben, ließ ſich auf ein Knie vor ihr nieder, und zog den Saum ihres Gewandes an ſeine Lippen.

Die Jungfrau ließ es geſchehen, und eine liebliche Zärtlichkeit malte ſich in ihren Blicken, als ſie die liebende Verehrung des Jünglings erkannte, bei deſſen Anblicke Freya ſie ſo wunderſam in Banden geſchlagen hatte. — Wie ſegnend legte ſie ihre Hand auf ſeine Locken und frug leiſe, aber mit dem zitternden Ton der inneren Erregung:

„Du biſt gekommen, dein Schickſal zu hören?"

„Nicht von der Seherin, — antwortete der Jüngling, — wohl aber von der Jungfrau, die ich liebe", ſetzte er leiſe hinzu.

Die Jungfrau zürnte nicht, ſelbſt als er ihre Hand an ſeine Lippen zog, und als er flehend aufſchaute, ſah er ſie in ſich gekehrt und ſtille weinen.

„Hertha wird mich strafen, daß ich mein Herz nicht besser ihr bewahrt; sie möge mir verzeihen, ich liebe!"

„Du liebst und mich, — rief der Glückliche voll hohen Jubels aus, — o Herrliche, wie kann ich dir dies Wort vergelten und dir Dank bezeigen für das Glück, das du mir bietest. — O traure nicht, auf mich wälze Hertha den Fluch, denn ich bin stark und die Götter kennen meinen Muth im Kampfe; du aber, — fügte er, sie liebend in seine Arme schließend, hinzu, — du sei die Wallkyre, die mich nach Oben führe und den Meth des Woddan mir kredenze, wo die Helden speisen und Barden ihre Thaten singen. — O, komm in mein Haus; Segen bringst du mir und Glück ich dir, so viel als ein liebend Herz zu bieten vermag; Freya soll unsere Tage verschönen und Hertha durch Opfer versöhnen."

„Nicht doch, — erwiederte die Seherin sanft den Kopf schüttelnd, — unsere Liebe muß das Schweigen der Nacht bedecken, denn nimmermehr darf eine Priesterin der Hertha eines Mannes Weib und Hausgenossin werden. Liebst du mich, so kehre oft, recht oft hierher zurück, und damit uns Niemand überrasche, suche mich am Quell, der fünffach sich theilt und fünffach Teiche bildet, in deren Wasser ich der Hertha Gaben weihe; dort sind wir sicher vor den Lauscherblicken und können unsere Liebe froh genießen."

Dankbar schwur der Jüngling zu kommen und brach, auf die Mahnung der Seherin hin, endlich auf, um sie an dem folgenden Tage wiederzusehen.

Der Abend des folgenden Tages brach an, und er schritt beflügelten Fußes an den Ort des Stelldicheins,

indem ſein Geiſt unterwegs alle die entzückten Bilder entwarf, die ſeine Liebe umgaukelten. Angekommen an dem Brunnen aber erblickte er mit jähem Entſetzen die Geliebte am Boden, und ein grimmiger Wolf tauchte die blutigen Zähne knirſchend in ihren Buſen und trank das heiß hervorſprudelnde Blut.

Mit einem wilden Schrei der Wuth warf er ſich auf das Unthier und rannte ihm den Stahl in den Rachen, daß es unter Geröchel verſchied; dann aber ſank er nieder, hob das Haupt der entſeelten Geliebten empor und rief in den zärtlichſten Tönen ihren Namen; — umſonſt, Hertha hatte die ungetreue Prieſterin beſtraft.

2.

Am Heidelberger Schloſſe —
Als es voll Pracht noch ſtand —
Einſt bei dem Hof des Fürſten
Sich auch ein Narr befand.

Deß Durſt war unerſättlich,
Gewaltig wie ſein Zug;
Drum man im Pagenſcherze
Ihn zu dem Faſſe trug.

Zum Rieſenfaß, das unten
Still thront in Majeſtät,
Von deſſen Bauch ein milder,
Weintrunk'ner Duft ausgeht.

„Ei, dachte da der Narre,
Bethörtes Menſchenkind,
Fahr wohl in deinen Sünden,
Die wie Legionen ſind.

Ich ſchwör' beim Bauch des Faſſes,
Nicht ſehn' ich mich zurück,
Denn rieſig, wie ſein Inhalt
Iſt auch mein Durſt zum Glück!"

Und ſings des Küpers Bohrer
Setzt an er, bis es quoll,
Und ſog mit mächt'gen Zügen,
Bis er des Weines voll.

Dann aber ſank er nieder
Und ſchlief voll Wonne ein;
Und über ihn, im Bogen
Quoll fort der duft'ge Wein.

Die Knaben, die ihn brachten,
Die lauſchten ſtill und lang;
Doch als ſie nichts vernahmen,
Ward's ihnen ſchwül und bang.

Und leiſe und behutſam
Sie ſchlichen Hand in Hand
Hinab zum Kellerraume,
Wo ſich der Narr befand.

Der aber lag ertrunken
Im ſüßen Weine — tod;
Sein trunk'nes, ſel'ges Lächeln
Erſtarb im Wangenroth.

Auerbach.

Wie man ja gerne geneigt ist, in den alten Burgen und Schlössern versteckte Schätze zu vermuthen, glaubt man auch versteckte und verschüttete Weinkeller in denselben suchen zu sollen, da der Wein schon von Alters her als eine herzerfreuende Gabe der Götter und hoher Schatz verehrt wurde.

Die Griechen und Römer gaben demselben einen eigenen Gott, die Dichter besangen ihn und die anderen Menschenkinder genossen ihn, was jedenfalls eine der angenehmsten Beschäftigungen ist. — Und ein Weinkeller ist auch in Wahrheit eine so begehrungswürdige und liebliche Sache, daß der Volksgeist nicht anders konnte, als sich desselben zu bemächtigen, um, wenn auch nicht in realen, so doch in geträumten Genüssen in ihm zu schwelgen.

Von ähnlichem Geiste mußte einst ein Bäuerlein beseelt sein, das bei dem Anblicke des Schlosses und der rebenbegränzten umliegenden Höhen schmerzlich ausgerufen: „Ach, wer doch das hätte, was in alter Zeit muthwillig zertrümmert und verschüttet worden ist!" als plötzlich ein alter, gedrängt gebauter und mit einer

Küferschürze bekleideter Mann vor ihm stand, der ihn mit seinen freundlichen Augen scherzhaft und weinselig anlachte.

„Möchtest gern einmal im Wein der hohen Herrn dich laben, nicht wahr, hä, hä! — Nun, will dir den Willen thun, komm' mit und laß uns ein Stündchen verplaudern."

„Geht nur voran, lieber Herr, ich folge schon; denn was man mir so freundlich bietet, schlag' ich nicht aus." — Bei diesen Worten öffnete das Bäuerlein seine Geruchsorgane und schnüffelte mit innigem Behagen. — Der lieblichste Duft des Weines quoll ihm entgegen und berauschte schon im Voraus seine Sinne.

Der Küper trippelte durch Rebenspaliere, durch Dornenhecken und über verschüttetes Mauerwerk, bis an eine halbverfallene Kellerthüre und lud den Bauer ein, mit ihm die morschen und mit grauem Moos theilweis bedeckten Stufen hinabzusteigen.

Als sie dann unten angekommen waren, nahm er aus einer Mauerblende ein Licht, einen Heber und einen mächtigen Humpen und führte den Gast über den feuchten und schlüpfrigen Boden in die Dunkelheit der langen und dumpf wiederhallenden Gewölbe.

Kurze Zeit waren sie so fortgeschritten, als, durch den schwachen Schein des Lichtes beleuchtet, sich ein riesiges Faß aus der Dunkelheit hob und der Küper mit liebevoller Zärtlichkeit zu erzählen anfing, wie sie jetzt in sein Königreich gekommen seien, wo die Unterthanen friedlich und selig ihrer Erlösung durch ihn entgegenharrten. — Zugleich hielt er das Licht so, daß

ſein Gaſt die Blicke in die Tiefe des Kellers tauchen konnte, wo in langer Reihe Faß an Faß in ſtiller Selbſtgenügſamkeit ruhten, deren Letzten in der Dunkelheit verſchwammen.

„Du grundgütiger Gott, — rief das Bäuerlein erſtaunt und erfreut zu gleicher Zeit aus, indem es in die Hände ſchlug. — Ei, ſo ein lieblicher Verein von der ſchönſten Gottesgabe hab' ich ja gar nimmer noch geſeh'n und es glitzern die Fäſſer, wie eitel Gold."

„Ja, ſiehſt du, — ſchmunzelte der Küper, — das kommt daher, weil der Wein ſich ſeine eigenen Fäſſer angeſetzt hat, denn die Fäſſer, die die Menſchen ihm gebaut haben, ſind ſchon längſt verfallen und verfault. Aber komm, mit dem Sehen iſt's nicht genug, wir wollen Probe halten und dann ſollſt du geſtehen, ob irgend etwas ſich mit meinem Weine meſſen kann."

Nach dieſen Worten ſetzte er den Heber ein, füllte den Humpen und trank dem Bäuerlein zu.

Mit mächtigen Zügen ſchlürfte derſelbe das duftige Naß und als er den Humpen richtig geleert, ſchnalzte er mit der Zunge und leckte ſich die Lippen ab.

„Das iſt ein Weinchen, — ſtammelte er ganz entzückt, — das muß ich loben; etwas Beſſeres hab ich ja noch nie getrunken; das iſt ja herrlich!"

„Komm nur, es wird noch beſſer, das iſt nur der Plebs, weiter hinten liegen meine Geſtrengen."

Von Faß zu Faß ging es ſo und es währte nicht lange, ſo fing der Bauer an zu weinen und zu heulen, umarmte die Fäſſer, küßte ſie und that ganz erſtaunlich

verliebt. — Der Küper aber lachte und ſprach bei jedem Humpen: „Das iſt noch Nichts, es kommt noch beſſer.“

Und es kam beſſer; denn als das Bäuerlein das letzte Faß geprüft und von dieſem ſogar ſich noch einmal den Humpen hatte füllen laſſen, ſtrömten ſeine Thränen reichlicher; er taumelte plötzlich nieder und verfiel alsbald in einen tiefen Schlaf.

Am anderen Morgen, als er wieder erwachte, lag er hinter der Ruine in einer Pfütze, und als er ſich ſchlaftrunken erhoben und ſich beſonnen hatte, ſuchte er den Eingang in den Keller, aber umſonſt, er konnte ihn nie mehr finden.

Viele haben ihn geſucht, jedoch Keiner hat ihn entdeckt. Manche aber empfanden den Geruch eines ſo ſüßen Weindunſtes, daß ihnen das Waſſer in dem Munde zuſammenlief und ſie ſich gegenſeitig zuriefen: der Küper probirt!

Frankfurt a. M.

An dem Ende der Eschenheimer Straße in Frankfurt ragt ein fünfspitziger Thurm empor, dessen Giebel mit einer Wetterfahne geschmückt ist, in deren Fläche neun runde Löcher die Zahl 9 bilden.

Die Sage von der Entstehung dieser Löcher lautet dahin, daß einst ein sehr berüchtigter Wilddieb in dem Thurme gesessen und seinem Urtheile entgegengeharrt habe. Er war als ein vortrefflicher Schütze bekannt, und wenn man ihm auch gerade keine schändliche That nachsagen konnte, so war sein Wildfrevel doch schon genug, das hochpeinliche Gericht zu bestimmen, ihn unschädlich zu machen.

Düster und niedergeschlagen saß der Gefangene in seiner Zelle und drehte dem Sonnenstrahl den Rücken, der durch das vergitterte Fenster in sein Gemach geschlichen kam und ihn hinauslocken wollte in die grünen Fluren, wo Alles so geschäftig und belebt des wärmenden Strahles sich freute; die Sonne und der Schütze kannten sich und waren alte Freunde, und als Letzterer gar nicht sich umdrehen wollte, bleichte der Strahl sichtbar ab und zog sich langsam und traurig die Wand hinauf durch das Fenster zurück.

Mißmuthig darüber, über ſich und die ganze Welt, warf der Gefangene ſich auf ſeine Pritſche und verſuchte zu ſchlafen.

Er ſchlief und erheiternd mußten ſeine Träume ſein, denn ein freudiger Ausdruck lief über ſeine Züge; plötzlich aber zogen ſie ſich grimmig zuſammen, er fuhr mit Händen und Füßen aus und ſtöhnte mit verbiſſenen Zähnen: „ha, Elende, das war eine Falle!“ — In ſchmerzliche Trauer löſten ſich ſodann die verzerrten Züge auf, die einmal noch zuſammenzuckten, als er undeutlich etwas murmelte, wobei ſein Körper ſich unruhig auf dem Lager wälzte und ſeine Finger ſich zuſammenpreßten wie in erwartungsvoller Herzenspein. Aber auch dieſer Ausdruck verſchwand und eine kühne Entſchloſſenheit malte ſich auf ſeinen Zügen und wie im ſtolzen Bewußtſein ſeiner inneren Kraft hob ſich ſein Buſen.

Jetzt aber öffnete ſich ſeine Kerkerthüre und der Rathsdiener weckte ihn mit einem rauhen Stoße aus dem Schlafe, aus welchem er trunken und ohne ſich gleich erinnern zu können, wo er ſich befand, auffuhr.

Bald jedoch ſollte er Letzteres inne werden, denn zwei Geſandten des hohen Rathes ſtanden vor ihm und verlaſen ihm das Urtheil, welches Tod lautete, Tod durch den Strang.

„Das iſt eine Sünde, ihr Herren, — ergriff der Schütze das Wort, nachdem er das Urtheil gehört hatte, — denn ich habe nichts gethan, als die von Gott uns Allen gegebenen Thiere geſchoſſen, um meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Das Thier iſt immer doch ein

Thier, und einen Menſchen darum tödten zu wollen, iſt eine Sünde, die Gott ſicher nicht mag."

„Ihr ſeid als ein gefährlicher Schütz bekannt — entgegnete ihm einer der Urtheilsverkünder — und euere Schützgenoſſen und die löbliche Schützengilde klagen euch des Bundes mit dem Böſen an, und daß er euch zu Freikugeln verhelfe."

„Das iſt gelogen, und zum Beweis hierfür erbiet' ich mich mit meiner Büchſe, vor aller Augen und mit Pulver und Blei, das geſegnet iſt, in die Wetterfahne des Thurmes neun Kugeln zu ſchießen, die eine Zahl bilden müſſen."

„Ei, wenn ihr das vollbringen könnt, ſo ſchlagt ihr freilich den Hauptgrund euerer Verurtheilung nieder. Bedenkt aber wohl, daß ihr den Höchſten herausfordert, der ſich nicht ſpotten läßt."

„Ich kann's, — entgegnete der Schütze ſtolz, — denn ich bin unſchuldig und außer einigen tollen Streichen mich keines Verbrechens vor ihm bewußt."

Die Kunde dieſes Vorfalls drang blitzſchnell durch die Stadt, und die Bürger ſowohl, die ſchon Antheil genommen hatten an dem Schickſale des kühnen Schützen, als auch die Schützen, die ſich für ſein wunderſames Vertrauen auf ſeine Geſchicklichkeit intereſſirten, drangen in den Rath und forderten, daß man den Schützen begnadigen ſolle, wenn es ihm gelänge, ſeine Behauptung zu verwirklichen.

Dem Schützen wurde mitgetheilt, daß der Rath ſeine Geſchicklichkeit ſehen wolle, und wenn es ihm gelänge, ſeine Behauptung zu bewahrheiten, ſolle er begnadigt

und aller Strafe los und ledig sein. Träfe aber nur eine Kugel nicht oder schlösse sie sich nicht an die andere zur Bildung der Zahl an, so müsse er unfehlbar sterben.

Der Schütz war es zufrieden und der andere Tag wurde bestimmt, seine Geschicklichkeit zu beweisen.

Eine ungeheuere Menge Volkes drängte sich an dem anderen Morgen um den Fuß des Thurmes, der damals noch mit dem Stadtwall verbunden war, von dem aus man in denselben schritt; die Schützengilde stellte sich auf dem Walle auf und der Schützenmeister bereitete sich vor, die Kugeln zu gießen, welche über das Leben des Gefangenen entscheiden sollten.

Dieser ward endlich selbst herausgeführt und nochmals von einem Pater angesprochen, der ihm in das Gewissen redete, Gott nicht zu versuchen, wenn seine Geschicklichkeit nicht in ihm, sondern in der Hülfe des Bösen läge.

„Habt nur Geduld, ehrwürdiger Pater, — sprach der Schütze, — mit Gottes und Sanct Huberts Hülfe schreib' ich die Antwort dort auf die Blechtafel der Fahne."

Unter seiner Anordnung lud jetzt der Schützenmeister die Radbüchse des Gefangenen und händigte sie ihm ein.

Lautlose Stille schwebte über der versammelten Menge, als er die Büchse nahm und anlegte; als aber nach dem Knall das krächzende Herumfahren der Fahne ankündigte, daß er getroffen und auch ein Loch in der Tafel der Fahne schimmerte, machte sich die Spannung in einem jubelnden Geschreie Luft, und Mützen und Hüte schwenkten sich über den Köpfen der Menge.

Der Schütze legte wieder an; es ward ſtille. Die Fahne drehte ſich nach dem Knall herum und ein zweites Loch ſchimmerte herab und wurde wieder mit unendlichem Jubel begrüßt.

Neunmal ſchoß der Schütze und neunmal ſchmiegte ſich die Kugel auf die Bahn, die der kundige Waidmann ihnen durch ſein Rohr zu geben wußte. Als mit der letzten Kugel die 9 fertig war, ſank er auf's Knie und alle Anweſenden entblößten die Häupter und beteten mit ihm aus der Fülle ihres Herzens.

Reich beſchenkt ſchritt am Abende dieſes Tages der Gerettete durch das Thor, das Zeuge ſeiner Schießprobe geweſen und von da an ſoll er ein braver und allgemein geachteter Forſtwart geworden ſein. Nie mehr aber kehrte er nach Frankfurt zurück, denn dieſe Stadt war ihm zum Entſetzen geworden.

Die jüdiſche Colonie.

Unter den römiſchen Truppen, welche Jeruſalem zerſtörten, befand ſich auch ein Herr von Dalberg, deſſen Stammſchloß in Hernsheim bei Worms noch heute von den Nachkommen bewohnt wird. — Freilich iſt daſſelbe durch die Zeit nach und nach umgebaut, vergrößert und verſchönert, doch für das Folgende iſt der Ort genügend, da die Sage ſich nicht an das Schloß und deſſen Schickſale bindet.

Obengenannter Dalberg war Centurio und empfing als Beuteantheil nach dem Sturme eine Anzahl jüdiſcher Gefangenen, welche er nach ſeiner Heimath verbringen ließ, um ſie daſelbſt zu coloniſiren.

Es waren dieſes die erſten Juden in Teutſchland.

Schmerzlich war der Abſchied der durch das leidige Kriegsunglück ihrer Habe und Heimath Beraubten. — Um jedoch nicht allen Erinnerungen an Letztere zu entfliehen, füllten ſie in frommer Verehrung Säcke mit Erde und nahmen dieſe als heilige Reliquien in die Fremde mit, auf daß nach ihrem Tode die Heimatherde wenigſtens ihren Leib aufnehme.

Unter den Fortgeführten zeichnete ſich ein Greis aus, der an der Hand ſeiner lieblichen und in reiner Un-

ſchuld ſtrahlenden Tochter in die traurige Fremde wankte. — Er war ein weiſer Mann, von ſtarkem Gottvertrauen, und er, wie ſeine Tochter, flößten mit Rath und That den jammernden Glaubensgenoſſen neuen Muth und Hoffnung ein, durch Hinweiſung auf die Allmacht Jehova's.

Einen ſchöneren Gegenſatz, als der Greis an der Hand der Jungfrau, konnte man ſich nicht denken; es war, als wandle der gereifte Herbſt an der Hand des keimenden Frühlings, und ſo ehrfurchterweckend war die heitere Ruhe, die Beide umgab, daß ſelbſt die Kriegsknechte während der langen Fahrt freundlicher wurden und ihre rohen Scherze zurückhielten.

Nicht lange nach der Ankunft der Juden in Worms traf Dalberg ebenfalls daſelbſt ein, um auf ſeinem Stammgute ſich von den Strapazen des jüdiſchen Krieges zu erholen. — Bei dieſer Gelegenheit kamen die Nachbarn und Freunde, um ſeine Erlebniſſe und diejenigen des Heeres aus dem Munde eines Beiwohnenden zu vernehmen, und Jagden, Bankette und Unterhaltungen aller Art wechſelten im reichen Kranze ab.

Unter den Gäſten, welche ſich am häufigſten auf dem Schloſſe des Centurio bemerklich machten, war ein römiſcher Kriegsmann, der einer in Mainz zur Gränzwacht gegen die Teutſchen ſtationirten Cohorte zugetheilt, reich und angeſehen und mit Dalberg ſchon ſeit längerer Zeit innigſt befreundet war.

Er war ein Lebemann erſter Klaſſe und ſah nicht ſobald die ſchöne und durch das Kriegsunglück Intereſſe erweckende Jüdin, als er alſobald auch überlegte, wie er am beſten in ihren Beſitz ſich ſetzen könne.

Sie Dalberg abzukaufen, ging nicht an, da derſelbe hiervon nichts wiſſen wollte. Ein Mittel blieb ihm nur, ſie zu entführen, und er hatte kaum daran gedacht, als er auch ſchon entſchloſſen war, es anzuwenden.

In der Nähe von Mainz und in einem dichten Forſte verſteckt, bereitete er einen Zufluchtsort, ritt dann gegen Worms, wo er unerkannt der Jungfrau nachſpähte, und als ſie einmal Waſſer ſchöpfte, ſie ergriff und trotz ihres Sträubens, mit ihr auf das Pferd ſprang und davon jagte.

Nichts ſparte der Römer, das Mädchen ihm geneigt zu machen. Zärtliche Worte und prächtige Geſchenke wechſelten ab, aber nichts konnte ſie veranlaſſen, von dem Pfade der Tugend abzuweichen, und immer mehr und mehr härmte ſie ſich nach ihrem Vater ab.

Der Römer, den des Mädchens Starrſinn, wie er es nannte, endlich anfing ungeduldig zu machen und der auch von den Nachforſchungen wußte, die man nach der Entführten anſtellte, beſchloß eines Abends, in Güte oder mit Gewalt zum Ziele zu kommen.

Aus einer luſtigen Bacchanalie, die er mit einigen Freunden gefeiert hatte, eilte er weinſelig zu ſeiner Gefangenen und begann wieder ſeine Lockungen, die aber ebenſo wie alle anderen zurückgewieſen wurden.

„Du entgehſt mir doch nicht, kleine Spröde", lachte er aufgeregt von Wein und Leidenſchaft, haſchte ſie und ſuchte ihre Lippen mit ſeinen Küſſen zu bedecken; das Mädchen aber entrang ſich ihm und als er immer mehr und mehr aufgeregt ſie zu beſtürmen fortfuhr, wobei ſeine Leidenſchaft ſich drohend erhitzte, warf ſie ſich auf

die Knie und rief Gott zum Schutze ihrer Jungfräulichkeit an.

„Zum Orkus mit deinem Gott, — rief der Römer. — Mein mußt du sein und sollte der Himmel brechen.“ Er warf sich hierbei auf die Widerstandslose und wollte eben mit rohen Händen sie entweihen, als unter grollendem Getöse ein flammender Stein niederstürzte und ihn tödtlich traf.

Das Mädchen war gerettet, doch als sie das Werkzeug der Rettung staunend ansehen wollte, strahlten ihr von demselben die Züge Jehova's in so herrlichem Glanze entgegen, daß sie erblindete.

Dalberg und ihr Vater fanden endlich die erblindete, aber durch die Prüfung nur noch lieblicher gewordene Jungfrau, und als man aus ihrem Munde den Sachverhalt vernahm, staunten sie und schauten den Stein voll Ehrfurcht an, in dem die Worte Jehova in hebräischer Sprache eingegraben standen, aber ohne den Glanz, der das Mädchen geblendet hatte.

Die Geprüfte, und ihr greiser Vater, starben wenige Monden nach diesem Vorfalle kurz nach einander. Sie waren die Ersten, welche in den heimathlichen Boden bestattet wurden.

Der Stein aber soll später die Decke der Synagoge in Worms geschmückt haben.

Bemerkenswerth ist, daß noch heute auf der Begräbnißstätte der Juden in Worms ein Platz vorhanden ist, an dem die aus Juda mitgebrachte Erde aufgeschüttet sein soll.

Die Kastellans-Tochter von Worms.

Wer von der Eisenbahn kommt und sich, sobald er durch das Thor geschritten ist, nach links wendet, gelangt auf einen großen, mit Ketten eingefaßten Platz, dem gegenüber ein altes, im Renaissance-Style erbautes Herrenhaus steht, zum Wampolder Hof genannt.

Dieses Haus, das jetzt freilich in zwei Besitzthümer auseinandergerissen ist, gehörte einst den in dem Mainzer Patricierbuche hoch angeschriebenen Edelen von Wampolden und wurde von einem Kastellan bewohnt, der es in Stand zu halten hatte.

Der Kastellan war ein Edelmann, dessen Güter längst verschollen waren, und der als Anverwandter mit den von Wampolden, die Stelle als Begünstigung erhalten hatte. Er war alt und baufällig, da er in der Jugend manchen Kriegssturm mitgemacht und konnte sich nur damit über die Vergänglichkeit des Lebens und der Güter trösten, daß er sein Töchterlein schaute, wie es im heiteren Jugendlenze aufknospte und eine der Schönsten war unter ihren Gespielinnen.

Kein Wunder, daß viele junge Fante sich um die Schöne bewarben und daß sie um sie herumschwärm-

ten wie Schmetterlinge um eine süßduftende Blume. Kein Wunder war es aber auch, daß sie dadurch ein wenig launisch und eigensinnig werden mußte, denn selten nur wird ein viel umschwärmtes Mädchen die lieblichsten Eigenschaften, welche Natürlichkeit und Einfachheit genannt werden, bewahren.

Unter allen Burschen, welche ihr zu Gefallen gingen, war es nur einer, den sie auszuzeichnen vermochte, und dieser war edelgeboren wie sie, aber arm und der einzige Sohn einer bejahrten Mutter. Schlank und edel geformt in Antlitz und Glieder, zeichnete er sich durch Frömmigkeit, Muth und Bildung des Geistes vortheilhaft vor allen schaalen Gesellen aus, die im Prunke ihres Reichthums den wahren Reichthum der Gesittung und Bildung hinten ansetzen zu dürfen glaubten.

Das Mädchen, obgleich verzogen und verwöhnt, liebte ihn aufrichtig, und ihr Glück schien begründet, als der Vater ihre Liebe guthieß und sie mit ihm verlobte.

Eines Abends — es war gerade die berüchtigte Walpurgisnacht — hatte man in der kleinen Gesellschaft viel von Hexen und deren Künsten gesprochen, als es dem schäkernden Mädchen einfiel, ihrem Geliebten die Aufgabe zu stellen, auf einem Kreuzwege heute Nacht den Zug der Hexen zu beobachten und ihr Bericht darüber zu erstatten. Der Jüngling versprach es lachend, denn er war muthig und glaubte, daß einem, sich keiner Schuld bewußten, Christen, aller Hexenspuck nichts anhaben könne. Waffenlos eilte er auf das nahe Feld hinaus und kehrte hiervon nie wieder zurück.

Auf dieſe entſetzensvolle Nachricht fluchte die Mutter des Vermißten der thörichten Maid, die in Wahnſinn verfiel und noch jetzt angſtvoll in der Geiſternacht durch die Stadt laufen ſoll, um ihren Geliebten mit Namen zu rufen.

Wie und wo der Jüngling verſchwand, wußte man nie zu deuten. Einige glaubten, die Hexen hätten ihn zerriſſen und ſeine Glieder zerſtreut; andere Beſonnenere aber meinten, Neider hätten ihn getödtet und in den Rhein verſenkt, welche letztere Anſicht wohl die wahrſcheinlichere ſein mag, da man einige Zeit ſpäter am Unterrhein einen Leichnam auffiſchte, deſſen Antlitz unkenntlich gemacht war, deſſen ſchwellende Glieder aber Jugend verriethen.

Worms.

Ich kann nicht umhin, zu erwähnen, daß auf dem rechten Ufer des Rheines, Worms gegenüber und zwar links von der Brücke eine Wieſe liegt, die noch den Trieb eines ausgehauenen Baumwuchſes zeigt.

Dieſe Wieſe heißt der Roſengarten und iſt in dem Nibelungenliede ſchon genannt.

Nahe bei Dürkheim a. d. H. ist ein ebenfalls an ihn erinnerndes Denkmal, nämlich der Drachenfels, da er dort den Drachen erlegt haben soll, der die Umgegend verheerte.

Worms erzeugt ferner den lieblichen Liebfraumilch, ein Rebengelände, das um eine Kirche liegt, welche zur lieben Frau heißt. Der Name Liebfraumilch soll von folgender Sage abgeleitet werden.

Ein alter burgundischer Edler war sehr dem Weine ergeben, hatte aber sonst ein frommes Gemüth und gab gern und reichlich Almosen.

Dieß ärgerte den Fürsten der Hölle, welcher damals noch darauf bedacht sein mußte, Seelen zu überlisten, und er beschloß, dem Ritter einen bösen Streich zu spielen und seine Seele durch ihre Schwäche zu umgarnen.

Er verkleidete sich als pilgernder Ritter, machte sich mit dem Edlen bekannt, und als der Letztere ihm von der Güte seines Weines erzählte und dabei einen mächtigen Humpen davon vorsetzte, wußte es Herr Satanas durch seine Beschreibung eines Weines, den er im Süden getrunken haben wolle, dahin zu bringen, daß der wein- und giertrunkene Edle Alles versprach, um nur einen eben solchen Wein zu erhalten als der beschriebene.

Der Fremde erbot sich dem Ritter einen Weinberg anzulegen, natürlich nur gegen einen Solo-Wechsel auf seine Seele. Der Weinberg baute sich wie durch Zauberhand an und die Crescenz des ersten Herbstes war so köstlich, daß der Edle trotz aller Mahnung des Teufels ihn in weintrunkener und weinseliger Laune Lieb-

fraumilch taufte, denn etwas Beſſeres, meinte er, als dieſes, könne es ja gar nicht geben.

Der Teufel machte bei dieſem Namen freilich ein ingrimmiges Geſicht; er tröſtete ſich aber mit der Hoffnung auf die Seele. Aber auch hierin hatte er ſich getäuſcht, denn die liebe Frau, die ſich des von Herzen guten Ritters erbarmte und auch dankbar für die Widmung des Weinbergs ſein wollte, ſchickte zur Zeit, als der Teufel ſeinen Wechſel einlöſen wollte, einige Engel, die ihn vertrieben. Der Ritter aber, der hieraus erkannte, wie der Wein dem Böſen Thür und Herzen öffnet, baute der lieben Frau eine kleine Kapelle in ſeinem Weinberge und ſoll unter dem Schutze derſelben ſich noch viele Jahre des ſüßen Teufelsweines erfreuet haben.

Daß die Liebfraumilch letztere Bezeichnung verdient, wird Jeder zugeben; ob er aber wirklich vorſtehender Sage nach von dem Teufel angepflanzt wurde und ob überhaupt das Erzählte begründet iſt, laſſe ich dahin geſtellt ſein.

Oppenheim.

Einſt kam ein junger Maler nach Oppenheim und kehrte in einem, nahe dem Rheine gelegenen Gaſthauſe ein, an welchem ſich juſt ein runder, ſchöner Lockenkopf zeigte, der freundlich auf den fahrenden Geſellen niederblickte.

„Das trifft ſich ja prächtig, — ſagte der Maler zu ſich ſelbſt — und will mich ein glückliches Omen bedünken, denn wo man bei dem erſten Begegnen an einem fremden Orte einem ſchönem Mädchen begegnet, ſo deutet dieß auf Glück. Je nun, ich bin gegen das Glück nicht ſpröde und kehre ein; will ſehen, vielleicht iſt es mir hold.“

Mit dieſen Worten trat er ein, und als der Lockenkopf ſah, daß der Jüngling in ihrem Hauſe einkehrte, lehnte er ſich erröthend und leiſe lächelnd ein wenig von dem Fenſter zurück.

„Gott zum Gruß, ſchöne Jungfrau — klang alsbald die Stimme des Malers froh und heiter in der Schenkſtube. — Gönnt mir ein Plätzchen in euerem Hauſe und einen freundlichen Willkomm aus euren Augen. Ich komme weit, bin müde und ſehne mich nach Labung des Körpers ſowohl als auch der Seele.“

Lächelnd hörte die Jungfrau die muntere Rede des neuen Gastes an und als er geendet, verbeugte sie sich und frug nach seinem Begehren.

Ein Zimmerchen, und da wir von Rosenduft und Sonnenschein nicht leben können, auch etwas Realeres, so etwas wie ein Hühnchen mit einem Glase Wein oder dergleichen.

„Soll besorgt werden" — lächelte das Mädchen und eilte hinweg, um die nöthigen Befehle auszutheilen.

Der Maler schaute ihr nach und sobald sie verschwunden war, sagte er: „Hm, sie scheint nichts Sonderliches von meinen Worten zu halten. Aber schön ist sie und in meine Mappe kommt sie auch, und wenn sie sich mit Küssen bezahlen lassen will, so soll sie meinen ganzen Vorrath haben."

Singend und pfeifend schritt er darauf die Stube auf und ab, bis ihm von einem Knaben der Schlüssel zu seinem Zimmerchen ausgehändigt wurde, mit dem Bedeuten, daß er beauftragt sei, ihn dahin zu führen.

„Komme Kleiner und hier, für diesen Groschen kaufe dir irgend etwas, so ein Band oder so etwas Aehnliches, denn ich wette, du hast auch schon ein Liebchen, denn das fängt ja an in Mode zu kommen." — Schmunzelnd steckte der Knabe das empfangene Geldstück ein und seine Augen kniffen sich dabei so blinzelnd zusammen, daß der Maler laut auflachen mußte und ihm die Haare zerzauste.

Angekommen in seine enge, aber niedliche Behausung, machte er es sich bequem, aß und trank das mittlerweile Aufgetragene, holte aus seinem Ränzchen frische

Linnen, bürstete sich gut aus und ordnete vor dem Spiegel seine langen Künstlerhaare.

Nachdem er sich nochmals durchgemustert und in Ordnung gefunden hatte, eilte er zum Garten hinab, wo er die freundliche Wirthstochter traf, die ihre Rosen begoß.

„Wollt ihr mir helfen," — frug sie ihm entgegen.

„Ei freilich, Rosenkönigin oder besser noch Undine."

„Deren Born die Gießkanne ist," — fiel das Mädchen neckend ein.

„Nun meinetwegen, wenn es nur fließt," — schäkerte er dagegen, bemächtigte sich der Gefäße und war bald mit frohem Lachen und munteren Scherzen in die Arbeit vertieft.

Das Mädchen, das gar keine Scheu vor diesem frohsinnigen und so natürlich scherzenden Gesellen empfand, beantwortete seine Neckreden mit gleichem Muthwillen und bald entstand unter Lachen und Laufen ein kleines Gefecht, wobei man sich mit Rosenblättern bewarf und mit Wasser besprengte. Nachdem der Friede wieder hergestellt war, gingen sie im Garten spazieren und sprachen über die Umgebung und deren Schönheiten und Seltenheiten, und hier erfuhr das Mädchen, daß er ein Maler sei, der die schönsten Punkte des Rheines besuchen und aufnehmen wolle.

„O bitte, dann nehmen sie auch mein liebes Oppenheim auf — bat das Mädchen, halb im Scherz, halb im Ernst die Hände faltend — und prächtig muß es werden; oben die Ruine im Mondschein und unten die Häuser des Städtchens friedlich angehaucht vom

Schlummer und seinen Begleitern, den freundlichen Träumen."

„Warum nicht bei Tag? Dann habe ich ja Gelegenheit ihr liebliches Bild mit hinein zu malen," — lachte er.

„Nein, nein, poetisch muß es sein und da gehöre ich nicht hinzu."

„Nun denn, ich besuche die Ruine bei Nacht und verspreche, daß ich getreulich das kopiren will, was ich sehe."

„Und ich erhalte auch ein Bild hiervon?"

„Das Original sollen sie haben, und hierin werden sie glücklicher sein als ich."

„Wer weiß," — entgegnete sie, ihm freundlich und hochroth zunickend, und sprang davon.

Zur späten Abendstunde schritt der Jüngling wirklich in die Ruine der Kirche, in welcher die Gebeine der im dreißigjährigen Kriege bei Oppenheim Gefallenen aufbewahrt sind. Gespenstisch bleichte der Mond das verfallene Gemäuer, und leise lispelte der Wind in den Blättern, der aus den Trümmern aufgewucherten Bäume. Tiefe Stille lag über die Fluren ausgegossen; nur hohl und dumpf scholl der einsame Tritt des Wanderers durch die Nacht.

In Träumerei versunken durch den Anblick der Zerstörung, der durch den Mondesglanz wie eine sagenhafte und gespenstische Mythe ihm entgegendräuenden Trümmer, wandelte er über ihren Boden hin, bis daß sein Fuß an einen Schädel stieß, der klappernd fortrollte

und mit dem grinsenden Gesichte nach oben gekehrt liegen blieb.

„Moder und Grab, das bleibt von dem Prunk nur übrig, — seufzte der Jüngling. — Alles andere verschwindet. Nur der Ruhm nicht — setzte er aufflammend hinzu — und glücklich der, dem es gelingt, ihn zu erringen."

Lange Zeit war er seinen Gedanken nachgehängt und in der Ruine umhergewandelt, als sich plötzlich der Mond überzog, während es von Ferne dumpf und dröhnend zwölfe schlug. Zugleich raschelte und kollerte es unheimlich, und als er näher zusah, sah er voll Entsetzen, wie die Knochen sich zusammenfügten und als Skelette sich erhoben.

Kaum standen aber die Skelette auf den schwanken Beinen, als sie sich trennten und Schwede zu Schwede, Spanier zu Spanier trat. Ein heiseres Commando erscholl und grimmig fielen sie sich gegenseitig an, um auch im Tode noch mit wildem Hasse sich zu bekämpfen.

Krampfhaft an die Mauer gepreßt und bedeckt mit kaltem Schweiße, stand der Jüngling bei dem unheimlichen Schauspiele. Seine Zähne klapperten und seine Glieder schienen nicht länger ihre eigene Wucht tragen zu wollen.

Immer grimmiger währte unterdessen der Kampf, welcher mit denjenigen Knochen und Gliedmaßen geführt wurde, die ihre Ergänzungsglieder nicht finden konnten. Niedergeschlagen sanken viele stöhnend und röchelnd von beiden Partheien in Staub und wimmerten, wie schrecklicher es nur auf dem Wahlfelde gehört werden kann.

Von einem Schädel in die Seiten getroffen, war einer derſelben vor dem Jünglinge niedergeſunken und wand ſich ſtöhnend im fürchterlichen Schmerze. Als ſeine dunklen Augenhöhlen zufällig über den Jüngling glitten, zuckte ein fahler Schein in denſelben auf und drohend rief es ächzend aus weitklaffendem Munde:

„Sterblicher, der du den Kampf der Todten ſchaueſt, verkünde, wie wir gezwungen ſind, uns im Grabe noch zu befeinden, weil wir im Leben uns da bekriegten, wo wir uns hätten lieben ſollen. Wehe, nie wird uns Ruhe, bis wir beſtattet ſind.“

Dieſe Worte waren kaum verklungen, als die Glocke mit ſonorem Klange den Schlag Eins herauftönte und die Gerippen da zuſammenſtürzten, wo ſie eben ſtanden. Der Jüngling, von ſeiner grauenhaften Angſt erlöſt, entfloh und fand nicht eher Ruhe, als bis er zu Hauſe war, wo ihn das harrende Mädchen empfing und ihn für das ausgeſtandene Erlebniß tröſtete.

Am anderen Tage fand man die Knochen wild durcheinander geworfen, und als bald darauf der ſiebenjährige Krieg ausbrach, deutete man den nächtlichen Spuck auf die Ankündigung deſſelben.

Der Maler aber ſtand oft noch auf der Ruine und erzählte ſeinem Weibchen das erlebte Abenteuer, und wie ſie damals ſein geharrt, worauf ſie ihm dann liebevoll und ſcherzend ſein verſtörtes Ausſehen beſchrieb, das ſie aber doch nicht abgehalten habe, ihn zu lieben.

Die Leſer werden in ihr das Töchterlein erkennen, deſſen Anblick dem wandernden Maler ein günſtiges Omen ſchien und welches ihm in Wahrheit auch ein

ſolches geworden iſt, denn wenn er auch nicht den ewigen Nachruhm errang, genoß er doch ein inniges, durch Liebe und Vertrauen gewürztes Eheglück.

Der Jungfernſprung.

Zur Zeit als noch die Rieſen lebten und die Menſchen nicht allein gegen ihre eigenen Leidenſchaften, ſondern auch gegen die Leidenſchaften dieſer Unholde anzuſtreben hatten, hauſte auch ein ſolcher tief in den Gebirgen des Haardt.

Er hatte auf einem hohen Berge eine Feſte aufgerichtet von Felsblöcken, wie er ſie gerade fand und auf ihr einen Thurm gebaut, von deſſen Warte aus er ringsum die ganze Gegend überſchauen konnte.

Nun war es, daß viele Meilen von ihm ein herrliches Fräulein lebte, das ebenſo ſchön als unerſchrocken, ebenſo hold als geiſtreich war. Sie lebte einſam auf ihrer verwaiſten Burg, ritt, jagte und erfreute ſich an ähnlichen männlichen Vergnügungen, denn ſie liebte die Jagd und in

ihrem Buſen ſchlug ein Heldenherz. War ſie dagegen aber zu Hauſe, ſo führte ſie ebenſo geſchickt die Hauswirthſchaft, und die Spindel war ihrer Hand ebenſo gewohnt, als der Bogen, mit dem ſie ſelten ein Ziel verfehlte.

Dieſe Jungfrau ſah einmal der Rieſe auf ſeiner Streiferei und augenblicklich bemächtigte ſich ſeiner die Gierde nach ihrem Beſitze. Lange überlegte er, wie er es anfangen ſolle, ſie zu gewinnen, und je mehr er überlegte, um ſo verlockender ſtrahlte ihr Bild in ſeine Seele, um ſo mehr bleichte er ab, und raſtlos lief er in ſeiner Burg umher und konnte ſelbſt nicht mehr ſchlafen.

Endlich aber hielt er es nicht mehr aus. Er rief ſeinem Vertrauten, gab ihm viele Koſtbarkeiten als Geſchenke für ſie mit und beauftragte ihn, das Mädchen zu freien.

Der Vertraute, ein liſtiger Geſelle, dachte auf ſeinem Zuge nach der Burg der Jungfrau: „Ei was, ſoll ich die ſchönen Geſchenke dem Mädchen anbieten und trotzdem vielleicht einen Korb mit nach Hauſe nehmen? das wäre thöricht, ſehr thöricht und deßhalb iſt es beſſer, ich behalte die Geſchenke für mich als Botenlohn und bringe ihm ſo einen Korb.“

Nachdem er dieſes gedacht hatte, zog er von der Straße ab in den Wald, um daſelbſt ein Verſteck für die Schätze zu ſuchen, die er der Jungfrau hätte bringen ſollen.

Als er tief in den Wald gedrungen war, sah er plötzlich einen Jüngling, der die Hände rang und laut seufzte und weinte.

„Sieh', da kannst du nähere Erkundigung über die Gegend und das Fräulein selbst einziehen, damit du weißt, was du zu sagen hast", — dachte er und rief den Jüngling an, der mit allen Zeichen des Staunens den Fremden anblickte und an sein Schwert griff, um auf alle Fälle gesichert zu sein.

„Fürchtet nichts, — rief ihm der falsche Abgesandte zu, — ich bin hier fremd und suche ein Plätzchen, das still und verschwiegen ist, damit ich mich niederlassen kann."

„Wenn ihr das wollt, so kann ich euch schon einen solchen heimlichen Ort zeigen, denn ich bin gern bereit, Fremden mit meinen geringen Kräften zu dienen."

Er ließ die Hand vom Schwerte und reichte sie dem Fremdling, der erfreut war, einen Führer gefunden zu haben.

Unterwegs erzählte der Jüngling, wie er arm sei, und wie sein Herz für eine schöne Jungfrau schlage, der er, seiner Armuth wegen, sich zu nahen scheue.

Die Worte gingen hinüber und herüber und der schlaue Betrüger erfuhr bald, daß die heimliche Gluth des Jünglings von denselben Augen gezündet war, welche die Gluth in dem Herzen seines Gebieters angefacht hatten.

Ein verschmitztes Lächeln stahl sich über sein Gesicht, denn es tauchte ein abscheulicher Plan in ihm auf, wie er die unterschlagenen Geschenke behalten und nebenbei

noch einen goldenen Lohn von seinem Herrn gewinnen könne.

In Folge der Ueberlegung machte er dem Jünglinge die vertrauliche Mittheilung, daß er einen Schatz bei sich führe, den er vergraben wolle. „Helft ihr mir, — sprach er, — so überlasse ich euch einen Theil von demselben, der euch in den Stand setzt, euere Geliebte zu freien."

Freudig schlug der Jüngling ein, und als sie an die Stelle gelangten, die er gemeint hatte, machten sie sich flugs an die Arbeit und gruben ein großes Loch aus. Die Stelle war einsam und lieblich. Ein großer Stein lag daselbst und wurde von einem kleinen Bächlein umflossen. Breitblätterige Farrenkräuter und duftiger Waldmeister sprießten an seinem Rande mit üppiger Fülle auf, während vollwipfelige Eichen darüber ihren zitternden und rauschenden Dom woben.

Die Beiden arbeiteten rüstig; kaum jedoch war das Loch ausgehoben, als der Bösewicht über den Jüngling herfiel und ausrief: „Du mußt jetzt sterben, denn Niemand darf den Ort des verborgenen Schatzes wissen."

Der nichts Böses ahnende Jüngling hatte sein Schwert auf den Stein gelegt, damit es ihn während der Arbeit nicht hindere. Dieses hatte der Meuchler wohl beachtet und er griff den Jüngling auch an, indem er sich zwischen das Schwert und ihn warf und ihn vom Steine zurückzudrängen suchte. Da er den Jüngling weinen und klagen gehört hatte, glaubte er auch, daß er es mit einem Schwächling zu thun habe, aber hierin täuschte er sich, denn nicht so bald hatte

ſich derſelbe von der Ueberraſchung des hinterliſtigen Anfalls erholt, als er blitzſchnell den Mörder unterlief, aufhob und ihn mit ſolcher Kraft an den Stein anwarf, daß er ächzend und ſtöhnend zuſammenbrach.

Flugs nahm der Jüngling darauf das Schwert und wollte damit in ſeinem gerechten Zorne den Elenden durchbohren. Dieſer aber bettelte um ſein Leben und ſagte, er wolle ihm ein Geheimniß mittheilen, das ihm ſicher angenehmer wäre, als alle Schätze der Welt.

Den Jüngling dauerte der Feigling; er zog die Spitze des Schwertes von ſeiner Bruſt zurück, und neugierig, was dieſer ihm wohl zu ſagen haben möge, forderte er ihn auf zu reden.

Der Betrüger erzählte nun den Zweck ſeiner Reiſe und die Liebe des Rieſen, ſeines Herrn, zu dem ſchönen und kühnen Burgfräulein und machte den Jüngling darauf aufmerkſam, daß ſein Herr zu allem fähig ſei, wenn es gelte, ſeine Wünſche zu befriedigen.

„Er komme nur — rief der Jüngling im Gefühl ſeiner Kraft und ſeiner Liebe aus. — Er ſoll es mit mir zu thun haben, wenn er etwas gegen ſie unternehmen will.“

Darauf nahm er den Theil des Schatzes, der ihm von Rechtswegen gebührte, weil er der Lohn ſeiner Arbeit war, nahm auch das Roß des Beſiegten als Siegerbeute und eilte fort, indem er den Elenden ſeinem Schickſale überließ.

Dem Rieſen währte es gar lange, bis ſein Bote zurückkam, und da ſeine Leidenſchaft immer heißer in ihm wüthete, ſo beſchloß er, ſelbſt den Freiersweg zu

gehen und ſich den Beſcheid zu holen. Geſagt, gethan. Er machte ſich auf und ſchritt nach der Burg ſeiner Auserkorenen.

Dieſe ſaß gerade unter ihren Mägden und wies ſie an, den weißen Linnen hübſch ordentlich in die Truhen einzulegen und ſäuberlich zu falten, als ihr gemeldet wurde, daß am Burgthor ein Rieſe halte, der ſie zu ſprechen verlange.

Ueberraſcht und mit einer bangen Ahnung trat ſie auf den Söller, denn das Burgthor war zu klein und ließ ſeine Geſtalt nicht durch.

„Jungfräulein — rief der unſchlächtige Geſelle ihr zu — ich will dich freien und wenn du nicht mein Weib wirſt, ſo reiße ich dir die Burg nieder und erſchlage mit ihren Steinen dich und die Deinigen.“

Voll Schauder und Entſetzen trat das Mädchen zu rück und heiße Thränen floſſen aus ihrem Auge, wenn ſie an ihr Schickſal dachte, mochte es auch ausfallen wie es wollte. Umſonſt beſchwor ſie ihn, ſie zu verſchonen; umſonſt bot ſie ihm ihr ganzes Hab und Gut, wenn er von ihr laſſen wolle; umſonſt warfen ſich ihre Mädchen vor dem Rieſen nieder und baten für ihre Gebieterin; er lachte ihrem Schmerze und rief, daß die Thränen ſie nur noch ſchöner mache und er jetzt noch mehr in ſie verliebt wäre, als vorher.

Als nichts helfen wollte, trat das Mädchen endlich entſchloſſen vor und ſagte: „Du willſt mich freien, aber Alle, die meine Hand begehren, müſſen beweiſen, daß ſie meiner würdig ſind.“

„Oho, — lachte der Rieſe. — Zweifelſt du an meiner Kraft? Soll ich die Bäume ausrupfen, die dir

Kühlung bieten, he?“ — und bei dieſen Worten faßte er eine ſtarke Linde und zog ſie aus dem Boden wie einen Halm.

Zitternd entgegnete das Mädchen: „Nicht die Kraft des Armes bietet mir Vertrauen, ſondern die Entſchloſſenheit und Geiſtesgegenwart in der Gefahr.“

„Ei ſieh einmal, Jungfräulein, was verlangſt du denn von mir?“

„Laufe mir nach und wenn du mich einholſt, folg' ich dir auf deine Burg.“

Lachend willigte der Unhold ein, denn ihn freute es, das Mädchen noch ein wenig zwiſchen Furcht und Hoffnung zu laſſen, ehe er ſie auf ſeine Burg nehme.

Das Mädchen, in deren Augen eine große Entſchloſſenheit blitzte, ließ ihr Lieblingspferd, eine flüchtige Schimmelſtute, mit der ſchönſten Schabracke belegen, kleidete ſich ſelbſt in ihre beſten Gewänder und nahm dann Abſchied von ihren Mägden ſowohl als auch den Räumlichkeiten ihrer Burge.

„Eher als ich dem Unholde folge, will ich ſterben,“ ſagte ſie; „und wenn mich die Götter nicht beſchützen und ich ihm nicht entfliehen kann, ſo tödte ich mich mit eigener Hand, ſelbſt an dem Altare, zu dem er mich ſchleifen muß.“ — Nachdem ſie dieſes geſprochen und nochmals von ihren Mägden Abſchied genommen hatte, ſprang ſie auf ihr laut wieherndes Pferd und ſprengte hinaus.

Der Wettlauf begann; das Pferd der Jungfrau, als wiſſe es, daß von ſeinem Hufe das Lebensgeſchick der Gebieterin abhänge, wieherte laut auf und ſprang

im wilden Galoppe von dannen. Hinter ihm aber stürmte der Riese einher, dem der Anblick der Geschmückten alles Blut zum Kopfe getrieben hatte. Meilen waren umkreist, immer näher keuchte der Riese; das Pferd der Jungfrau fing an zu ermatten und unwiederbringlich schien sie verloren. — Bei dieser Ueberzeugung faßte das gequälte Mädchen eine unnennbare Angst, das Leben wurde ihr überdrüssig und um es bald zu endigen, lenkte sie ihr schnaubendes Pferdlein gerade an eine Felsspalte hin und gab ihm die Peitsche.

Das edle Thier nahm seine letzte Kraft zusammen, sprang und gelangte glücklich hinüber. — Brüllend kam der Riese an den Spalt und sah die auf den Knieen liegende Jungfrau jenseits beten und ihr Pferd ruhig neben ihr stehen und grasen, als hätte es noch gar keine Anstrengungen gefühlt. — Hin und her eilte er an dem Rande und ein frohlockendes Geheul verkündete der zusammenschauernden Jungfrau, daß er einen Uebergang gefunden. — Schon bereitete er sich vor, denselben zu benutzen, als athemlos und keuchend ein Ritter gesprengt kam, der dem Riesen Einhalt gebot. Der Riese war überrascht über die Keckheit des Fremden und vergaß weiterzuschreiten Der Jüngling sprang vom Roß, zog die Klinge und drang auf den Riesen ein, dem der vollbrachte Lauf und die darin gefühlte Aufregung den besten Theil seiner Kräfte geraubt hatten. Nach einem grimmigen Kampfe wurde der Riese an den Abhang hingedrängt und als er daselbst ein Felsstück vom Boden aufraffen wollte, um es auf den kühnen Gegner zu schleudern, glitt er aus und stürzte in die Tiefe, wo er zerschellte.

Mit Angſt, Entzücken, Zweifel und Hoffnung war die Jungfrau dem ungleichen Kampfe gefolgt, und als dieſer endlich durch höhere Hand beendigt ward, und der Sieger auf Umwegen zu ihr kam, flog ſie ihm entgegen und weinte an ſeiner Bruſt.

Der Jüngling, nachdem er den Elenden im Walde ſeinem Schickſale überlaſſen hatte, war aufgebrochen, um die Jungfrau vor den Nachſtellungen des Rieſen zu warnen und dabei für ſich ſelbſt ihre Gunſt zu erwerben. Unterwegs ſah er mit jähem Erſtaunen den wilden Wettlauf, und Unheil ahnend, ſprengte er nach und holte ſie zur rechten Zeit noch ein.

Die Jungfrau, als er ſein Entzücken über ihre Rettung nochmals ausſprach, ſchaute ihm dankbar in die Augen, und als er bat, ſie für das Leben ſchützen zu dürfen, drückte ſie ihm ſanft und in holder Befangenheit die Hand und entzog ſie ihm nicht, als er ſie ungeſtüm an ſeine Lippen preßte.

Wenige Tage nach der jubelnden Rückkehr war die Hochzeit und lange und glücklich ſollen ſie gelebt und Kinder beſeſſen haben, die ganz ihr Ebenbild im Aeußeren und Inneren waren.

Der Fels aber, der zum Eckſtein des Böſen ward, heißt noch bis auf heute der Jungfernſprung.

Es ſteht auf einem Felſen
Ein kleines Winzerhaus;
D'raus ſchauen Mädchenaugen,
Mit Himmelsglanz heraus.

Und blonde Mädchenlocken
Sind von dem Abendſtral
Der Sonne ſanft geröthet,
Wie Heil'genſchein zumal.

Wie oft, am Felſen, ſtand ich
Und ſchaut' das ſüße Bild;
Wie es ſo fromm und lieblich,
So heilig, keuſch und mild;

Mit tiefen Flammenzügen,
Berauſchend wie der Wein
Grub ſich in's Knabenherze
Die Winz'rin an dem Rhein.

Mainz.

Nachdem das Christenthum und besonders das christliche Germanenthum die griechische Bildung und römische Weltherrschaft als Erbe angetreten hatte, schlossen sich in der ersten Periode die geistigen Bestrebungen in den Klöstern ab.

Aus dieser trüben, ascetischen Abgeschlossenheit trat die Wissenschaft, und unter derselben als Vorläuferin die Poesie mit den Minnesängern heraus. Später, als der Volksgeist sich entwickelt hatte und empfänglicher für das einfache Lied des Troubadours ward, traten die Meistersänger auf und verallgemeinerten die dichterischen Bestrebungen.

Das Emporblühen der Städte war ein gewichtiger Hebel für das durchgreifende Auftreten des Meistergesanges. Dichterschulen bildeten sich in denselben und Hoch und Gering wetteiferten, den Siegerkranz des Liedes zu gewinnen.

Unter den Begründern einer ſolchen Schule tritt als der Angeſehenſte in den rheiniſchen Städten Heinrich von Meißen auf, welcher von dem dreizehnten in das vierzehnte Jahrhundert hinüber lebte.

Seine Lieder, von denen noch einige erhalten ſind, glühen in einer hohen Begeiſterung für Frauenſchönheit und Frauenwürde. Er hieß deßhalb der Frauenlob und unter dieſem Namen war er nicht allein bei ſeinen Zeitgenoſſen, ſondern iſt er auch bei uns am bekannteſten.

Die Frauen und Jungfrauen des damaligen Mainz, welche den Lobſänger ihres Geſchlechtes mit allen zarten Aufmerkſamkeiten während ſeines Lebens umgeben hatten, bewieſen ihre ſinnige Verehrung aber am glänzendſten bei ſeinem Tode (1317), denn ſie bereiteten ihm eine Beſtattungsfeierlichkeit, wie es vor und nach ihm keinem Zweiten zu Theil geworden iſt.

Schon in der Frühe des Beſtattungstages erklangen die Glocken der Kathedrale und diejenigen der anderen Kirchen ſtimmten melodiſch in das Geläute ein. Die Frauen und Jungfrauen aller Stände ſammelten ſich hierauf in ſchwarzen Trauergewändern und acht der Schönſten und dem edelſten Geſchlechte Entſproſſenen nahmen den mit Myrthen und Lilien geſchmückten und mit einem wallenden Flor umhüllten Sarg auf ihre Schultern und trugen ihn langſamen Schrittes zum Dome. In langen Reihen folgten die Frauen und ihre Stimmen miſchten ſich in die dröhnenden Klänge der Glocken.

Der Dom war feſtlich geſchmückt; die Orgel durchhallte mit einer ſchwermüthigen Melodie die hohen Gewölbe, ſobald der Zug eingetreten war, und Weinen und Schluchzen ertönten rings umher, denn kein Auge blieb ungenäßt.

Sanft wurde der Sarg in das Grab hinabgelaſſen. Der Erzbiſchof ſelbſt ſprach den Segen und Mädchen beſtreuten die Gruft mit Roſen und goſſen aus goldenen Pokalen den edelſten Wein hinab.

Das Grab wurde hierauf unter dem Geſange eines von ihm gedichteten heiligen Liedes an die Jungfrau, die ihm ja immer als das höchſte weibliche Ideal vorgeſchwebt war, geſchloſſen und ein Hochamt abgehalten. Am Ende deſſelben erhob ſich der Geſang der Mädchen abermals, aber dieſes Mal wie ein freudiges Hinweiſen auf das beſſere Dort.

Leiſe vertönte die Schlußſtrophe an den hohen Wölbungen der Kirche und klang wie ein Liſpeln aus Himmelshöhen herab. Die Anweſenden drängten ſich nochmals um das Grab, warfen auf daſſelbe die letzten Spenden und wandelten dann ernſt und in ſich gekehrt nach Hauſe. Der Sänger war geſchieden, aber ſeine Geſänge lebten fort und ſein Name iſt bis auf uns überkommen.

Das ihm geſetzte Denkmal zerbrach bei einer Aenderung im Baue, welche 1744 vorgenommen wurde. Durch den höchſt ſchätzbaren und dankeswürdigen Eifer des Herrn Niclas Vogt aber, wurde, nach der vorgefundenen Zeichnung hierüber, ein zweites Denkmal ausgehauen, das in dem Kreuzgange des Domes aufgeſtellt iſt.

Arnold von Walpoden.

Ein reges Treiben erfüllte das alte Mainz. Schon seit Beginn des Tages wandelten Gruppen von festlich geschmückten Bürgern und Bürgerinnen aus dem Rheinthore und die Rheinallee hinab, nach dem unweit der Stadt gelegenen Festplatze; denn ein Turnier war auf heute angesagt, und wenn es etwas zu schauen gab, blieben die damaligen Mainzer, wie die heutigen, nicht zurück.

Es war ein lieblicher Sommertag, den der Erzbischof zu dem Feste erwählt hatte. Die Sonne schien heiter und warm auf die Felder und Fluren, welche im reichsten Schmucke des zeitigenden Obstes standen, das in Hülle und Fülle dem Herbste entgegenreifte. Die Wellen des Rheines schwollen so glänzend und wiegten geschmückte Kähne, die lachende Gesellschaften hinabführten, während glänzende Karrossen und Reiter den Staub aufwirbelten und lange Züge von Fußwandlern an seinem Ufer dem bekannten Ziele zustrebten.

Alle Klassen der bürgerlichen Gesellschaft waren vertreten; der steife, dienstfreie Soldat und der bewegliche Läufer; der nachdenkende Professor und der selbstbewußte Meister; die sittige Dirne und die zungenfertige Matrone; Handwerksgesellen brachen sich durch die Menge

Arm in Arm Bahn, lachten, sangen und achteten weder auf die Bemerkungen der Gestoßenen noch auf die gemurmelten Flüche der Soldaten. Ein reiches Bild der mittelalterlichen Stadt mit ihren Vorzügen, ihrem Bürgertrotze und ihrer Ungebundenheit.

Gefüllt waren die Schranken. Ein lieblicher Frauenflor schaute von der Estrade herab auf die schon theilweise harrenden Ritter, welche kamen, den Preis zu gewinnen. Hinter der Schranke dagegen drängte sich Kopf an Kopf die Menge, und lautes Geschrei, munterer Zuruf, Gelächter, Scherz und auch das Klirren der aufgestoßenen Waffen mußten die Zeit verkürzen helfen, bis zur Ankunft des Erzbischofs, dessen herrlich geschmückter Balkon allein noch öde und verlassen stand.

Endlich kündigten Trompetenstöße sein Nahen. Vier Läufer eilten voraus und ihnen folgte ein Sechszug mit dem Wagen, der von jungen Rittern umgeben war, die im glänzenden Schmucke der Waffen ihre edlen Rosse tummelten. Hofherren und Hofdamen folgten in einer langen Reihe von Wagen und bald waren die noch leeren Plätze gefüllt und die Herolde gaben das Zeichen zum Beginne des Festes.

Unter den Jungfrauen, welche den ersten Dank ertheilen sollten, hatte der oberste Prälat die ebenso schöne als sittige von Walpoden auserlesen und alle fanden diese Wahl recht und billig, denn sie war einem edlen Geschlechte entsprossen, schön und liebenswürdig, so daß Keine sie zu beneiden vermochte.

Ernst und hochaufgerichtet stand ihr Vater hinter ihr, von dessen dunklem, einfachen Kleide sich die goldene

Ritterkette und der blaue Stahlglanz des Schwertes um so gewichtiger hervorhoben, und forschend schweifte sein Auge über die bunte Menge hinab auf die Rennbahn, wo die Lanzen splitterten und der Sand unter den Hufen der Pferde aufwirbelte.

Beklommen schlugen fast hörbar die Herzen der Frauen, denn zwei Ritter legten die Lanzen zum dritten Male ein und stürmten gegen einander im schnellen Laufe der Rosse. Krachend trafen sie aufeinander und wie vom Blitzstrahl getroffen, stürzte der eine vom Pferde, während der andere absprang, um unter dem Jubel der Menge dem Gefallenen die Hand zu bieten.

Der Sieger war ein schöner Jüngling, und als er vor Anna von Walpoden trat, den Dank zu empfangen, tauchte ein Blitzstrahl des freudigsten Entzückens in Beider Blicken auf und erhellte ihre Herzen. Erröthend reichte sie ihm den Dank, den er knieend empfing und an seine Lippen preßte.

Auch der Vater reichte ihm die Hand, schüttelte sie kräftig und geleitete ihn zum Fürstbischof, der Beiden entgegenlächelte.

„Ihr habt euch brav gehalten, Ritter Hans, und da ich eueren Muth schätze, so ernenne ich euch zu meinem Kämmerer. Keinen Dank — wehrte er die Ergießung des Jünglings ab. — Ich kenne eure Wünsche und gratulire für eure Zukunft. Grüßt eure Braut, denn jetzt wohl werdet ihr um sie werben dürfen, oder nicht?“ — setzte er lächelnd, den Edlen von Walpoden ansehend, hinzu.

„Es war mir immer angenehm zu denken, einen ſo braven und tüchtigen Eidam zu erhalten, wie er, aber wer um Anna werben will, muß auch erſt beweiſen, daß er ihrer würdig iſt.“

Glühend vor Entzücken und Dank über die unerwartete Ernennung, fand der Jüngling keine Worte, das, was er fühlte, auszudrücken, und willenlos ließ er ſich von dem Patrizier hinwegführen, da der ſchmetternde Klang der Trompete eine Erneuerung des Kampfſpiels verkündete.

„Tretet in die Menge, lieber Hans, und kommt heute zu mir zu Tiſch, wenn ihr vom Schloſſe kehret und euere Beſtallung habt,“ — flüſterte Walpoden dem Jüngling in's Ohr, der im Drang ſeiner Gefühle die Hand des edlen Mannes an ſeine Bruſt preßte. Eilig machte er ſich dann los und entfloh, während der Zurückgebliebene mit einem leiſen Lächeln wieder hinter die Tochter trat, die, von Gluth übergoſſen, nicht wagte aufzuſehen.

Ich übergehe die Schilderung des Glückes der beiden Liebenden, als ſie der Vater zuſammenführte und damit ihre lange und innig gehegte und hoffnungslos ſcheinende Liebe zum herrlichſten Ziele brachte.

Nun war es aber, daß Graf Diether von Katzenellenbogen am Tage des Turniers ebenfalls zu Mainz war und die ſchöne Patriziertochter ſah. Ihre Schönheit ſowohl, wie auch ihr Anſtand und ihr Vermögen ſtachen dem Grafen in die Augen, deſſen Truhen durch den Bau der Feſte Rheinfels gerade ein wenig gelitten hatten. Im Vertrauen auf ſeine Macht und ſeinen

Ruf trat er zu Walpoden und warb um die Tochter, die, wie er meinte, sich geehrt fühlen müsse, durch seinen Antrag.

„Es ist nicht gut, daß die Tochter einer freien Stadt sich mit einem Gaugrafen verbinde, der gewohnt ist, das Eigenthum der Bürger und Kaufherrn als gute Beute zu betrachten, — entgegnete ernst Walpoden dem Freier. — Ihr habt erst wieder Rheinfels erbaut als Sperre des Stromes und als Eckstein für unseren Handel. Glaubtet ihr, der Städter gibt euch durch die Morgengabe der Braut die Mittel in die Hand, euere Burg gegen seine Mitbürger noch mehr befestigen zu können, so täuschtet ihr euch, denn nimmer würde ich hierzu meine Einwilligung gegeben haben; was ich jetzt aber auch um so weniger kann, als sie schon verlobt ist."

Der Graf erbleichte vor Ingrimm, wandte sich knirschend nach der Thüre und sprach drohend:

„Ihr habt mein Rheinfels richtig geschätzt, es soll euch ein Eckstein werden, wie keine andere Feste. Fehde mit euch für alle Zeit."

„Herr Graf, — rief Walpoden dem Davonschreitenden nach, — vergesset nicht, daß Schwarz das Pulver erfunden hat, die Ecksteine hinwegzusprengen."

„Wir wollen sehen," — brummte der Forteilende, während Walpoden ernst und sinnend in sein Gemach zurückschritt.

„Ja, — sprach er, auf- und niederschreitend, — die Macht dieser Feudalherrn muß gebrochen werden, wenn aus dem heiligen römischen Reiche ein Ganzes

werden soll, das gebietend den Nachbarn gegenüber steht. Die Aufgabe der Städte ist es, die Kastelle zu brechen, denn in den Städten ruhen die Hülfsmittel hierzu, Geld und wackere Männer, die den Flammberg zu schwingen wissen und für das Wohl ihrer Mitbürger den Tod nicht scheuen. Vereinzelt sind wir den Anfechtungen der Vielen ausgesetzt, die uns bedrängen und Schaden zufügen, ohne daß wir ihnen gegenübertreten können. Unsere Macht ist zu gering, um gegen die Masse der Barone und Grafen etwas erkleckliches unternehmen zu dürfen. Ein Städtebund aber kann eine solche Macht aufstellen, an denen die Faust zu Schanden werden muß. Letzteres zu erzielen ist unsere Aufgabe und ich will und werde nicht nachlassen, als bis ich es errungen und die Wohlfahrt meiner Vaterstadt dadurch gesichert habe."

Wie aber auch der edle Walpoden sich Mühe gab, die Städtevereinigung zu Stande zu bringen, so scheiterte der Plan doch immer wieder an dem lieben Phlegma derjenigen, welche diese Angelegenheit am meisten hätten befürworten können und sollen. Man fand die Idee schön und passend, wies sie auch keineswegs von der Hand, sondern trug sich mit dem Gedanken der Ausführung. Aber man wollte durch dieselbe nicht gestört sein in seiner Behaglichkeit und die Sache langsam heranreifen lassen.

Während der Patrizier auf diese Weise sich für das Stadtwohl bemühte, verlebten die Liebenden wonnige Tage des gesicherten Besitzes. Jede Stunde, welche der junge Kämmerer vom Hofe abringen konnte, brachte

er im Umgange mit seiner Geliebten zu und schloß hierdurch den Herzensbund nur immer fester und fester. Der Tag der Hochzeit war angesetzt und die ganze Stadt freute sich auf dieselbe, denn sie versprach großartig zu werden. Am meisten aber freuten sich die Verlobten, nicht über den Prunk, sondern über das bald errungene Ziel ihrer Vereinigung, dem sie mit blinkenden Augen entgegensahen.

Näher rückte die Zeit und schon begannen die Hochzeitsgäste einzutreffen, die von Nah und Fern geladen waren, an dem Feste Theil zu nehmen. Die Reichsten und Angesehensten waren es, die kamen, denn der strebende Mann wollte bei dem Hochzeitsfeste auch seinen Plan dem Ziele näher bringen und deßhalb hatte er von Straßburg bis nach Köln die Vertreter der Städte geladen, damit sie bei ihm sich sehen, kennen lernen und verbinden möchten.

Auch auf die Feste Rheinfels gelangte das Gerücht von der in Mainz vorbereiteten Hochzeit, und voll Ingrimm tobte der Ritter Diether in seinem Gemache umher, wenn er der höhnischen Bemerkungen dachte, welche man dabei auf seine Kosten machen würde. Wilder Haß glühte in seinem Innern und er verwünschte sich und seine Macht, weil er noch keine Gelegenheit fand, den Mainzern und besonders dem stolzen Patrizier einen tiefeinschneidenden Schaden zuzufügen. Wie ein Kinderspott däuchten ihm seine Feste und sein Schwert, und er hätte Lust gehabt, beide mit eigenen Händen zu zertrümmern.

In langgezogenen Tönen hallte da das dumpfe Horn des Warten von dem Thurme und klang verhallend über die nahen Berge.

„Was gibt's?“ — ſchrie der Graf zum Fenſter hinaus.

„Ein Zug Reiſender mit Bewaffneten, die ein Stadtzeichen tragen!“ — tönte es zurück.

„Zu Roß, Saſſen! Die kommen mir recht, meine Wuth auszulaſſen!“

„Zu Roß! zu Roß!“ — ſcholl es im Hofe aus bärtigen Geſichtern nach, während mit einem wilden, tückiſchen Lächeln der Graf klirrend das Fenſter zuſchlug.

„Ha, — murmelte er — wenn das Hochzeitsgäſte wären! Mit den Ratten und Molchen ſollten ſie feſtiren, aber nicht mit dem Verhaßten!“

So friedlich als es vorher über und in der Burg war, ſo tumultuariſch ging es jetzt daſelbſt zu. Waffen klirrten, laute Stimmen riefen ſich zu, Roſſe ſtampften und rohes Lachen erſcholl. Als der Graf gerüſtet und mit ſchwerem Tritte die Treppe herab geſchritten kam, ſtand ſein Häuflein Knechte ſchon zum Kampf bereit, und nachdem er auf das Pferd gehoben war und das Viſir herabgelaſſen, brauſte der Zug donnernd über die Brücke nach der Gegend hin, nach welcher der Thürmer das Zeichen ausgeſteckt hatte.

Wie der Thürmer auf Rheinfels richtig geſehen, zogen viele Städter auf der Landſtraße, denen ſich Bürger und Bauern aus nabeliegenden Ortſchaften angeſchloſſen

hatten, da man um dieſe Zeit bedacht ſein mußte, in großer Geſellſchaft zu reiſen.

Wagen mit Waaren zogen der Geſellſchaft nach und waren mit einigen Söldnern umgeben, welche nicht allein die Waaren, ſondern hauptſächlich die Frauen zu ſchützen hatten, die auf einigen, beſonders für ſie eingerichteten Wagen, den Männern folgten.

Der Zug beſtand hauptſächlich aus Patriziern und Kaufherren aus Köln, Bacharach und St. Goarshauſen, welche nach Mainz zogen, dem Hochzeitsfeſte beizuwohnen, und die — wie es in jener Zeite Sitte war — zugleich die Gelegenheit benutzen wollten, mit ihren Geſchäftsfreunden in Waarenaustauſch und erneuerte Beziehung zu treten.

Unter den Frauen war beſonders bemerkenswerth ein junges Mädchen von zarten, einnehmenden Zügen, welche, als Geſpielin der Braut, auch bei ihrem Hochzeitstage nicht fehlen mochte. Die Jünglinge des Zuges umgaukelten ſie und ſuchten ihr ein Lächeln oder ein Scherzwort abzugewinnen, während die Alten in ernſten Geſprächen vertieft etwas vorausgeritten waren.

Ahnungslos zogen ſie des Wegs, denn da ſie Freibriefe hatten, hielten ſie ſich geſichert.

Mehr überraſcht als ängſtlich waren ſie daher, als ein Haufen Gewappneter mit vorgeſtreckter Lanze gegen ſie anritt und ſie umgab. Höflich näherten ſich die Reiſenden dem Anführer, der mit geſchloſſenem Viſir und das bloße Schwert in der Hand ſeinen Saſſen nachgeritten kam und zeigten ihm die Freibriefe vor.

„Vor allen Dingen ſagt wohin!“ — ſprach der Ritter, ohne auf die Freibriefe zu achten.

„Nach Mainz, wohin wir geladen ſind,“ — war die Antwort.

„Doch nicht zum Hochzeitsfeſte?“ — lachte der Ritter frohlockend hinter dem Stahlviſir hervor.

„Gerathen, Herr Ritter, wir ziehen dahin!“ — ſprach der Aelteſte, ein würdiger Greis, der noch mit Jugendkraft ſein Pferd lenkte.

„Dann kann ich euch nicht helfen, ihr müßt auf die Burg und euer Hochzeitsfeſt in meinem Verließ abhalten; mit Walpoden bin ich in Fehde und ſeine Freunde ſind meine Feinde.“

Wohl rüſteten ſich nach dieſen Worten die erſchrockenen Bürger zum Kampfe, aber von den Gewappneten bedrängt, entfloh derjenige Theil, der ſich unterwegs angeſchloſſen und nichts zu verlieren hatte als das Leben, während die Andern nach kurzem Widerſtande und nachdem einige niedergerannt waren, als Gefangene auf die Burg geſchleppt wurden.

Sehnſüchtig harrte man in Mainz den Ueberfallenen entgegen. Statt ihrer aber kam die Kunde, daß ſie von Diether von Katzenellenbogen aufgehoben und aus Rache an Walpoden in ſtrenge Haft gehalten würden.

Dieſe Schreckenskunde, welche die Braut in großen Jammer über das Schickſal ihrer beſten Freundin ſtürzte, war aber dem energiſchen Vater ein Wink des Himmels, die Alle durchflammende Rache zu ſeinem Zwecke zu benutzen. In einer energiſchen und begeiſternden Rede ſchilderte er den unſicheren Zuſtand der Heer-

ſtraßen, welche Handel und Wandel unmöglich machten und dem Aufblühen der Städte in jeder Hinſicht nur hinderlich wären; er wies auf das Schickſal der Befreundeten hin, die trotz der Freibriefe zum Theil gemordet wurden, zum Theil in Verließen ſchmachten mußten, und wußte die Anweſenden ſo ſehr zu entflammen, daß ſie ſich verſchworen, mit Hand und Mund nicht eher zu ruhen und zu raſten, als bis der übermüthige Trotz der Feudalherren gebrochen ſei.

Augenblicklich ſetzte man Urkunde darüber auf und lud die Anweſenden zum Beitritte ein. Aber auch der Gefangenen vergaßen ſie nicht, ſondern Geld wurde zuſammengebracht, der Fürſtbiſchof um Hülfe angegangen und ehe drei Mal die Sonne ſank, zog ein kriegsmuthiger Haufe nach Rheinfels und erzwang die Auslieferung derſelben.

Nach ihrem Eintreffen wurde die Hochzeit begangen, aber ſie war mehr mit einem Kriegsfeſt als einem Friedensfeſte zu vergleichen. Das Bündniß, welches bei derſelben geſchloſſen ward, erſtarkte und gebrochene Zwingfeſten beweiſen, daß Walpoden die Kraft der verbündeten Städte nicht überſchätzt hatte.

Die steinernen Köpfe.

Wer zu Mainz das Gauthor hinaustritt, wird zuerst über der preußischen Wache innen ein Muttergottesbild gewahren, das in früherer Zeit eine besondere Heiligkeit besessen haben soll.

Jeder Verbrecher nämlich, dem es gelang, bei der Vorüberfahrt nach dem Richtplatz, zu entspringen und unter das Bild zu treten, soll frei gewesen sein.

Wer dagegen durch die Wölbung des Thores getreten ist und außen steht, wird bei sehr genauer Beaugenscheinigung an der äußeren Wallmauer zwei steinerne Köpfe wahrnehmen, und knüpft sich an diese folgende Erzählung.

Es war im Jahre 1462, als der erzbischöfliche Stuhl zu Mainz von dem weisen und edelen Diether von Ysenburg eingenommen wurde.

Der Kurfürst und Erzbischof wurde von Papst Pius II. gehaßt, weil er gegen die päpstliche Gewalt ankämpfte. Aber auch der Kaiser haßte ihn, und Beide suchten ihn zu Gunsten Adolfs von Nassau zu stürzen.

Es entspann sich ein Streit zwischen beiden Kurfürsten, und da Mainz Diethern treu blieb, zog Adolf mit einem Heere heran und belagerte es.

Die Mainzer kämpften heldenmüthig. Männer und Frauen, Jung und Alt ergriffen die Waffen, um ſich in dieſem traurigen Streite die Anerkennung des Muthes zu verdienen.

Aber Adolf beſaß auch ausgezeichnete Truppen, und er bedrängte die Stadt, daß endlich Noth und Elend anfingen, ſich in derſelben geltend zu machen.

Zu dieſer Zeit lebten in der Nähe des Rheines viele Fiſcher und Schiffer, die ſich zu einer nicht unbeträchtlichen Innung verbunden hatten. Auch ſie nahmen, wie alle Gewerke, lebhaften Antheil an dem Kampfe, und geführt von ihrem Altmeiſter waren ſie entweder auf den Wällen, oder ſie zogen auf ihren ſchwanken Kähnen hinaus, um die Feinde im Ueberfall anzugreifen.

Beſonders auch zeichneten ſie ſich während der beginnenden Hungersnoth aus, denn ſie pflegten des Fiſchfanges und mußten oft hart mit dem Feinde um dieſe Beute kämpfen, da Letztere ſich ebenfalls Kähne beſchafft hatten und die Stadt von der Waſſerſeite zu bedrängen trachteten.

In einer ärmlichen Hütte der Fiſchergaſſe ſaß eines Abends Schiffer Walderer und ſtützte den Kopf in die ſchwieligen Hände. Ein trübes Licht entſandte ſpärliche Strahlen auf ihn und verlor ſich in einer Ecke ihm gegenüber, wo ein Strohlager aufgeſchüttet war, das ſeiner ächzenden und ſtöhnenden Frau zum Krankenlager diente.

Plötzlich fuhr er mit wildrollenden Augen auf und ſchlug mit der Fauſt heftig auf den Tiſch.

„Faſt iſt's zu viel! — ſtieß er hervor und erhob ſich und ſchritt in dem engen Gemache auf und ab. — Der Satan ſoll mich holen, wenn ich dieſes vermaledeite Leben nicht ſatt habe! Nun bin ich während zweier Tage und Nächte auf dem Rheinwall, mache den Fiſchzug mit, und während der Fang für die Tafel des Erzbiſchofs gerettet wird, geht der Unſere in die Hände des Feindes über. Wem wird gedankt?! Wir müſſen hungern und uns ſchlagen; der droben ſchwelgt. An den Pröbſten merkt man die Hungersnoth nicht, und ich geſtehe, lieber hielte ich es mit Adolf, als mit denen von Diether, die für Alles ſchöne Worte, aber keine Thaten haben."

„Vater unſer! der du biſt in den Himmeln, — fing das kranke Weib mit hohler Stimme an zu beten, — dein Name werde geheiligt, dein Reich komme, dein Wille geſchehe wie im Himmel, alſo auch auf Erden! Unſer tägliches Brod gib uns heute und vergib uns unſere Schulden, wie auch wir vergeben unſern Schuldnern; führe uns nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe uns von dem Uebel!"

„Amen!" — fiel eine jugendliche Stimme ein, und ein ſchönes Mädchen hob ſich von dem Kopfende des Bettes und trat auf den grollenden Vater zu.

„Vater, — ſprach ſie ſanft, — wollt ihr euch nicht zur Ruhe begeben! Ihr ſeid müd' und matt. Ich will euch euer Eſſen bringen und mich dann in mein Kämmerlein zurückziehen."

„Bleibe mir vom Leibe mit deinem Eſſen! Soll ich eſſen, während ihr darbt? Nein, bei der Hölle, ich

esse nichts von dem, was ihr abgespart habt an euerem Munde."

„Wir strengen uns nicht so an, Vater, und bedürfen nicht so der Nahrung."

„Laß es, Gertrude! Laß es! Mein Sinn steht nicht nach Speise! Rache fühle ich! Rache darüber, daß meine Bitte um Unterstützung schnöd abgewiesen wurde, während ich für die feile Sippschaft der Pfaffen und Klöster doch kämpfen soll."

„Der Herr wird kommen auf goldener Wolke und wird scheiden die Gerechten von den Ungerechten, die Getreuen von den Ungetreuen."

„Schweig mit deinem Gefasel, Weib! Ist es gerecht, den armen Teufel darben zu lassen, wenn man selbst im Wohlleben schwelgt? Ist es gerecht, die Bürger zu bewaffnen gegen Bürger?"

„Du sollst unterthan sein deiner Obrigkeit."

„Ha, ha! Stillt sie uns den Hunger', he?! — Sind wir uns nicht selbst die Nächsten. Nein, beim Satanas! Wäret Ihr nicht, ich wäre schon längst im Lager der Feinde bei Adolf, denn er ist unser Herr vom Papst bestätigt, und läßt seine Leute nicht hungern und schmachten."

„Der Himmel bewahre uns vor ihm, er greift unseren Kurfürst an!"

„Was verstehst du davon!"

„Vater, vergeßt ihr, was Pater Clemens gesprochen hat?"

„Zum Teufel mit dem heuchlerischen Bettelmönch! Worte haben sie genug, aber wer auf die Worte ba

mag elend zu Grunde gehen. Noch einmal ſage ich es, lieber bei Adolf als hier."

Das Mädchen wandte ſich weinend wieder nach dem Strohlager. Die kranke Frau aber erhob ſich, bleich, in ihrem armſeligen Gewande, das die dürren Glieder kaum verbarg, und hob drohend den ſkelettartigen Arm empor.

„Mann! — rief ſie mit keuchendem Buſen. — Du ſinnſt Verrath. Ich ſehe ihn heranſchleichen. Weh! weh! Hörſt du! Er naht! Er naht zu deinem Verderben!" — Sie brach zuſammen.

„Mutter, Mutter! — ſchrie das Mädchen und warf ſich über ſie. — Jeſus Maria! ſie iſt todt!"

„Laß ſie todt ſein! Beſſer todt, als leben und hungern!"

„Vater, ſo ſteht mir doch bei!"

Aber der Vater hatte kein Acht auf ſie. Ein Pochen an der Thüre lockte ihn an dieſelbe, und als er öffnete, ſtanden drei Männer vor ihm, welche hereintraten.

Der Eine, ein junger Fiſcher, eilte alsgleich in die Stube und begrüßte Gertrude, welche an dem Lager lag und weinte.

Die beiden Andern, in große Mäntel gehüllt, blieben an der Thüre ſtehen und ſchauten auf den Schiffer, der überraſcht auf den Einen hinblickte.

Da ſeufzte die Kranke, welche ſtarr und wie todt dagelegen hatte, auf und murmelte unbewußt: Er naht!

Das Mädchen warf ſich mit einem Freudengeſchrei über ſie, und auch der Fiſcher erhob ſich aus ſeiner

knieenden Stellung, ergriff ihre magere und fieberiſche Hand und preßte ſie in der Seinen.

Nachdem er dann auch diejenige des Mädchens gedrückt hatte, kehrte er ſich nach dem Schiffer und ſeinen Begleitern um und ſprach mit gedämpfter Stimme:

„Als ich heute draußen war, um zu ſehen, ob ich nichts für euch fangen könnte, Walderer, kamen dieſe Männer da zu mir und verſprachen mir reichen Lohn, wenn ich ſie in die Stadt brächte.“

„Ihr kennt mich, Walderer,“ — ſprach jetzt der Eine.

„Ihr ſeid Heinz von Herheim!“

„So iſt's! Ich habe ein Weib in der Stadt, des Sternbergers Tochter. Dieſer Mann aber will einen heimlichen Aufenthalt und könnt ihr ihm denſelben bieten, ſoll's euer Schaden nicht ſein.“

„Könnt ihr mir Herberge geben, — ſprach nun der Andere, — und verſprecht ihr mir Geheimhaltung, ſo ſoll es an Lohn nicht fehlen. Nehmt die Börſe. Sie wird euch gute Dienſte leiſten.“

„Nimm's nicht, Walderer!“ — ſtöhnte das Weib aus der Ecke.

„Schweig! — rief ihr der Schiffer zu. — Ihr könnt in Gertrudens Kammer wohnen, und daß Niemand eueren Aufenthalt erfährt, will ich verbürgen.“

Er wandte ſich darauf zu dem Jüngling und ſprach:

„Bleib hier, ich will die Gäſte hinaufführen. Ihr aber — rief er den Weibern finſter zu, — bleibt ruhig und haltet euere Zungen im Zaum!“

„Kommt!“ — wandte er ſich ſodann an die Fremden, ergriff das Licht und führte ſie die morſche Treppe hinauf in die Kammer ſeiner Tochter.

„Hans, — weinte das Mädchen, als der Vater draußen und es dunkel im Gemach war, — weißt du, wer die Fremden ſind?“

„Nein, aber der Vater wird es wiſſen.“

„Wenn ſie vom Lager wären!“

„Hm! Hab's auch ſchon gedacht, Gertrude. Deßhalb brachte ich ſie hierher.“

„Wenn ſie die Stadt verrathen wollten?“

„Zwei einzelne Leute? Das geht nicht, Gertrude!“

„Weißt du das gewiß?“

„Ganz gewiß! Und wenn wir das Geld nicht verdienen, verdient es ein Anderer.“

„Wir müſſen es dem Pater Clemens ſagen,“ — fiel das Weib ein.

„Thut's nicht! Der Fremde will ungekannt ſein.“

„Wir begehen aber vielleicht eine Sünde.“

„Worin kann da die Sünde liegen? Wir ſind arm, Gertrude, und elend. Es iſt noch gar kein Ende abzuſehen, und ehrlich Geld zu verdienen iſt doch keine Sünde.“

„Wenn ſie aber die Stadt verrathen wollen, Unglücklicher. Glaubſt du, als Verräther, Gertrudens Hand zu bekommen?“

„Gertrude weiß, wie lieb ich ſie habe. Iſt er ein Verräther, wird es der Vater ſchon herausbringen.“

Eine Pauſe trat ein, welche der mit Heinz zurückkommende Vater unterbrach.

„Gertrud! Hier, nimm Geld und kaufe für deine Mutter einige ſtärkende Nahrungsmittel ein. Hans mag dich begleiten.“

„Geh! Geh, Gertrud! — fiel die Mutter ein. — Ich habe mit deinem Vater noch etwas zu reden.“

Das unentſchloſſene Mädchen nahm das ihr dargereichte Geld mit innerem Widerſtreben an und eilte mit heißen Thränen hinaus, um einzukaufen. Hans folgte ihr und bemühte ſich ſie zu tröſten.

Heinz ging nun ebenfalls, indem er dem Schiffer die Hand ſchüttelte und ihm etwas zuflüſterte.

„Walderer, — begann die Kranke, ſobald Alle fort waren, — ich liege am Sterben und fühle, wie der Tod mir immer näher an das Herz frißt. Wer weiß, ob ich nicht dieſe Nacht ſchon in's Dort eingehe, denn mein Geiſt iſt licht und ich ſehe faſt prophetiſch in die Zukunft. Laß dich von den Fremden nicht beſtricken, Mann. Du biſt unzufrieden. Armuth und Elend machen deinen Geiſt unwirſch und du haderſt mit Gott und ſeinen Rathſchlüſſen. Bringe uns keinen Schimpf zu, Walderer. Ich weiß, Armuth iſt bitter, aber Schimpf iſt bitterer. Denke nicht, daß es draußen beim Feinde beſſer iſt. Wo Gott iſt, iſt es am beſten, und Gott iſt in uns, wenn wir treu ſind in den Pflichten, die wir zu tragen haben. Verſprich mir, dich mit den Fremden nicht einzulaſſen, denn ich ſehe ein ſchweres Unglück voraus.“

„Du ſiehſt doppelt, Anne! Was kann es für ein Unglück ſein ihn zu beherbergen.“

„Er ſpinnt Verrath in unſeren Mauern.“

„Wolle Gott, der Krieg würde dadurch beendigt.“

„Er wird es mit Schimpf für uns.“

„Adolf iſt Herr, und gegen ihn zu kämpfen iſt ſchon Schimpf für uns genug.“

„Gib Gott was Gottes iſt und dem Könige was des Königs. Der Kurfürſt iſt unſer alter Herr und nicht er.“

„Traurig genug, daß wir nicht wiſſen, wer Herr iſt.“

„Gott hat es ſo geſchaffen; wir müſſen gehorchen.“

„Und verhungern!“

„Er kann retten!“

„Aber er will nicht retten, denn er haßt den unſeligen Streit. Nein! Ich will nichts mehr wiſſen von dem Regiment des Diether! Statt Lohn empfangen wir nur Hohn oder leere Verſprechungen von ihm.“

„Und deine Seligkeit?“

„Zum Teufel mit ihr, wenn ich hier dafür hungern ſoll und leiden.“

„Oh! — ſeufzte die Frau und ſank auf ihr raſcheln-des Lager zurück. — Walderer! Unglücklicher Mann, du gehſt in dein Verderben!“

„Nichts da, Freund, fiel die Stimme des Fremden ein, der herabgeſchlichen war und die Unterredung mit angehört hatte. — Bleibt Adolf treu, denn er iſt unſer Aller Herr und der Papſt hat ihn beſtätigt, den Andern aber verflucht.“

Der Schiffer ſchaute erſtaunt auf das kriegeriſche Geſicht des Gaſtes. Die Frau aber wimmerte und wand ſich unruhig hin und her.

Der Gaſt war auf den Schiffer zugetreten und zog ihn in die dem Lager entgegengeſetzte Ecke, wo er dieſem etwas zuflüſterte.

Das Weib, deſſen fieberiſche und brennende Augen unruhig nach ihnen hinſahen, ſchlich auf und ſchleppte ſich auf Händen und Füßen in ihre Nähe.

Der Schiffer, durch die drängenden Worte des Fremden beſtochen, ſchlug in deſſen Rechte und ſprach:

„Ihr ſollt mich haben! Zum Teufel mit dem Kurfürſten!“

Ein wilder Wehruf durchgellte da das Gemach. Das halbnackte Weib ſtürzte vor ihm zu Boden, und als er erſchüttert ſich nach ihr herabbeugte, war ſie todt.

Eine Thräne rann ihm die wetterbraune Wange herab, als er ſie aufhob und an das Lager trug.

Der Fremde ſchaute ergriffen in das todtesſtarre, verzerrte und von einigen grauen Haaren umrahmte Geſicht.

„Das habt ihr ſeinem Regiment zu verdanken und ſeinem frevelhaften Verrathe an Kaiſer und Reich. Statt Brod gab er euch Worte. Euer Weib iſt geſtorben daran. Ihr ſelbſt ſiecht am Hunger.“

„Es war ein braves Weib, Herr, und ehrlich!“

„Gott gebe ihr den ewigen Frieden! Aber Zeit zum Klagen iſt es nicht. Wenn ihr allein ſeid, kommt hinauf in meine Kammer, damit ich noch Mehreres mit euch beſpreche.“

Er ließ den Schiffer allein, zu dem ſich bald Gertrude und Hans geſellten, die mit ihm weinten und klagten.

An dem folgenden Tage kam Pater Clemens, ein feiſter Dominikanermönch mit frommen Sprüchen und Sentenzen und lüſternen Schelmenaugen.

Er tröſtete den Schiffer ſowie auch Gertrude. Er ſegnete die Leiche ein und ließ dieſelbe beſtatten.

„Gertrude, — ſprach der Vater, ſobald dieſer traurige Akt vorüber war, — von nun an habe ich Niemand Anders als dich, und Niemand iſt da, dich zu ſchützen, wenn ich fort bin, als du allein. Sei vorſichtig daher in Allem, was du thuſt. Sei verſchwiegen und beſonders ſprich nichts über die Anweſenheit des Fremden, denn es würde uns nutzlos in Schaden bringen.“

Gertrude verſprach es. „Aber, — redete ſie ſich vor, — dem lieben Gott werde ich es doch vertrauen dürfen und dem Pater Clemens in der Beichte, welcher ja an Gottes Statt da ſitzt.“

Als der Pater ſich dann auch wieder etwas im Hauſe des Schiffers zu ſchaffen machte, und Niemand als Gertrude zu Hauſe war, vertraute dieſe ihm in der Beichte ihre Sorge und Bangniß an und den heimlichen Aufenthalt des Fremden.

Der Pater ſchmunzelte in ſich hinein. Er lobte das Mädchen, ſtrich der Erröthenden über die Wangen und ließ ſich in die Kammer führen, wo der Fremde den Tag verbrachte.

Als dieſer den Mönch bei ſich eintreten ſah, fuhr er auf und zog die Klinge.

„Gemach! gemach, edler Herr! — fiel ſchnell das Mönchlein ein, indem es zur Vorſorge zurücktrat und ſich im Bereich der Thüre hielt. — Ich komme, um euch meine Dienſte anzubieten und hoffe, daß wir uns ſchon verſtändigen werden."

Lange blieb der Mönch bei dem Fremden. Als er ging, ſtreichelte er nochmals die Wangen des Mädchens, lobte ſie und ſprach:

„Haltet euch geſund, liebes Kind, und grämt euch nicht ſo ſehr um die Mutter. Sie iſt jetzt dort Oben, und wenn ihr ganz ſicher ſein wollt, daß ſie dahin gelangt, ſo mögt ihr in der Kapelle des heiligen Geiſtes fünf Vaterunſer beten."

„Aber wie komme ich dahin, Herr Väter."

„Hm! Iſt's euch genehm, ſo trage ich Sorge dafür, daß euer Vater und euer Bräutigam heute Abend auf Wache kommandirt werden, wo ich dann euch hinführen kann."

„Ich weiß nicht, ob der Vater es leidet."

„Wer beten will, bete und frage nicht erſt um die Erlaubniß dazu. Uebrigens rathe ich euch zu Nichts, und was den Fremden betrifft, ſo ſprecht mit Niemanden ſonſt über ihn."

„Ach, nicht wahr, ihr ſagt nichts weiter!"

„Schon gut! Schon gut!"

Er ſchritt ſchmunzelnd hinaus und kam nach einer Stunde mit einem Mönchsgewand wieder, unter deſſen Hülle der Fremde das Haus verließ und die Stadt durchwandelte.

Das Elend war auf seinen Höhepunkt gestiegen. — Halbverhungerte Männer und Frauen lagen umher; der Typhus wüthete, und in den Ecken dünsteten Leichname ihre mephitischen Dünste aus.

Eine finstere, verzweiflungsvolle Niedergeschlagenheit lag auf Allen.

Der Fremde schaute sich genau um und ließ sich sodann zu dem Rechner Sternberger führen. Lange verblieb er da; endlich traten er, der Mönch, Heinz und Sternberger auf die Straße und schritten zu dem Bürgermeister Dudo, welcher als Baumeister die Schlüssel der Stadtthore besaß.

Des Abends kam er erst wieder in sein Versteck zurück. Der Vater war auch erst nach Hause gekommen und bot der Tochter die heftigsten Vorwürfe über ihre Schwatzhaftigkeit.

Der Fremde beruhigte ihn und nahm ihn mit sich in seine Kammer.

„Walderer, — sprach er da, — ich habe heute durch Vermittelung des Mönches, den ich erkaufte, die Stadt erforscht und finde, daß meine Zeit gekommen ist. Seid ihr bereit, mir zu dienen, so sagt ja, und ich will euch meinen Plan anvertrauen."

Zugleich mit diesen Worten löste er einen Geldgürtel von seinem Körper und schüttete den blanken und blinkenden Inhalt auf den Tisch aus.

Gierig griff der Schiffer nach dem Reichthum, und wenn auch im Anfange ein kleiner Zweifel in seinem Gesichte lag, so war dieser doch jetzt verschwunden, und er schwor mit Hand und Mund dem Fremden zu.

„Noch zweimal so viel sollt ihr erhalten, seid ihr treu, — nahm dieser wieder das Wort. — Und nun vernehmt, was ihr zu thun habt: Schafft mich heute Nacht hinaus und haltet euch Morgen bereit, einige Gefährten mit mir hereinzuschmuggeln und bei euch zu verstecken."

„Hm! das ist schwer, gnädiger Herr!"

„Um so größer der Lohn. Ich habe Freunde in der Stadt, will ihnen aber nicht allein vertrauen und auf alle Fälle gesichert sein. Du bist doch am Rhein bekannt und kannst mich hinausschmuggeln?"

„Das schon, Herr, denn alle Schliche und Pfiffe am Rhein kenne ich. Hans soll euch durch eine Wasserdohle nach dem Rhein bringen. Ich will schon machen, daß ich die Wache am Thore bekomme. Ein- und auslassen glauben ich und Hans euch zu können."

„Gut, bringe mich fort. Hans soll mich führen, und zu derselben Stunde wie heute komme ich morgen wieder."

„Ich will bereit sein, und nun laßt mich nach Hans sehen, denn der muß mir helfen. Allein vollbringe ich es nimmer."

„Er ist doch sicher!"

„Hat er Ja gesagt, so ist er treu und sicher."

„Gewinnt sein Ja ab. Er soll eine Hochzeitsausstattung haben, wie kein Zweiter."

„Ich denke, das wird schon helfen. Gott befohlen, gnädiger Herr!"

Der Schiffer schritt hinaus, jedoch nicht ohne das Geld vorher bei sich eingesteckt zu haben.

Hans wurde durch die Aussicht auf die Hochzeit und das Hochzeitsgeschenk bewogen, sich dem Schiffer anzuschließen und brachte den Fremden durch eine der Dohlen hinaus, welche auch später unter der französischen Zwingherrschaft als Schmuggelwege dienten.

Ein erleichterter Seufzer hob sich von der Brust Gertrudens, als der Fremde fort war. Ein Alp hatte auf ihr gelegen, und sie bangte, sowohl daß er entdeckt werden könnte, als auch dafür, daß seine geheimnißvolle Anwesenheit zum Unheil ihres Vaters ausschlagen möchte. Mit seiner Entfernung glaubte sie Alles abgethan, und zum erstenmale freute sie sich des, nach ihrer Meinung, so leicht und ehrlich gewonnenen Geldes.

Aus ihrem heiteren Muthe sollte sie aber noch während des Tages herausgerissen werden. Pater Clemens nämlich paßte die Stunde wieder ab, wo der Vater und der Bräutigam nicht zu Hause waren und begann das vertrauungsvoll ihm entgegenkommende Mädchen mit versteckten Anträgen zu quälen. Als Gertrude anfing, dieselben zu verstehen und sich mit Abscheu abwandte, drohte er ihr, den Vater unglücklich machen zu wollen; denn der Fremde sei ein Verräther, und ihr Vater habe sich ebenfalls des Verrathes an der Stadt schuldig gemacht.

Das entsetzte Mädchen warf sich vor ihm nieder und bat und weinte. Ihre Thränen machten sie noch schöner, und der lüsterne Mönch beugte sich mit gespitzten Lippen zu ihr nieder und wollte sie küssen.

Sie wehrte sich. Ein kleiner Kampf entstand, der den Lüstling immer noch mehr entzündete. Von der

Angſt um ihren Vater und der groben Gewalt des Unverſchämten gleich bedrängt, würde das Mädchen unterlegen ſein, wenn nicht in dieſem Augenblicke Hans hereingekommen wäre und ſich in wilder Wuth auf den Ueberraſchten geſtürzt hätte.

Ein kurzes Ringen folgte. Das Mädchen warf ſich verzweifelt auf ihren Geliebten und hielt deſſen, mit dem Schiffermeſſer bewaffneten Arm, der zum tödtlichen Stoße ausholen wollte.

Der Schiffer kam endlich auch dazu, und ihm gelang es die Beiden zu trennen.

Pater Clemens war wieder der demüthige, fromme Mönch geworden, den er gewöhnlich zu erheucheln wußte. Hans aber, der mit fliegenden Worten das erzählte, was er geſehen, ſuchte ihn zu entlarven, wurde aber ſelbſt an ſich irr, als Gertrude, ſtatt ihm beizuſtimmen, ihm entgegenſprach, und befangen von dem verſteckten Drohblick des Mönches, Alles das ableugnete, was dieſer abgeleugnet wiſſen wollte.

„So viel iſt klar, — ſprach endlich der Schiffer, — daß ihr nicht mit den redlichſten Abſichten hierher gekommen ſeid, und da wir uns gegen euere böſe Zunge ſicher ſtellen müſſen, werdet ihr für heute in unſerem Hauſe bleiben und keine Miene zum Entfliehen machen."

Nichts half die Gegenrede des Mönches. Eingeſchüchtert durch das Meſſer des Fiſchers, folgte er gutwillig in ein altes, in die Stadtmauer hinein gegrabenes Gemach, das zur Aufbewahrung des Gerümpels diente und ließ ſich in daſſelbe einſchließen. Dann hielt

der Vater mit Hans Rath, und Gertrude wurde auf ihre Kammer gewieſen, mit dem Bedeuten, dieſelbe nicht zu verlaſſen.

Langſam und träge verfloß der Reſt des Tages. Walderer ließ ſich um die geſtrige Abendſtunde wieder die Wache an dem Rheinufer geben, und Hans brachte glücklich die in Kutten gehüllten Krieger des Feindes herein.

Schweigend, und von dem Schatten der engen Straße umhüllt, traten ſie in das Haus des Schiffers und ſammelten ſich ehrfurchtsvoll vor dem Fremdling, der im prachtvollen Rüſtſchmuck unter ſeiner Kutte glänzte.

„Vaſallen, — redete dieſer ſie an, — wir haben den Fuß nun in die verrätheriſche Stadt geſetzt, und ich ſchwöre, nicht eher hinauszukehren, als bis das Bürgervolk gezüchtigt, und die Macht des Feindes gebrochen iſt. Schwöret, Mann für Mann zuſammenzuſtehen, und ſo Gott will, brechen wir nach dem heutigen Siege den Trutz der übermüthigen Bürger, welche gegen uns zu kämpfen wagen!“

„Wir ſchwören,“ — klang es dumpf und dazwiſchen klirrten die zuſammengeſchlagenen Waffen.

Walderer und Hans fielen zitternd auf die Kniee.

„Gnädigſter Herr!“ — ſtammelte Erſterer.

Adolf wandte ſich nach ihnen um. „Euer Lohn ſoll euch werden. Du, Walderer, führe uns an das Gauthor, denn von dort aus können meine Truppen am leichteſten einbrechen.“

Es war ein eigenthümliches Bild. Der Fürſt und die Mannen im kriegeriſchen Schmuck, in der Hütte,

während der Schiffer und Hans demüthig vor ihnen ſtanden und ſich beugten.

Das trübe Licht zitterte über ſie hin und glitzerte an den feuchten Wänden des Gemaches.

Endlich, Mitternacht war vorüber, traten Alle den ſtillen und verödeten Weg nach dem Gauthor an, indem ſie durch die Gäßchen huſchten und ſo leiſe als möglich aufzutreten ſuchten. Eine dumpfe, ſchwere Nacht lag über der Stadt und über dem Rhein grollte es wie unheilvoller Donner.

Gertrude, welche noch immer in ihrer Kammer ſich befand, war durch die eigenthümliche Lebhaftigkeit in dem Hauſe aufmerkſam geworden. Sie war herabgeſchlichen und hatte mit zurückgehaltenem Athem gelauſcht. Sie hörte die Gewißheit, daß ihr Vater ein Verräther an der Stadt war, daß Hans ihm geholfen, und ſie ſank in die Kniee, rang verzweifelnd die Hände und ſchluchzte mit dem lautloſen Weinen der herbſten Qual.

Als die Männer endlich das Haus verlaſſen, ſprang ſie auf, lief an das Gemach, in welchem Pater Clemens eingeſperrt war und rief dieſem leiſe und eilig zu:

„Folgt mir Pater und bringt mich zum Kurfürſten, dafür will ich Alles vergeſſen."

„Oho, hübſches Kind, — lächelte dieſer ſpöttiſch. — Wollt ihr des Kurfürſten ſein?"

„Folgt! O Gott, jede Minute Verzug iſt Gefahr für die Stadt."

In dem Mönch dämmerte ein teufliſcher Strahl auf.

„Wo iſt dein Vater?" — frug er.

„Fragt nicht! Fort! Weh, er iſt fort!"

„Und was willſt du thun?"

„Der Feind iſt in der Stadt! Ihr zaudert noch?"

„Ha, kleiner Satan, glaubſt du, daß ich mit dir durch die Stadt laufe und die Mähr von Haus zu Haus trage? Adolf verſprach mir eine fette Abtei, wenn ich ſchweige, und du ſollſt auch ſchweigen bei Gott und die heutige Nacht in meinen Armen verbringen. Sperre dich nicht, Kindchen. Es hilft dir nichts!"

Voll Lüſternheit hatte er ſeine haarigen Arme um das Mädchen geſchlungen und ihr das Buſentuch heruntergeriſſen, während ſeine Lippen die ihrigen ſuchten. Aber die Verzweiflung gab dem Mädchen Rieſenkraft. Sie rang ſich los und ſtürzte hinaus.

„Bürger! Zu den Waffen! Zu den Waffen! Der Feind! Der Feind!"

So durchraſte ſie die Straßen bis vor das Haus des Gildmeiſters der Schifferinnung.

An deſſen Thüre pochte ſie, daß ringsum Alles erwachte.

„Was gibt es — frug der Greis — und was willſt du?"

„Zu den Waffen! Der Feind iſt in der Stadt! Zu den Waffen!"

„Das verhüte Gott!" — rief der Greis erſchrocken und ließ ſie ein.

Mit fliegenden Worten erzählte ſie den Vorfall, wobei ſie den Vater möglichſt zu ſchonen ſuchte und ſich ſelbſt des Verrathes anklagte. Der Gildmeiſter aber ahnte die Wahrheit und zitterte und warf ſich in Wehre.

Dann eilte er herab, und seine Stimme weckte die Schiffer und Fischer und beorderte sie an die Sturmglocke. Dann eilte er zum Stadthauptmann Fust.

Der Feind war während der Zeit an das Gauthor gekommen, wo die Söldner Wachedienst verrichteten und theils in dem Schlummer der Ermattung, theils in dem trüben Sinnen der Verzweiflung, theils auch in dem rohen Lärm der Soldatenlaune versunken waren. Der riesige Waibel besonders saß mit noch einigen Zechbrüdern hinter dem Humpen und schimpfte recht weidlich auf die Feinde los und bramarbasirte mit weinschwerer Zunge.

Plötzlich traten die Krieger Adolfs ein. Letzterer und der Bürgermeister Dudo, welcher sich ihm ebenfalls angeschlossen hatte, an ihrer Spitze, und während der erschrockene Waibel mit den Andern gebunden wurden, öffnete der Verräther das Ausfallthor.

Die Feinde waren über den Rhein gesetzt und durch das Gartenfeld nach dem Gauthor gezogen. Es waren 1600 Reiter und 3400 Fußtruppen unter Befehl des Ludwig von Veldenz, Eberhard von Königstein und Alwich von Sulz. Sie standen vor der Mauer und wagten nicht dieselbe zu überschreiten, weil eine Eule oben saß, die sie in der Dunkelheit für einen Späher angesehen hatten. Bei dem Geräusch innen flog die Eule fort, und jetzt erst wagten sie näher zu kommen und durch die geöffnete Pforte einzustürmen.

Nun aber wurde es auch laut in der Stadt. Die Sturmglocken heulten; die Bürger stürzten bewaffnet

auf die Straßen, und Entſetzen und Verzweiflungsmuth begeiſterten ſie zum Kampf.

Man ſammelte ſich. Wo iſt der Feind? frug man von allen Seiten. Frauen ſchrieen darein, Kinder jammerten, und wilder und wilder erklang das Läuten.

„An's Gauthor! An's Gauthor! Die Feinde brechen ein!“ — rief es plötzlich.

„Vorwärts, an das Gauthor!“ — hieß es, und der ganze Haufen wälzte ſich die Gaustraße hinauf, wo ſchon die Eingebrochenen im Kampf mit den Bürgern begriffen waren.

Ein fürchterlicher Streit begann. Schritt für Schritt mußten die Feinde im ſchweren Ringen den Boden abgewinnen. Jedes Haus wurde eine Feſte. Frauen und Mädchen nahmen Theil an dem Kampf und warfen Hausgeräthe und Feuerbrände herab. Die Stürmenden mußten ſie erwürgen, um ſie vom Kampfe abzuhalten und mußten Feuer anlegen, um ihrer Eroberung ſicher zu ſein.

Ein wirbelnder Rauch überzog den Himmel. Feuerzungen durchzuckten ihn, und wildes Kampfgeſchrei und das Heulen der Sturmglocken brauſten aus ihm hervor.

Gertrude war den Bürgern vorangezogen gegen die Feinde. Mit durchhauenem Buſen ſank ſie unter den erſten Streichen zu den Füßen ihres aufſchreienden Vaters, und über ihre Leiche ſchritt der Feind ſeinem blutigen Siege entgegen.

Dumpf und ſchaurig lag es nach demſelben über die größtentheils in Trümmer und Wüſtniß liegende Stadt. Nur ſcheu und ängſtlich wagten die Bürger ihren Be-

ſiegern gegenüber zu treten; denn ſchrecklich war das Gericht Adolfs über ſie geweſen. Die wehrhaften Männer wurden in die Verbannung geſchickt, und nichts ihnen gelaſſen als das Leben.

Mainz war gebrochen, und ſein Stolz lag darnieder. Die Verräther aber entrannen der Strafe ihres Gewiſſens nicht, und beſonders zeichnete die Hand Gottes den Schiffer und Haus; denn Erſterer ward wahnſinnig, Letzterer aber begrub ſich mit dem todten Körper der Geliebten in den Rhein.

Als Mahnbild an den begangenen Verrath wurden ſpäter die beiden ſteinernen Köpfe in die Wallmauer eingegraben; das Ausfallpförtchen, durch welches die Feinde eingedrungen waren, aber wurde vermauert.

Ingelheim.

Unterhalb Mainz, eine halbe Stunde von dem Rheine entfernt, liegt Niederingelheim und weiter landeinwärts Oberingelheim.

Die Entfernung zwiſchen dieſen beiden Städtchen ſoll früher ebenfalls angebaut geweſen ſein und das Ganze den Namen Ingelheim getragen haben.

In Ingelheim ſtand ein Palaſt Kaiſer Karls des Großen, welcher als ein Lieblingsaufenthalt deſſelben genannt wird. Seine Trümmer ſind theils noch vorhanden.

Einſt vernahm der große Monarch, daß in dem Rheingaue ſich ein Eremit aufhalte, deſſen Weisheit weit und breit im Munde des Volkes klang. Er war ein Seelen- und Körperarzt und wer ſich ihm mit Gebrechen nahte, bekam neben Rath auch noch Geſchenke, ſoviel als der Wackere eben ſelbſt entbehren konnte.

Der Kaiſer, begierig dieſen Mann kennen zu lernen, ſandte einen Boten nach ihm; aber mit ſtaunendem Befremden mußte er vernehmen, daß der Eremit geäußert habe, nicht in die Paläſte der Großen, ſondern in die Hütten der Armen führe ihn ſein Weg. Der Kaiſer, wenn er ihn ſehen wolle, ſolle zu ihm kommen, denn er habe das Reiſen viel bequemer als er.

Zuerſt faltete Karl die Stirne und brauſte auf, dann aber, als er allein war und nochmals an den Beſcheid des Eremiten dachte, mußte er lachen und er beſchloß einmal eine Fahrt zu ihm zu machen. Ihm war es gewaltig neugierig zu Muthe, den zu ſehen, der ihm zu trotzen wagte.

Je länger er dachte, um ſo mehr ward er mit der Idee einer abenteuerlichen Fahrt vertraut und zwar wollte er ſie in beſcheidenem Waffenglanz und unter einem beſcheidenen Namen unternehmen.

In einer Nacht dachte er mehr als gewöhnlich an die vorzunehmende Fahrt. Er konnte nicht ſchlafen; eine eigenthümliche Aufregung ließ ihm nicht Raſt und Ruhe und er erhob ſich daher von dem Lager, ſuchte gewöhnliche Rüſtwaffen aus und kleidete ſich in dieſelben. „Nun hinunter, — lächelte er — denn ich ſehe, ich habe ja doch nicht eher Ruhe, als bis ich meine Neugier befriedigt habe.“

Er ſchritt in den Stall, ungeſehen von ſeinem Hausgeſinde, ſattelte ſich ein Roß und ritt aus der Hofburg, ohne daß ihm irgend einer begegnet wäre.

Nicht lange war er geritten, ſo öffnete ſich vor ihm ein Wald, in deſſen Schatten er einlenkte.

Da war es ihm, als höre er den Trab eines Pferdes. Er lockerte die Waffen, ſchaute aus und gewahrte einen Reiter, der ihm entgegen kam.

Als die Beiden nahe beiſammen waren, frug ihn der mit ſchwarzer Rüſtung ausgeſtattete Fremde: „Woher? — Wohin?“

„Von Ingelheim, nach Abenteuer!“ — erwiederte gespannt auf den Ausgang der Kaiser.

„Aber warum in so später Nacht und allein? Das ist nicht die Art wie Ritter reisen, die im Schutze der Gesetze stehen.“

„Aha, — dachte Karl — der versteht sich aus; der steht sicher nicht unter dem Schutze der Gesetze.“ Laut aber erwiederte er: „Nun, wenn das Letztere wäre, was hättet ihr dagegen?“

„Freude hätte ich daran, denn dann wären wir ja Leidensgefährten. Wie heißt ihr denn?“

„Dacht ich's doch — murmelte der Kaiser. — Karl nenn' ich mich — sprach er laut — und ihr?“

„Elbegast.“

„Wie, ihr seid der Elbegast, der Spitzbube, über den der Kaiser die Acht ausgesprochen hat?“

„Sachte, sachte, Freund; sprecht ihr doch, als wenn das Rauben euch nie vorgekommen wäre. Ich war ein armer Teufel; die Pfaffen hatten meinen Vater um mein Erbe geschunden, ein bauchpflegender Prälat wagte es sogar, mich zu höhnen und mir eine reiche Ladung vor der Nase wegzuführen; beim Satanas, das hätte sich Kaiser Karl selbst nicht gefallen lassen; ich schlug zu und nahm einen Theil von meiner Habe. Die falschen Schmarotzer, die den Kaiser umgeben, haben ihm die Sache anders erzählt und er trieb mich auf die Landstraße; aber wahrlich, begegnete er mir nur einmal allein hier, so wie ihr mir jetzt, ich wollte ihm offen und frei sagen, was er für Schufte und Verräther um sich hat, und wie er belogen und betrogen wird.“

„Oho, Freund Elbegaſt, ihr redet ja wie ein Kanzelredner.“

„Ich rede ſchlicht, wie es mir um's Herze iſt! — Doch genug hiervon. Wollt ihr die Nacht ein wenig mit mir reiten? Ich habe etwas auf der Spur und iſt es, ſo wie ich vermuthe, ſo ſchwöre ich, daß ich heute Nacht noch ein Paar Hälſe breche, und wenn der Kaiſer meinen Namen darob an den Galgen nagelt, was ich, nebenbei geſagt, aber nicht deßhalb verdiene.“

„Er ſoll euch vielleicht wahrſcheinlich noch Dank dafür ſagen und in Gnaden aufnehmen, weil ihr ſo ſplendid mit dem Hälſebrechen ſeid.“

„Das ſollte er auch, denn wenn ich heute Hälſe breche, geſchieht es nur zu ſeinem Wohle.“

„Das wäre?“

„Kommt mit, denn ich kann einen muthigen und entſchloſſenen Gefährten brauchen.“

„Vorwärts, Elbegaſt, ich reite mit. Nur eines verſprechet mir zuerſt, den Flammberg nicht eher ſchwingen zu wollen, als bis ich damit einverſtanden bin.“

„Gut, Ritter, nur vorwärts!“

Wie die beſten Freunde ritten nun der Kaiſer und der Räuber neben einander durch den Wald, wobei ſie noch manches trauliche Wort zuſammen tauſchten.

Elbegaſt lenkte ſein Roß auf Umwegen nach einer im Wald verſteckt liegenden Felſenburg und gab ſeinem Begleiter einen Wink, vom Pferde zu ſteigen und ihm lautlos zu folgen.

Durch dichtes Gebüſch ſchlüpften ſie darauf an die Mauer; durch ein Pförtchen, das Elbegaſt mittelſt eines

Dieterichs öffnete, in einen engen dunkelen Gang, der an seinem Ende in ein Gemach ausmündete, das dunkel zwar, nur durch eine rissige Thüre von einem hellerleuchteten Gemache geschieden war.

Vorsichtig traten die beiden Abenteuerer an die Thüre und lauschten.

Da hörten sie denn, wie eine Stimme gegen die sich ausbreitende Macht des Kaisers sprach, dessen Ungebühr ein Ende gemacht werden müsse, wenn nicht der hohe Adel und die Ritterschaft des Landes, sowie die Kirche von ihm gestürzt werden sollte.

„Daß euch der Teufel hole!" — murmelte Karl zwischen den Zähnen und lugte durch eine Ritze, welche ihm gestattete, den Sprecher zu erblicken. Wie erstaunte er aber, als er den Graf Eggerich von Eggermonde erblickte, dem er stets wohlgewollt hatte und der ihm selbst durch eine Heirath verwandt war.

„Was würde Karl darum geben, wenn er hier wäre, he!" — flüsterte Elbegast ihm in das Ohr.

„Still! still! — antwortete ihm Karl, die Hand leise drückend. — Laßt uns noch ein wenig lauschen."

Und sie lauschten wieder, denn jetzt wurde der Plan verabredet, den Kaiser zu ermorden und jeder der Anwesenden schwur es auf das Kruzifix, das ein hoher Prälat zum Kusse reichte.

„Wollen wir dem Pfaffen nicht den Hals brechen, he? — flüsterte Elbegast grimmig. — Das ist der, der mir das Erbe erschlichen und wegen dessen ich geächtet bin. Ist das Gerechtigkeit?"

„Laß uns gehen, Freund; Gerechtigkeit ſoll dir werden," — flüſterte Karl und Beide ſchlichen ebenſo wieder fort, als ſie gekommen waren.

„Elbegaſt — ſprach Karl, als ſie wieder im Freien waren — du haſt dem Kaiſer einen Dienſt erwieſen, den er dir nicht vergeſſen kann. Komme morgen in den Palaſt und ſage ihm, was du gehört haſt; ich ſtelle mich zum Zeugen."

„Da käme ich ſchön an, — erwiederte Elbegaſt lachend, — bis ich zu Wort kommen würde, wäre ich ſchon längſt ſprachunfähig gemacht.

„Iſt des Kaiſers Gerechtigkeit ſo ſchlecht?" — fuhr Karl auf.

„Mit Willen des Kaiſers nicht, aber in dem, was er nicht erfährt und was ſeine Vaſallen in ſeinem Namen thun, ſteckt der Knoten, und erführen die, was ich wollte, ſo ſtrangulirten ſie mich, noch ehe der Kaiſer wüßte, daß ich ſäße."

„Nun dann, ſo rede ich ſelbſt mit dem Kaiſer, ſagt mir nur, wo ich euch morgen treffen kann."

„Daß man mich fängt. Mein Freund, dafür iſt Elbegaſt zu klug. Ich hätte dieſen Burſchen die Schädel eingeſchlagen, aber ihrer wolltet es ja nicht. Nun meinetwegen, jeder für ſeine Haut!"

„Elbegaſt, ich fordere dich im Namen des Kaiſers auf, morgen in der Hofburg zu erſcheinen und Klage zu erheben gegen die Schurken, die wir heute belauſcht."

„Und wer ſeid ihr, daß ihr im Namen des Kaiſers fordern dürftet," — entgegnete Elbegaſt geſpannt.

„Dein Feind, jetzt aber dein Freund. Kaiser Karl ist es, der mit dir spricht."

Da blitzte der Mond im raschen Blicke aus dem Gewölke hervor und schien voll und silbern auf die Heldengestalt des Sprechers und beleuchtete seine Züge, die halb ernst, halb freundlich dem Geächteten entgegenschienen.

„Mein Kaiser und Herr!" — rief Elbegast vom Pferde gleitend aus, indem eine wilde Freude und Rührung seine Brust durchbebte.

„Du hast mir wohlgewollt, selbst als ich dich befeindet habe. Nun beweise mir deine Freundschaft und komme, ich werde alles zu deinem Empfange bereiten." Und fort sprengte er nach Ingelheim und ließ Elbegast in seinen stürmischen Empfindungen zurück.

Schrecklich war das Gericht, das der Kaiser über die Verräther ergehen ließ. Truppweise wie sie erschienen, wurden sie von den gerüsteten Vasallen entwaffnet und durchsucht. Die Strafe blieb nicht aus, die Güter und Würden wurden ihnen genommen und sie öffentlich hingerichtet.

Elbegast dagegen, welcher der Aufforderung seines Kaisers nachgekommen war, wurde mit Ehren überhäuft und blieb ein steter Freund seines einstigen, unbekannten, nächtlichen Begleiters.

* * *

Später fiel es dem Kaiser wieder einmal ein, daß er, in der für ihn und Elbegast so verhängnißvollen Nacht, eigentlich auf dem Wege zu dem Eremiten gewesen war und ihn lockte es wieder, ihn zu sehen.

Da er zugleich gelernt hatte, wie gut es ist, wenn ein Herrscher von Zeit zu Zeit in unscheinbarer Kleidung der Stimmen lauscht, die sonst gewöhnlich nicht zu seinen Ohren hinzudringen pflegen, so forderte er Elbegast auf, mit ihm die Fahrt zu dem Einsiedler zu machen.

Beide ritten, in unscheinbare Waffenrüstung gehüllt und ohne den Zweck ihrer Reise irgend Jemanden mitgetheilt zu haben, nach der Klause. In ihrer Nähe angekommen, erblickten sie ein liebliches Köhlermädchen, das Eier und frische Butter trug und munter und singend, wie ein Vöglein, des Wegs gezogen kam.

Kaiser Karl war, wie bekannt, ein Lecker, und schöne Mädchen und Frauen fanden an ihm einen steten Bewunderer. Er konnte sich es daher auch nicht versagen, die Kleine nach woher und wohin zu fragen, und als sie antwortete und dabei so zutraulich und kindlich unbefangen mit ihrem Gesichtchen ihn voll und lächelnd anschaute, zuckte es ihm in den Fingern und er strich ihr schäckernd die Wangen.

Das Mädchen erröthete und zu allem Unglück stand ihr dieses Erröthen so allerliebst, daß Karl sich vom Pferde beugte, sie umfaßte und küssen wollte.

Das Mädchen aber entfloh und statt ihrer sah er einen hageren, edelblickenden Mann vor sich, hinter den sich die Kleine verborgen hatte.

„Freund, — sprach dieser zum Kaiser — bist du beweibt und hast du Töchter?“

„Nimm an, ich hätte sie!“ — entgegnete der Frohgelaunte munter.

„Nun denn, ſo vergiß nie, was du dieſem Mädchen gethan und urtheile nicht ſtrenger, als du dich eben beurtheilſt, wenn daſſelbe deinen Töchtern geſchieht.“

„Elbegaſt, — wandte Karl ſich an den lächelnden Gefährten. — Dies Kleid iſt verhängnißvoll. So oft ich mich in demſelben befinde, erhalte ich gute Lehren.“

„Und daß ſie nicht auf ſchlechten Boden fallen, weiß ich ja aus eigener Erfahrung,“ — antwortete dieſer mit einem Blicke der innigſten Verehrung.

Karl ritt, ohne ſich erkennen zu geben, wieder nach Ingelheim zurück. Ein reiches Geſchenk aber ließ den edlen Einſiedler vermuthen, wer die beiden Ritter geweſen, mit denen er zuſammengetroffen war.

Eginhard und Emma.

In ſeinem Palaſte hatte Kaiſer Karl die Einrichtung getroffen, daß er von einer Gallerie ſeines Schlafzimmers aus die ganze Hofburg und beſonders die Ein- und Ausgangsthüren überſehen konnte.

Oft, wenn er ſchlaflos lag, ſtand er auf, trat auf die Gallerie und belauſchte die Nacht, ob ſie wohl Ge-

heimnisse decke, die ihm angenehm oder nützlich zu wissen wären.

In einer Nacht stand er auch daselbst, schaute auf den weißbeschneiten Hof herab und freute sich der durch den Schnee verrathenen Wildspur, denn er liebte die Jagd. Plötzlich wurde an den Frauenwohnungen ein Fenster leise geöffnet, ein Kopf schaute heraus, fuhr aber, wie im Entsetzen, rasch wieder zurück.

Mit drohend gefalteter Stirne und zusammengekniffenen Lippen harrte der Kaiser der Entwickelung dieser befremdenden Erscheinung und um so gespannter, als jetzt ein anderer Kopf herausschaute und langsam sich wieder zurückzog.

Nicht lange sollte er jedoch in Ungewißheit bleiben. Eine weibliche Gestalt stieg aus dem Fenster, nahm einen Mann auf die Schulter und trug denselben über den Hof.

Ein bleicher Mondesschimmer fiel auf das sonderbare Paar und Karl erkannte seine Tochter Emma, welche ihren Geliebten, seinen Liebling und Geheimschreiber Eginhard über den Hof trug, damit der Schnee seine Spuren nicht verrathe.

Wuth war die erste Regung in der Brust des Vaters und wenn er derselben gefolgt wäre, so hätte er beide und besonders Eginhard hart bestraft, ja an dem Leben bestraft. Aber als die erste Hitze vorüber war, fühlte er Mitleid mit ihnen; endlich mußte er über des Mädchens List lachen, und wie mahnend stiegen die Worte des Eremiten in ihm auf, die wir im Vorhergehenden kennen gelernt haben.

„Urtheile ſelbſt nicht ſchlimmer, als du eben urtheilſt, wenn deinen Töchtern daſſelbe geſchieht.“

Nachdenkend ſchritt er in ſeinem Gemache auf und ab und überlegte, was er thun ſolle. Als der Morgen kam, forderte er Eginhard zu ſich.

„Eginhard, — ſprach der Kaiſer — es iſt mir dieſe Nacht ein ſonderbarer Gedanke durch den Kopf gefahren, deſſen juriſtiſche Löſung ich deiner Klugheit überlaſſen möchte.“

„Mein Kaiſer und Herr! — entgegnete Eginhard. — Ich werde mir Mühe geben, ſo gerecht als möglich zu entſcheiden.“

„Nimm an, ein Mann habe einen Jüngling mit Wohlthaten überhäuft; zum Danke hierfür verführe dieſer die Tochter des Wohlthäters. Was verdient der ſchurkiſche Verräther, Eginhard?!“

Bleich und bebend ſtand Eginhard vor dem ſchrecklichen Richter, in deſſen Hand Leben, Ehre und Tod lag. Aber da er als Verführer betrachtet worden, ſo fühlte er ſich verletzt, denn ſeine Liebe zu Emma war tief und das Heiligſte ſeines Herzens. Stolz entgegnete er daher:

„Den Tod, wenn der Vater ſeiner Liebe nicht Verzeihung ſchenken kann.“

Durchdringend ſah ihn der Kaiſer an; dann aber ward er plötzlich freundlich und ſprach:

„Du liebſt alſo meine Tochter, he?! Wahrſcheinlich weil ſie des Kaiſers Tochter iſt, he? Ich kenne euere Liebe, ihr Hofherren, und gebe nichts darauf.“

„Ich würde Emma lieben, und wäre ſie eine Niedergeborene.“

„So — o — dehnte der Kaiſer heraus. — Ei, das wäre! — Und Emma?“

„Liebt mich, wie ich überzeugt bin, eben ſo offen und wahr.“

„Folg' mir,“ — gebot der Kaiſer und ſchritt nach den Frauengemächern zu der überraſchten und erſchrockenen Tochter.

„Mädchen, — ſprach er ſtreng, — was ficht dich an, mit einem Gelehrten und hinter meinem Rücken Liebelei anzuſpinnen? Weißt du nicht, daß dein Verführer ſterben muß?“

Zitternd ſank Emma auf die Kniee und bat unter heißen Thränen, nicht für ſich, ſondern für Eginhard, den ſie höher achte als alle die Cavaliere, denen das glänzende Aeußere das magere Innere verdecken müſſe.

„Gut, — ſprach endlich Karl gerührt, — ihr liebt euch und ſollt euch haben; aber hier dürft ihr nicht bleiben, ich will euch nie mehr ſehen. Du, Emma, vergiß, daß Karl dein Vater iſt, und du, Eginhard, wiſſe, daß dein Weib aufhört meine Tochter zu ſein und nichts von mir zu hoffen hat.“

Auf das tiefſte erſchüttert knieten beide vor dem Vater und baten um ſeinen Segen.

„Den nehmt mit Kinder, das iſt das Einzige, was ich euch gebe, und nun lebt wohl.“

Er drehte ſich ſchnell ab, um ſeine Rührung zu verbergen. Eginhard und Emma aber zogen aus dem Schloſſe und wanderten fort über den Rhein um, glück-

lich im gegenseitigen Besitze, fern von dem Hofe ein bescheidenes, aber wonnereiches Liebesleben zu beginnen.

Später verirrte sich Karl einmal auf der Jagd im Odenwalde und kam an ein kleines Bauernhaus, das reinlich und lieblich aus dem Laube grünender Gebüsche und duftiger Blumen hervorlauschte. Er trat ein und wollte um Herberge bitten. Ein junges Weib mit einem allerliebsten Knaben auf dem Schooße, der unter Strampeln und lautem Kinderlachen nach einem Spielzeug haschte, das die Mutter seinen kleinen Händchen immer wieder entzog, saß in der reinlichen und trotz der geringfügigen Möbeln mit einer gewissen netten Eleganz ausgestatteten Stube. Der Kaiser, dessen Ankunft das in ihr Glück vertiefte Weib nicht vernommen hatte, blieb überrascht, bei dem behaglichen Bilde einer glücklichen Häuslichkeit, unter der Thüre stehen, und eine Thräne quoll ihm in das Auge, denn er erkannte in dem glücklichen Weibe Emma.

Diese, durch den aufhorchenden Knaben aufmerksam gemacht, sah nicht sobald den Kaiser unter der Thüre, als sie aufsprang und unter Zittern und Thränen den Knaben an ihr Herz schloß.

„Wo ist Eginhard, Emma?“ — sprach der Kaiser sanft.

„Er bestellt das Feld für unsern Unterhalt,“ — lispelte Emma, mit einem zweifelhaften Blicke auf den Kaiser, ob er böse oder gut sei. Als sie aber sah, wie dem Vater selbst das Auge schwamm, so hielt sie sich nicht mehr; sie eilte zu ihm, sank auf ihre Kniee und streckte ihm das Kind entgegen.

„Vater, — ſchluchzte ſie, — er iſt euer Enkel, o ſegnet ihn, daß der Segen ihn eben ſo glücklich mache als ſeine Eltern.“

Zärtlich nahm der Kaiſer den Kleinen in die Arme und küßte ihm die Stirne, dann aber ſchloß er das weinende Weib an ſeine Bruſt und ſprach:

„Wahrlich, ihr habt es verſtanden das Glück euch unterthänig zu machen; faſt möchte ich euch beneiden; doch jetzt genug der Thränen; laß uns an Materielles denken, ich bin müde und hungrig.“

Emma eilte fort und beſtellte ihre Küche; die Kaiſerstochter wußte im Hausweſen Beſcheid, und beſonders wußte ſie das Wildpret ſo zu würzen, daß es der Vater nur von ihr zubereitet am liebſten genießen mochte.

Nicht lange nachher kam Eginhard zurück. Er ſah ſonnverbrannt, aber glücklich und zufrieden aus. Er erſtaunte den Kaiſer zu finden, und vernahm mit dankbarem Glücke, wie der Kaiſer ſeinen Sohn geſegnet habe.

Heiter und behaglich verlief der Abend; der Kaiſer war voller Frohſinn und Schäckermuth und als ſein Gefolge ihn aufgefunden hatte, ſtellte er Eginhard als Gemahl ſeiner Tochter vor und ernannte ihn auf der Stelle zum Staatsrathe.

Im Triumphe kehrte das Paar nach Ingelheim zurück, aber oft noch beſuchte es das beſcheidene Bauernhäuschen, wo es ſo glücklich geweſen war, und in welchem ſie ſich ſo recht von den Laſten und Mühen des Hofes zu erholen vermochten.

Adolphseck.

Ich erwähne hier einer Sage, die, wenn sie auch gerade nicht von der Geschichte bestätigt wird, doch immerhin einen lieblichen Einblick gestattet in den duftigen Contrast, welcher im Mittelalter zwischen der Liebe und dem rauhen Kriegshandwerke bestand.

Zwischen Frankreich und Teutschland war ein Krieg losgebrochen, da die Frankenkönige sich der Einmischung in den Haushalt des teutschen Reiches nicht enthalten konnten.

Der Bischof von Straßburg, welcher verrätherischer Weise im Einverständnisse mit den Franken stand und gegen den Kaiser der Teutschen auftrat, forderte dessen Strenge heraus, und Adolph von Nassau zog mit seiner Heerschaar nach Elsaß, um die feindlichen Heere niederzuwerfen und die Verräther zu züchtigen.

Kaiser Adolph von Nassau war ebensowohl Feldherr als Kriegsmann. Sein Schlachtschwert blitzte in den vordersten Reihen seiner Mannen, doch wenn sein Falkenauge eine Schwäche im Heerhaufen der Feinde entdeckte, tauschte er augenblicklich das Kriegsschwert mit dem Feldherrnstab und leitete seine Krieger in die entblößten Stellen der Gegner.

Seine Kampfesluſt und Kriegesfeuer riſſen ihn hin, und verwundet mußten ihn ſeine Freunde oft dem Gedränge entreißen. So auch im Elſaß, wo ſie ihn in ein Nonnenkloſter brachten, um ihn von einer empfangenen Wunde wiederherſtellen zu laſſen.

Als Pflegerin erhielt der Kaiſer eine junge Novize, Imagina, ein liebliches Mädchen, das ſich mit der hingebendſten Geduld und unermüdlichſten Aufopferung dieſer Pflicht unterzog.

Der Kaiſer fühlte in ihrer Nähe ein hohes Wohlbehagen in ſeiner Seele; ſeine Wunden ſchienen wie durch Zauberkraft zu heilen; aber in ſeinem Herzen öffneten ſich dagegen andere, und eines Tages, als er den inneren Drang nicht mehr zu bewältigen vermochte, faßte er ihre Hand und geſtand ihr, wie ihr ſanftes hingebendes Weſen ihn mit Liebe zu ihr erfüllt habe.

Abwechſelnd erröthete und erbleichte die Jungfrau bei der leidenſchaftlichen Sprache des Kaiſers. Thränen perlten aus ihren Augen, und ſeine Worte fanden in ihrem Herzen Wiederhall.

Schweigſam entzog ſie ihm die Hand, enteilte und als die Stunde kam, in welcher ſie gewöhnlich zum Bette des Kranken getreten war, ließ ſie ſich ſelbſt krank melden und war es auch in Wirklichkeit.

Drei Tage vergingen und drei ewig lange Nächte, in welchen der Kaiſer ſie nicht wiederſah und voll ungeduldiger Erwartung und Reue über ſeine vielleicht vorſchnelle Eröffnung ſich auf dem Lager wälzte. In der Nacht des dritten Tages aber öffnete ſich plötzlich leiſe und behutſam die Thüre und als der ſchlafloſe

Kaiſer aufſchaute, ſah er Imagina eintreten, bleich und ängſtlich, aber ſchön, wie er ſie nimmer geſehen hatte.

„Flieht königlicher Herr, flieht — rief ſie ihm haſtig entgegen. — Der Biſchof von Straßburg will euch ausheben laſſen und keine Zeit iſt mehr zu verlieren.“

Raſch entſchloſſen erhob ſich der Kaiſer, rief ſeinem nebenan ſchlafenden Knappen und ſandte dieſen an die Befehlshaber ſeiner Söldner; er ſelbſt aber, gefolgt von ſeinem Windſpiele und geleitet von der Hand der Jungfrau, eilte durch die dumpfhallenden Kloſtergänge, über den Kloſterkirchhof und durch ein kleines Pförtchen, deſſen Schlüſſel das Mädchen zu gewinnen gewußt hatte, in das Freie.

„Gelobt ſei Gott und die heilige Jungfrau, daß ihr gerettet ſeid — ſeufzte das Mädchen auf, als der Kaiſer ſich im Freien befand. — Lebt wohl edler Herr und vergeßt nicht mein.“

Mit dieſen Worten wollte ſie zurück in den Zwang des Kloſters treten; der Kaiſer aber, dem das Bild der Lieblichen während der Einſamkeit ſeines Krankenlagers ſich nur noch tiefer in das Herz gegraben hatte, bat und flehte ſie an, ihn nicht zu verlaſſen und ſtatt in das Kloſter mit ihm auf den Sitz ſeiner Ahnen zu ziehen.

Das liebende Mädchen konnte nicht widerſtehen; es ließ ſich in den Mantel des Kaiſers hüllen und durch die Nacht an den nahen Rhein geleiten, wo eine Fähre ſie in Sicherheit brachte.

Der Kaiſer, durch die Sorge der Jungfrau von den Ränken des argliſtigen Pfaffen gerettet, führte ſein Heer

wieder neu gegen die Feinde, und nach etlichen mannhaften Sträußen bewilligte er Frankreich den Frieden.

Nach Beendigung des Krieges führte er die geliebte Metterin nach seinem Erblande Nassau und baute daselbst im Eichthale, nahe bei Schwalbach, die Burg Adolphseck, welche er zu ihrem Aufenthalte bestimmte.

Liebliche Tage schwanden den Verbundenen dahin. Der politische Horizont verdüsterte sich aber wieder, indem durch die hinterlistigen Bemühungen des eigenen Vetters, des Erzbischofs von Mainz, welcher mit anderen Mächtigen des Reiches sich verband und Albert von Oesterreich als Gegenkaiser befürwortete, sich ein Bruderstreit erhob, und der Kaiser, zur Wahrung seiner Krone, wieder in das Feld ziehen mußte.

Bei Gollheim, unweit des Donnersberges, geriethen die beiden Heere aneinander. Eine heftige Schlacht entspann sich und Adolph, den die unselige Kriegslust wieder übermannte, vergaß seiner Feldherrnpflicht und sank, von einer Lanze durchbohrt, bei einem Angriff auf die schon wankenden Reihen der Gegenkaisler. Bestürzung ergriff das Heer ohne Führer, Verwirrung entstand, und Albrecht blieb Sieger und alleiniger Regent des teutschen Reiches.

Imagina war dem Kaiser in die Ferne gefolgt und harrte, auf seine Bitte hin, im Kloster Rosenthal der Entscheidung der Schlacht und seiner Rückkehr.

Bang und beklommen hatte sie das Kampfgeschrei gehört, das am Abende allmälig in der Ferne verhallte und ein dunkler ahnungsvoller Schleier senkte sich in

ihre Bruſt, als die Nacht hereinbrach und der Gatte nicht wiedergekommen war.

Bleich und mit erwartungsvollen Augen ſtarrte ſie nach dem Wahlplatz hinaus, welchen der Mond mit ſeinem ſilbernen Scheine überſtrahlte und von dem unheimlich das Sterberöcheln und die leiſe Todtenklage herüberzitterten. Plötzlich raſchelte es im Gebüſche und des Kaiſers treues Windſpiel eilte winſelnd herbei und zupfte an ihrem Kleide, indem es ſie mit ſeinen klugen Augen zum Folgen einlud.

Durch Feld und Flur, durch Buſch und Hecke führte ſie das Thier nach der Wahlſtatt, wo der Kaiſer lag, in deſſen gebrochene Augen ſtarr und unheimlich der Mond blinkte. Laut weinend warf ſie ſich über den Entſeelten und trocknete das Blut auf, das ſeine Schläfe und Lippen bedeckte.

Vorüberziehende Söldlinge halfen den todten Monarchen nach dem Kloſter bringen, wo vorerſt auch ſeine Ueberreſte beigeſetzt wurden; Imagina aber nahm in Roſenthal den Schleier und flechte dem Geliebten nach.

Burg Adolphseck wurde von Albrecht zerſtört, dagegen aber ein Kreuz auf der Stelle errichtet, an welcher der Kaiſer gefallen war.

Eppenſtein.

Ueber ein liebliches Thal des Taunusgebirges erhebt ſich die Ruine Eppenſtein, der wir eine nähere Aufmerkſamkeit ſchenken wollen, weil ihre Ritter ſich in der rheiniſchen und teutſchen Geſchichte einen Namen errungen haben.

Die Sage von der Entſtehung der Burg iſt folgende: Ritter Eppo ſoll einſt mit ſeinem Jagdtroß auf die Sauhetze geritten ſein und im Eifer der Verfolgung ſich von ſeinen Leuten entfernt und verirrt haben. Umſonſt ließ er ſein Hüfthorn ertönen, Niemand antwortete ihm, als die Felſen, welche den Klang nachhallten und ihn zu verſpotten ſchienen.

Mißmuthig und ermüdet warf er ſich nieder um auszuruhen; doch alſobald erhob er ſich wieder voll Staunen und lauſchender Verwunderung, denn ſanft und mild töyte ein liebliches Liedlein aus der Tiefe des Waldes, das von einer reinen, ſilberhellen und ſanften Stimme in ſchwermuthvoller Weiſe geſungen wurde.

Graf Eppo folgte dieſen Tönen und gewahrte, nachdem er ſich durch dichtes Gebüſch mit ſeinem Schwerte einen Weg gebahnt hatte, an dem Eingang einer Gebirgshöhle eine Jungfrau, die das Liedlein als kindliches Gebet gegen Himmel ſang.

Eppo blieb voll Erſtaunen und freudiger Verwunderung in ihren Anblick verſunken, ſtehen; die Jungfrau aber, welche ihn ebenfalls ſah, brach in Thränen aus und flehte um ſeinen Schutz.

Der Graf erfuhr, wie ein Rieſe ſie geraubt und hierher geführt habe. Der Rieſe verfalle um die mittägige Stunde in tiefen Schlaf, vorher aber kette er die Maid an den Felſen, damit ſie nicht fliehen könne. Sie erzählte dem Aufhorchenden weiter, daß er gegen Stahl und Eiſen gefeit und während ſeines Schlafes ſo ſchwer ſei, daß tauſend Männer ihn nicht von der Stelle zu ſchieben vermöchten.

„Aber was kann ich denn für euch thun?“ — rief der Jüngling in banger Ungeduld.

„Kehrt auf meine Burg, Ritter, und laßt euch das geweihte Netz geben, das dort aufbewahrt iſt, in dies will ich ihn im Namen der Dreieinigkeit einhüllen, denn gegen dieſe vermag er nichts zu unternehmen und wenn ich ſie anrufe, wird er ſchwach wie ein Kind.

Der Graf that wie ihm geheißen: er holte das Netz, brachte es nach der Höhle und verſteckte ſich daſelbſt, um die günſtigſte Zeit abzuwarten. Als der Rieſe einmal aus der Höhle ſchritt, um ſich auf der anderen Seite des Berges eine Rohrpfeife zu ſchnitzen, nahm die Jungfrau das Netz, eilte damit auf die Höhe und breitete es zum Lager für den Unhold aus, indem ſie es mit Blättern, Moos und duftigen Kräutern bedeckte.

Der Rieſe ſah lächelnd und ſchmunzelnd ihrer Thätigkeit zu, und als ſie fertig war, bat ſie koſend, er möge ſich einmal darauf legen, damit ſie ſähe, ob ſie

es recht gemacht habe. Schäkernd willigte der Riese in ihre Bitte ein und ließ sich mit Wohlbehagen auf das Lager niederfallen. Schnell zog die Jungfrau das Netz im Namen der Dreieinigkeit zu und floh, erschreckt durch das Gebrüll des gefangenen Riesen.

Eilig wollte sie den Ritter mit sich fortziehen; dieser bat sie aber, ihn zu erwarten, eilte auf den Berg und stieß das zappelnde und sich vergebens aus dem Netz zu winden suchende Ungethüm über die Felsen in die Tiefe, wo es unter donnerndem Gepolter und fürchterlichem Geheule zerschellte.

Die gerettete Jungfrau wurde des Ritters Gattin. Auf der Stelle, wo er sie fand, wurde Eppenstein erbaut, und die von den Wölfen und Raben abgenagten Knochen des Riesen als Wahrzeichen davor aufgehängt.

Falkenstein.

An der Straße nach Homburg erheben sich hoch oben auf einem Felsenkegel die Trümmer der Burg Falkenstein und schauen mit düsteren Mahnblicken herab in das Getreibe der Gegenwart und ihrer so gewaltig veränderten Interessen.

Ein wohlangelegter Zickzackweg führt auf die Feste, und theile ich hier die Sage mit, welche über die Entstehung dieses Weges im Munde des Volkes lebt.

Einst soll da oben ein wunderliebliches Mädchen gewohnt haben, dessen Vater aber starrsinnig und rauh die Gäste vertrieb, welche den engen, steinichten Felsweg mühselig erklettert hatten, um auf die Burg zu gelangen und das gepriesene Frauenbild zu schauen.

Zwar waren unter den Kömmlingen manche heimliche Freier, aber wenn sie den rauhen Empfang des Vaters, nach dem beschwerlichen Wege, durchgemacht hatten und von der Jungfrau, trotz aller Galanterien, keinen wärmeren Blick empfangen konnten, kehrten sie nicht mehr zurück.

Ausgenommen hiervon war Anno von Sayn, den der Weg und der finstere Blick des Alten nicht abhielten, auf die Burg zu klettern, denn für ihn allein lachte der Blick des rosigen Mädchens. Und Abends, wenn er auf

der Zinne mit ihr stand und in die Weite hinaus sah, welche die untergehende Sonne gluthroth überfluthete, wenn er über die Wälder wies und ihr die Lage seiner Burg erklärte, da begegneten sich ihre Hände im sanften Drucke, und die feuchten und schwellenden Lippen der Jungfrau wichen seinem Kusse nicht aus.

So kehrte er eines Tages wieder auf die Burg der Geliebten und wischte sich oben den Schweiß von der Stirne; denn recht sauer war ihm der Weg heute geworden, da die Sonne wie sengend auf die Felswand niederbrannte, und Kuno auch einen Feuerstrom in der Brust trug, der sein Blut siedend und bangend durch die Adern trieb. Er wollte heute werben, und wenn er an die Barschheit des Vaters dachte, ward es ihm bald heiß und bald kalt vor Fürchten und Hoffen.

Nach Luft und Fassung ringend, blieb der Ritter einige Minuten am Eingange in die Burg stehen, und schritt dann fest und entschlossen in den Thurm, hinter dessen starken Mauern die Geliebte ihm mit liebepochendem Herzen entgegenharrte.

Mit höhnischen Blicken hatte Falkenstein durch die kleinen Spitzbogenfenster des einzigen größeren Gemaches der Burg, auf den Ritter niedergeschaut, dem der Weg, wie es schien, so schwer angekommen war.

„Gott zum Gruß, — sprach der Ritter durch die schwere eichene Bogenthüre in das Gemach tretend. — Das ist ein recht beschwerlicher Weg auf die Burg, besonders bei dieser Hitze."

„Wer hieß euch heraufkommen," — brummte Falkenstein mürrisch.

„Das will ich euch offen gestehen, edler Ritter, — erwiederte der Jüngling mit einem vollen Liebesblick auf das hocherröthete und sich schnell entfernende Mädchen. — Euer Töchterlein ist's, das mich herzieht. Wir lieben uns, und ich bin gekommen sie von euch zum Weibe zu erbitten."

Mit Stirnrunzeln hörte Falkenstein den Antrag und schritt dann, die Hände auf dem Rücken, einige Augenblicke sinnend in dem Gemache auf und ab. Dann blieb er vor dem Jünglinge stehen und sprach:

„Herr Ritter, wenn ich wie ihr als Freier auf eine Burg geschritten wäre, so würde die Rauhheit des Weges von mir noch gepriesen, statt getadelt worden sein; aber so geht es, die Zeiten verderben immer mehr und mehr und die Jungen sind nicht mehr so, wie die Alten; das waren ganz andere Zeiten früher, als jetzt, hm!"

„Aber Herr Ritter, — flehte der Jüngling, — ich wüßte nicht, wie ich mich vergangen. Ich bin ja freudig gekommen und wäre es, selbst wenn der Weg noch einmal so steil gewesen wäre."

„Ja, ja, kenne euch, — nickte der Ritter — und ihr sollt auch meine Tochter haben, aber nur dann, wenn ihr bis Morgen früh einen Fahrweg herauf habt hauen lassen, welcher gestattet mit Pferd und Wagen heraufzukommen."

„Aber wie ist das möglich, — rief der Ritter erschrocken aus, — das bringen ja tausend Knappen nicht in einem Monate fertig."

„Hm, seht zu, wie ihr es möglich macht, und damit Gott befohlen."

Traurig und ohne die Geliebte geſehen zu haben, ſchlich der Junker aus der Burg und zerbrach ſich vergebens den Kopf, wie er den Starrſinn des Alten überliſten könne. Ihm fiel jedoch nichts ein, und wenn er den Fels hinaufſah, auf dem die Burg ſtand, ward es ihm graus und bang; denn nimmermehr, das fühlte er wohl, konnte das aberwitzige Verlangen des Alten erfüllt werden. Es legte ſich ein tiefes Weh um ſeine Bruſt, wenn er daran dachte ihr entſagen zu ſollen, und als er ſie auf der Zinne zu ſehen glaubte, wie ſie ein Tüchlein ihm zum Scheidegruße ſchwang, ſtürzte er eilig fort und rief:

„Nein, alles ſei verſucht, ehe ich ihr entſage.“

Mit eiliger Haſt kehrte er nach ſeiner Burg zurück und beſchied den Steiger zu ſich, der ihm einen Stollen geöffnet hatte und Kupfererz und Silbererz aus demſelben zu Tage förderte.

Dieſem ſtellte er ſeine Noth vor. Aber der Steiger zuckte die Achſeln und verſicherte, daß er den Weg in vielen Monden nicht herſtellen könne, wenn er auch mit allen Knappen Tag und Nacht daran arbeiten würde.

Der Ritter hatte ſich das ſchon ſelbſt geſagt. Seufzend wandte er ſich ab und ſchritt voll Unmuth in das Dunkel des Waldes um dort ſeiner Klage freien Lauf zu laſſen.

Durch Gebüſch und Dornen eilte er. Da hieb ſein Schwert ſich Bahn, dort trat ſein Fuß ein Hinderniß fort; bald lief er wie raſend, bald blieb er ſeufzend ſtehen und ſchaute gedankenlos den kleinen Wellen eines rieſelnden Waldbächleins nach, das durch Moos und

duftige Kräuter schlüpfte und den Forellen Aufenthalt und Nahrung bot.

Der Ritter hatte an Allem die Freude verloren, denn so wie es in seinem Busen Nacht war, so Nacht däuchte ihm auch die Natur, und was ihn früher entzückt, däuchte ihm jetzt schaal und reizlos.

So trieb er es bis zum Abend, bis der Mond aus bleichen Gewölkchen schimmerte und hie und da durch die Blätterbedachung auf den feuchten und nebligen Grund des Waldes fiel.

Der Ritter durch die Nacht noch schwermüthiger gemacht, klagte mit thränenfeuchten Augen über den Verlust der Geliebten und tobte dann wieder über die Starrsinnigkeit des Vaters.

Plötzlich stand ein graues, duftiges Männchen vor ihm mit einem weißen Barte, der ihm bis zum Gürtel rollte, und mit einer grauen Kutte bekleidet, aus deren weiten Aermeln unverhältnißmäßig dicke und muskulöse Arme herausblickten.

„Junker, — sprach die gespenstige und fahle Erscheinung, — versprichst du mir, deinen Bergknappen zu befehlen, ihre Stollen gegen Mittag, statt gegen Abend vorzutreiben, so will ich dir helfen und dich zu deiner Geliebten bringen."

Der Junker war anfangs erstaunt, doch da er oftmals von den Kobolden und Berggeistern sprechen gehört und erfahren hatte, daß es harmlose, menschenfreundliche Wesen seien, die gern Gutes thuen, wenn man sich seinerseits auch edel gegen sie erweise, so sprach

er mit einem frohen Hoffnungsſchimmer: „Kannſt du mir helfen, ſo gelobe ich dir Alles, was du willſt, ſo wahr ich ſelig z" werden hoffe."

„Gut, Ritter, — rief das Männchen, indem es im Nebel verſchwamm. — Reit' Morgen nach Falkenſtein hinauf und freie nochmals, du wirſt die Braut dann mit dir führen."

Halb in Zweifel, halb in Hoffnung, eilte der Ritter nun nach Hauſe und konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun. Am anderen Morgen, als kaum die Sonne ſich erhoben hatte, ließ er ſchon ſeine Roſſe ſatteln und ſprengte von der quälendſten Ungeduld getrieben nach Falkenſtein, den breiten, während der Nacht erſtandenen Zickzackweg hinauf und unter lautem Jubel und Hörnerton in den Burghof.

„Auf, Ritter Falkenſtein! Auf und die Augen ausgewiſcht! Der Weg iſt fertig und euer Töchterlein mein!"

Bleich und weinend eilte Letztere die enge Steintreppe herab und ſank dem Geliebten in die Arme; verſtört aber folgte der Ritter, deſſen Starrſinn die Nacht gebrochen und gefügig gemacht hatte.

Im Austauſch des Geſchehenen und nachdem er ſein Begegnen mit dem Kobolde erzählt hatte, erfuhr der junge Ritter, wie während der Nacht ein fürchterlicher Sturm um Falkenſtein getobt und dazwiſchen hinein es wie Schürfen und Hauen, untermiſcht mit lautem Gelächter, getönt habe; der Lärm ſei immer näher, bis an das Thor gekommen und dann plötzlich verſchwunden.

Voll Schreck und Angſt wären ſie aufgeſtanden und hätten die Nacht im Gebete zugebracht. Morgens ſeien ſie, völlig angekleidet, ein wenig eingeſchlummert, bis ſein Hörnerton und der völlig ungewohnte Tritt der Roſſeshufe ſie geweckt und herabgetrieben habe.

Man freute ſich der ausgeſtandenen Angſt und neckte ſich damit. Der Falkenſteiner redete es dem Eidam aber in's Gewiſſen, ſich ſelbſt vor ähnlichem Starrſinn zu hüten, wie er ſelbſt gezeigt habe.

Ob dieß geſchehen, erzählt die Sage nicht. Der Weg wird aber noch heute mit Staunen betreten, und wenn man an die Mühſeligkeit ſeiner Anlage denkt, faßt es den Geiſt wohl wie Wahrheit, daß Kobolde hier mit im Spiele geweſen ſein könnten.

Der Mäuſethurm.

Wie ein ſilbernes Band ſchlingt ſich der Rhein oberhalb Bingen durch die rebebedeckten Ufer, auf denen Städte, Dörfchen und liebliche Sommerwohnungen in maleriſcher Abwechslung aus dem Grün der Ufer in die Fluthen blicken. Aber unterhalb Bingen zwängt er ſich brauſend in die

Berge und ſchlägt zornig an die Riffe, die ſein Bett bedecken und ſich ſeinem Laufe entgegenſtemmen.

An dem Eingange in dieſes Thal, auf der Gränze zwiſchen dem ſanften, lachenden und dem zornigen und kämpfenden Strome, ſteht beinahe in ſeiner Mitte auf einer Aue ein Thurm, der den Namen Mäuſethurm führt.

Der Name ſoll aus folgender Sage abgeleitet ſein.

Hatto, Erzbiſchof von Mainz, ſoll bei einer Hungersnoth ſeine wohlgefüllten Kammern verſchloſſen gehalten und durch ſein abſichtlich zur Schau geſtelltes Wohlleben das hungernde Volk zur Empörung gereizt haben.

Der Prälat ließ die Aufrührer gefangen nehmen, in eine Scheune ſperren und Letztere anzünden. Nicht genug mit dieſem teufliſchen Befehle, fügte er auch den Hohn hinzu, das Todesgeſchrei der Verbrennenden mit dem Gequieke der Kornmäuſe zu vergleichen und ſich über den herrlichen Brand zu freuen.

In der Nacht nach dieſem abſcheulichen Vorgange brachen Mäuſe in den Palaſt des Erzbiſchofs ein, nagten ſich bis zu ihm durch und begannen mit ſcharfem Zahne ihm das Fleiſch von den Knochen zu ziehen.

Der Biſchof floh; er ſetzte über den Rhein; er ließ im Thurm auf dem Rhein ſein Bett in Ketten hängen, umſonſt, die Mäuſe folgten ihm und tödteten ihn langſam und unter martervollen Schmerzen.

Sonderbar iſt es, daß Hatto in der Geſchichte in einem anderen Lichte erſcheint als in der Sage. Er iſt in Erſterer ein kluger, kenntnißreicher aber auch herrſchſüchtiger Prälat. Liſtig und unternehmend, ſtolz und

nicht sehr gewissenhaft in der Wahl der Mittel zu seinem Zwecke, mochte er wohl sich viele Feinde unter dem Adel sowohl, als auch dem Volke zugezogen haben. Aus diesem Hasse dürfte auch obige gräßliche Sage herzuleiten sein, welche dem Bischof doch eine gar zu entmenschte Handlungsweise vorwirft.

Eine andere Begebenheit zeigt uns den Thurm, statt in dem schauerlichen dunklen Schatten des Verbrechens, in der hochrothen Flamme heldenmüthiger Begeisterung.

In dem dreißigjährigen Kriege nämlich nahmen die Schweden alle Befestigungen, Burgen und Schlösser am Rheine nach und nach in Besitz. Ehrenfels war gefallen und schwedische Krieger setzten nach Hatto's Thurm über, um durch ihn den Rhein zu beherrschen.

Die Besetzung des Turmes aber sollte ihnen nicht leicht gemacht werden, denn Teutsche vertheidigten denselben und nahmen den Kampf auf, trotz der Ueberzahl der Feinde.

Wacker kämpften sie; jedoch von der Uebermacht erdrücket, sanken sie nacheinander im ehrenvollen Tode.

Nur der Letzte hielt noch Stand, obgleich er aus mehreren Wunden blutete. Sein Heldenmuth reizte selbst seine Gegner zur Bewunderung und ihr Führer forderte ihn auf, des Kampfes genug sein zu lassen und die Waffen zu strecken.

„Weder Gnade für euch, noch solche für mich", entgegnete der Muthige, ergriff die schwarz-roth-goldene Fahne, drang durch die überraschten Feinde und sprang in den Rhein.

Zwar forſchten die Schweden nach der Leiche und beſonders nach der Ständarte, jedoch vergebens; der Rhein hielt beide zurück.

Rüdesheim.

Durch die begeiſternden Worte des heiligen Bernhard angeregt, der zu Speyer das Kreuz predigte, ließ ſich Ritter Brömſer auch mit dem Kreuze ſchmücken und zog nach Paläſtina, indem er ſein Töchterlein verwaiſt in der Heimath zurückließ.

Ritter Brömſer war ein gewaltiger Kämpe, deß Arm manch blutigen Sieg erfocht und vor deſſen Flammenklinge die Sarazenen heulend ſtoben oder verröchelten. Stark im Kampfe, doch gutmüthig beim Becher war er; nur wenn er ſich etwas in den Kopf geſetzt, oder etwas für Pflicht hielt, ſo war keine Bitte, keine Ueberredung und keine Verdeutlichung im Stande, ſeine Anſicht umzuſtoßen und ihn von dem gefaßten Entſchluſſe abzubringen.

Als einen Beweis ſeines Heldenmuthes erzählt man, daß er im fernen Lande einen Drachen erlegt, der den Kreuzfahrern bedeutenden Schaden zugefügt habe; auch noch andere herzhafte Thaten berichtet man von ihm, die ich jedoch nicht näher erwähne, da die Erlegung des Drachen genugſam für ihn ſprechen mag.

Ritter Brömſer wurde einmal von den Sarazenen überfallen und arg bedrängt. Ohne Ausſicht auf Rettung, von der Hülfe ſeiner Freunde abgeſchnitten, blieb ihm nichts übrig, als ſein Leben theuer zu verkaufen, und er hieb darum um ſich, daß die Feinde wie Halme ſanken unter der Sichel der Schnitter. Ermüdet aber und von dem Blutverluſte einiger Wunden erſchöpft, ſank er endlich ermattet nieder und wurde von den jubelnden Siegern in Banden geſchlagen und auf ſchnellem Roſſe davongeführt.

Viele Monde trug er die Sklavenkette, von der Peitſche des Aufſehers zur niedrigen Arbeit getrieben; endlich aber und nachdem er inbrünſtig gelobt hatte, ſein Töchterlein dem Himmel weihen zu wollen, ſprengte er die Banden, erſchlug den Aufſeher und floh in's Weite.

Jubelnd empfingen ihn die Freunde, doch Ritter Brömſer blieb in ſich gekehrt, bereitete ſich zur Abreiſe und zog nach der Heimath.

Freudig war der Willkomm des Langentfernten; vor Allem jubelte das zur züchtigen Jungfrau herangeblühte Mädchen; aber Schrecken fuhr in ihren Buſen, als der Vater ihr ſein Gelübde kundthat und den unabänderlichen Willen ausſprach, es erfüllt zu ſehen.

Umſonſt flehte das Mädchen, das ſich während

seiner Abwesenheit verlobt hatte. Ritter Brömser war starrsinnig und drohte mit seinem Fluche.

Aufgestachelt zum bittersten Weh und von Wahnsinn erfüllt bei dem Gedanken, wessen sie entsagen sollte, und andernseits des schrecklichen Vaterfluches, eilte sie im Wahnsinn des Schmerzes und von den Schatten der Nacht umhüllt, in die Fluthen des Rheines.

Als Fischer an dem anderen Morgen ihren Leichnam fanden und auf die Burge brachten, zerraufte sich der Vater im wildesten Schmerze die Haare und klagte sich des Mordes an seinem Mädchen an; und als sein Schmerz etwas nachgelassen hatte, gelobte er zur Sühne eine Kirche erbauen zu wollen. In den Zerstreuungen jedoch, denen er sich hingab, um seinen Gram zu ertödten, vergaß er diesen Schwur wieder, bis ihm eines Nachts sein Kind erschien und ihn mit tiefen, schwermuthsvollen aber innig liebenden Blicken ansah; klirrend fielen dabei die Ketten von der Wand, die er als Sklave im fernen Lande getragen hatte und weckten ihn aus seinem betäubenden Schlafe.

Die Morgenröthe hatte sich schon erhoben, als er, mit pochendem Herzen und einer quälenden Unzufriedenheit mit sich selbst, auf den Söller trat, um sein wallendes Blut in der frischen Morgenluft zu kühlen.

Da hörte er plötzlich lautes Geschrei; einige Ackerknechte kamen mit einem Muttergottesbilde gelaufen und brachten es dem Ritter unter der Versicherung, daß der Zugstier es aus dem Boden gescharrt und das Bild laut um Hülfe gerufen habe.

Mahnend trat jetzt dem Ritter sein Gelübde vor

die Seele und augenblicklich gab er Befehl, eine Kapelle aufzubauen und das Bild hineinzustellen.

Aus der Kapelle entstand das Kloster Noth Gottes.

Die Zunge des Drachen und die Sklavenkette sind jetzt noch Mäler, welche an ihn erinnern und werden auf Schloß Johannisberg aufbewahrt, da Fürst Metternich in Besitz der Güter dieses Ritters trat, die er erkaufte.

Ehrenfels.

Ida saß am Fenster ihres Schlafgemaches und schaute hinab nach Reichenstein, welche Burg sich schwarz und dunkel mit scharfen Umrissen aus der Nacht aufthürmte und am dunkelblauen Himmel sich abzeichnete, dessen westlichster Saum noch in einem matten Tagesschimmmer leuchtete.

Die gefalteten Hände im Schooße, saß sie, und Thräne um Thräne rann ihr von der bleichen Wange, denn ihr Vater hatte heute Abend Reichenstein einen Räuber gescholten, den der Kaiser geächtet habe.

Wankend war ſie in ihr Kämmerlein geſtiegen, indem ſie plötzliches Unwohlſein vorſchützte, und ſaß nun an dem kleinen, tief in die Mauer einſpringenden Fenſter und ſah hinab in den Strom, der im fahlen Silberſchein des ſchwachen Mondviertels ſeine Wellen ſchlaftrunken nach dem Meere wälzte.

Plötzlich zuckte die Jungfrau ängſtlich zuſammen; mit zurückgehaltenem Athem und weitgeöffneten Augen lehnte ſie ſich hinaus in die Nacht und ſtarrte nach einem blutrothen Flammenſchein. Ueber Reichenſtein erhob ſich eine ſchwarze, wirbelnde Wolke. Unheil kündend und von gluthrothen Blitzen durchflammt, lagerte ſie ſich über die Burg. Die Fenſter glühten bald darauf und dunkle Geſtalten tauchten hinter ihnen auf, die im wilden Kampfe zu ringen ſchienen.

„Heilige Muttergottes, ſchirme ihn! — ſchrie die Jungfrau auf. — Es kann nicht ſein; mein Auge trügt. Er ein Räuber und ſeine Burg in Flammen!"

Sie bedeckte ſich die Augen und ſtarrte wieder hin; der Schein blieb; Reichenſtein brannte, des Kaiſers Spruch war erfüllt.

Bleich und thränenlos ſchaute das Mädchen nach dem Grabe ihres Glückes, das mit der Burg zerfiel. Sie ſah nicht, wie ein Kahn mit eiligen Ruderſchlägen über den Rhein ſetzte und wie eine dunkle Geſtalt den Weg nach der Feſte Ehrenfels einſchlug. — „Uta, Uta! — rief eine leiſe Stimme durch die Nacht, bis der Klang ihres Namens ſie erweckte. — O komme herab, daß ich zum letztenmal dich ſehen kann." — Es war die Stimme des Geliebten, welche flehte, und ſchnell

von ihrem Gefühle fortgerissen eilte sie hinab und in seine Arme.

„Ich bin geächtet und ein Flüchtling, Uta. Meine Burg ist zerstört und kaum daß ich mein Leben und wenige Kleinodien retten konnte, die mich in der Ferne vor Hunger schützen sollen. Leb' wohl. Ich scheide auf ewig, und wenn die Welt mich verflucht, weih' du mir eine Thräne des Mitleids und der Liebe."

„O mein Geliebter — schluchzte das Mädchen, indem sie ihn krampfhaft an sich preßte. — Wären wir besser in unserem Glücke gestorben, als daß wir scheiden müssen und unter diesen Umständen."

„Uta — scheiden — ich kann nicht scheiden; fliehe mit mir, ich kann nicht von dir lassen, ich liebe dich zu sehr."

„Nein, ich darf den Vater nicht verlassen und muß bleiben. Ich trete in ein Kloster, wenn du fort bist, und weihe mich des Gedankens an dich."

„Ha, nimmermehr!" und wie ein siedender Lavastrom durchfuhr es sein Herz, und wie im Wahnsinn hob er das bebende und an ihn angeschmiegte Mädchen mit starkem Arm empor, taumelte wenige Schritte vorwärts und sprang hinab in die Fluthen des Rheines.

Kein Schrei wurde gehört; nur der Rhein rauschte schäumend auf und zog zitternde Wellenkreise bis an die Ufer; dann aber rollte er murmelnd weiter, vom Mondessichel silberfahl beleuchtet und von den dunklen Schatten der anliegenden Bergen eingehüllt.

Am anderen Tage fand man die Liebenden in inniger Umarmung als Leichen.

Rheinstein.

Wer die Rheinreise gemacht hat, kennt diese liebliche Burg, welche von Sr. Majestät dem jetzigen Könige von Preußen im alten mittelalterlichen Geschmacke restaurirt und eingerichtet ward.

Jedermann wird der Besichtigung dieser Burg gerne einige Stunden weihen und befriedigt wieder von ihr herabsteigen an den Rhein, dessen Ufer wir auf ihr bis weit herauf in das Rheingau haben verfolgen können. Man wird aber auch gerne im Geiste bei der Burg und ihrer Umgebung verweilen, um der Sage zu lauschen, die das Folgende erzählt.

Unterhalb Rheinstein, nahe bei Drechtingshausen, liegt die alte Feste Reichenstein, während oberhalb Rheinstein, auf dem rechten Ufer, die Feste Ehrenfels an dem Berge angeklebt scheint.

Zwischen Rheinstein und Reichenstein steht die Clemenskapelle, welche jetzt freilich in Trümmern liegt.

Gesträuche überwuchern dieselben und sie scheinen über die Vergänglichkeit des Irdischen und über den Verfall der einstigen Pracht trauern zu wollen.

Auf Rheinstein blühte einst ein liebliches Mädchen unter der strengen Obhut des Vaters, der seit dem Tode der Gattin in sich gekehrt und finster sein Leben verbrachte. Sein Töchterchen allein konnte ein Sonnenlächeln auf seine Stirne zaubern, denn es war das einzige Wesen, an dem er Antheil nahm und für das er Liebe empfand.

Ritter Sifrid war trotz seinem Hange nach Abgeschiedenheit kein besonders tief- und zartempfindender Gemüthsmensch. Er besaß viele Schwächen und besonders diejenige, das Glück seines Kindes im äußeren Prunk zu suchen, während es doch gerade in dem Gefühle lag, das rein und unentweiht ihr Herz zu höheren Schlägen schwoll.

Dieses Gefühl aber war ihre Liebe zu Reichenstein, einem schmucken, gewaltigen Kämpen, voll Ritterkraft und Minnesang. Er war in jeder Hinsicht dem Mädchen würdig, nur in Einem nicht, und dieses Eine war der Reichthum. Denn Reichenstein war arm und besaß nichts als seine Burg, sein Schwert und seinen frohen Muth.

Ritter Kurt von Ehrenfels, ein tückischer, sinnlicher und schon bejahrter Junggeselle, war sein nächster Anverwandter. Zu ihm machte sich Kuno auf und bat ihn bei dem Vater für ihn sprechen und um das liebliche Töchterlein werben zu wollen, da er ohne sie nicht mehr leben könne.

„Hm — meinte Kurt — es ist dummes Zeug, Kuno, sich mit einem Gespons zu plagen. Mach' es wie ich, du lebst dann viel behaglicher."

„Ich kann es nicht, — erwiederte Kuno, — das Mädchen ist mir in die Seele gewachsen, und lieber will ich dem Himmel, als ihr entsagen."

„Nun, wenn es so ist, — brummte verdrießlich Kurt, — so muß ich mich wohl bequemen. Frauen fängt man aber am leichtesten durch Geschenke, und ich denke, du wirst etwas mitgebracht haben, damit meine Worte besser Eingang finden."

„Vetter, wollt ihr mich rasend machen, — eiferte Kuno. — Haltet ihr Gerda für so erbärmlich, als die Frauen, die ihr vielleicht kennen mögt. Doch halt, ich besinne mich, — lenkte er plötzlich ein. Ja, ihr sollt ein Geschenk mitnehmen, denn ich besitze einen Zelter von ausgezeichnetem Gange und den will ich ihr schenken. Ich habe ihn selbst erst als Geschenk erhalten, aber was macht es, besser ist er bei ihr, als bei mir."

Entzückt über diesen Gedanken, sandte er sogleich einen Boten ab, den Zelter zu holen und geleitete den schwerfälligen Kurt bis zu dem Fuße von Rheinstein.

Kurt sah nicht sobald die liebliche Erscheinung des Mädchens, als sein Herz nach ihr begehrte und er den Plan faßte, statt für Kuno, für sich zu werben.

Er sprach mit Sifrid, theilte ihm den Auftrag seines Neffen mit und ließ ihn zwischen ihm und sich entscheiden.

Der schwache Vater, durch den Reichthum Kurt's angelockt, gab seiner Werbung nicht allein den Vorzug,

ſondern ließ ſich von ihm auch ſo ſehr verblenden, daß er beſchloß, jeden Annäherungsverſuch Kuno's mit Waffengewalt zu verhindern.

Zu Kuno aber ſprach der Falſche, daß Gerda zwar trauere und den Vater zu erflehen getrachtet, daß dieſer aber entſchieden den Antrag abgelehnt habe und folglich in dieſer Sache nichts mehr geſchehen könne.

Verzweiflungsvoll tobte Junker Kuno bei dieſer Nachricht in ſeiner Burg umher; die abenteuerlichſten Pläne, wie er die Geliebte erringen wolle, ſchwirrten und gaukelten durch ſeinen Geiſt; aber nachdem er mehreremals vergeblich getrachtet hatte, mit ihr zu ſprechen, ja, als er ſelbſt mehreremale aus der Nähe von Rheinſtein vertrieben worden war, ſtumpfte ſein wilder Schmerz ab und machte einer tiefen Niedergeſchlagenheit Platz.

Jetzt glaubte Kurt mit ſeiner Werbung nach und nach in den Vordergrund treten zu dürfen und er umſchwirrte das Mädchen, das überraſcht und empört ſich von dem Manne abwandte, auf den Kuno immer ein hohes Vertrauen geſetzt hatte.

Sie flehte und entdeckte ihrem Vater ihre Liebe zu Kuno, aber Sifrid wollte von dem Buſchklepper — wie er ihn nannte — nichts wiſſen, ward böſe und beſtimmte endlich den Hochzeitstag, an welchem ſie Kurt heirathen müſſe.

Die Nacht, welche dem väterlichen Ausſpruche folgte, war für Gerda eine qualvolle. Sie weinte und betete bis in die tiefe Geiſterſtunde und fiel endlich abgeſpannt

und ermüdet in einen Scheinzustand zwischen Schlaf und Wachen.

Da war es ihr, als trete Kuno vor ihr Bett, küsse ihre Lippen und spreche sanft zu ihr: Warum fliehst Du nicht und kommst zu mir?

Gerda fuhr aus dem Schlafe, ungewiß ob sie geträumt habe oder ob es Wahrheit gewesen war, was sie gesehen hatte. Da klang ein leises Wiehern durch die Nacht, das wie ein Ahnungsblitz sie durchschauerte.

„Ja, ich will zum Hochzeitsfeste mich bereiten, — sprach sie entschlossen — und will's Gott, so soll sein Zelter mich zu ihm, statt zu dem Verhaßten tragen."

Schmunzelnd vernahm Kurt die Gewährung seiner Wünsche. Er verlachte den ohnmächtigen Zorn seines Vetters und bereitete sich zum Feste, das glänzend und voll Pracht gehalten werden sollte.

Der Tag brach an. In der Clemenskirche — so wollte es Gerda — sollten die Ringe gewechselt werden, dann sollte der Brautzug nach Rheinstein zurückkehren und von dort nach Ehrenfels ziehen.

Vorher aber hatte sie dem Geliebten Nachricht zu geben gewußt von ihrem Vorhaben und mit klopfendem Herzen schaute dieser dem Tage entgegen, an welchem sich sein Glück bewähren sollte.

Ernst und feierlich tönten die Glocken der Kapelle; ein langer Festzug ritt im heitren Glanz der Sonne den Weg von Rheinstein herab, und unter demselben Gerda im hochzeitlichen Schmucke von Perlen und blinkendem Gestein umstrahlt. Schon glänzten die Lichter ihr entgegen, welche den Altar umstanden; da gab sie

dem, von dem Geliebten ihr geſandten, aber von Kurt als ſein Eigenthum geſpendeten Zelter die Gerte und jagte im raſendſten Galoppe auf dem Weg nach Reichenſtein dahin.

Kurt war der erſte, welcher ſich von ſeiner Beſtürzung erholt hatte. Mit einem wilden Fluche ſetzte er ihr nach und hinter ihm der Vater nebſt einigen Rittern, die die Neugierde trieb, den Ausgang dieſer Flucht zu erfahren.

Kuno, welcher mit wilder Luſt die Geliebte abbeugen und nach ſeiner Burg jagen ſah, öffnete die Thore, warf ſich auf ſein Roß und ſprengte ihr entgegen.

Vor der Burg kam ihm ſchon Gerda entgegen. Raſch ſprengte ſie in den Hof; die Thore wurden geſchloſſen, und als der Vater kam und Einlaß begehrte, wies ihn der Ritter zurück und drohte, Gebrauch von den Waffen machen zu wollen, wenn man ihn beläſtige.

Die Geſellſchaft, welche langſam nachfolgte, fand unterwegs Kurt, der mit ſeinem Pferde geſtürzt und zu Tode gefallen war. Kuno war Erbe, und ſtatt daß das Hochzeitsfeſt auf Ehrenfels beendet wurde, wurde es auf Reichenſtein abgehalten und zwar zur Zufriedenheit aller Betheiligten, und ſelbſt des alten Sifrid.

Die Clemenskirche.

In der vorhergehenden Sage haben wir schon die Clemenskirche erwähnt gefunden, und bietet es Interesse, die Geschichte ihrer Gründung zu erfahren.

Ein Edelfräulein im Sauerthale ward durch den Verlust ihrer Eltern schon frühe Herrin eines bedeutenden Vermögens, welches, verbunden mit den Reizen und der Holdseligkeit der Besitzerin, eine Menge Werber anzog, die um ihre Liebe freiten.

Auf Rheinstein lebte zu dieser Zeit ein derber, entschlossener Geselle, dessen Lust an dem Waffenhandwerk nur durch die Ungebundenheit und Zügellosigkeit überboten ward, mit welchen er den Gesetzen spottete.

Dieser sah eines Tages die schöne Ina, und ihre Schönheit sowohl, wie ihr Vermögen, machten ihn lüstern darnach, sie zu gewinnen.

Sein Sinn stand nach That. Lange um die Jungfrau zu girren, lag nicht in seinem Charakter, und fest und entschlossen, wie er in seinem ganzen Auftreten war, begann er auch bei dem Mädchen vorzugehen. Er sandte einen Freiwerber, und als dieser ihm ein zierliches Körbchen brachte, sammelte er seine Sassen und zog mit denselben nach dem Sauerthale, um mit Ge-

walt zu erringen, was in der Güte verweigert worden war.

Die Nacht war dunkel. Graue Wolken überzogen den Himmel und auf den Bergen heulte in langgezogenen Tönen der Sturm, während es im Thal wie in banger und erwartungsvoller Stille lag.

Schweigsam ritten die von Rheinstein auf den entlegensten Wegen ihrem Ziele zu. Der Huf der Pferde klang nur dumpf auf dem weichen Boden des Waldes und die festgeknüpften Waffen klirrten nur leise dazwischen, wenn das Pferd einen Fehltritt that und den Reiter erschütterte. Mit gedämpfter Stimme sprach man so wenig als möglich, denn das Böse ist scheu, auch wenn es sich allein befindet.

Endlich gelangte man an die Burg des Mädchens. Der Ritter winkte; der Zug hielt und der größte Theil sprang von den Pferden. Mit vorsichtigen Schritten nahten sie dem Eingangsthore und zwei Abgesandten wurden erwählt, Einlaß zu fordern und dann denjenigen niederzustoßen, der öffnen würde.

Harmlos und ohne Ahnung des vorbereiteten Bubenstücks öffnete man den verirrten Reisigen die Thore, um sie gastfrei aufzunehmen. Aber, wie von dem Blitze getroffen, sank der Pförtner, vom Stahle durchbohrt, nieder. Das Kampfhorn des Ritters erklang und die herbeieilenden Mannen drangen mit wildem Rufe in die unvertheidigte Burg ein.

Schrecklich hallte das Kampfgeschrei in den öden Gängen wider und weckte die Ueberfallenen aus dem Schlafe. Der Vogt sprang schnell zu den Waffen, die

Burgsassen eilten herbei und boten, selbst ungenügend bewaffnet, tapferen Widerstand. Umdrängt aber mußten sie weichen und mit wildem Ingrimme schauen, wie der Ritter die ohnmächtige Maid auf den Armen aus den Gemächern schleppte, sich mit ihr auf das während der Zeit herbeigeführte Pferd schwang, und beschützt durch seine Knappen, die die wüthenden Mannen des Fräuleins von der Verfolgung zurückhielten, davonjagte.

Im raschen Laufe der Rosse kamen sie an den Rhein, wo schon die Fähre ihrer harrte. Sie stiegen triumphirend ein und lösten die Kette, während die Fährleute die schweren Ruder einlegten um sie von dem Ufer ab, auf die Wellen hinaus zu treiben.

Aber es war, als habe der Sturm seine Gewalt bis zu diesem Augenblicke angehalten. Mit einem gewaltigen Gebrause, unter dem die Fichten und Eichen der Berge stöhnten und brachen, warf er sich auf den Kahn und preßte ihn in die wild aufschäumenden Wellen, die unter seiner Wucht rollten und gischten. — Schreckensbleich standen die Muthigsten, warfen sich dann mit verzweiflungsvoller Hast auf die Ruder, um sich aus dem Bereiche der schwankenden Fluth an das trockene und sichere Ufer zu bringen. Umsonst; der Kahn, von dem Winde gejagt, trieb ab und näherte sich mit reißender Schnelligkeit einem Riffkamm, der fletschend der Beute entgegengrinzte.

In diesem verzweiflungsvollen Momente erwachte das von Schreck betäubte Mädchen zur Erkenntniß ihrer Lage; sie warf sich auf die Kniee und betete und versprach dem heiligen Clemens eine Capelle, wenn er sie

aus den Händen der Räuber und aus den sie umdräuenden Gefahren retten wolle.

Sie hatte eben ihr Gebet beendet, als ein heftiger Stoß sie zu Boden warf; ein Krachen ertönte, in welches sich ein wilder Verzweiflungsschrei mischte. Ina schloß die Augen, um die aufbrausenden Wellen nicht zu sehen, die herbeischwollen, um ihre Beute zu überrauschen; aber überrascht schlug sie dieselben wieder auf, denn statt zu sinken, fühlte sie sich emporgehoben und durch die Luft getragen.

Als das Mädchen sich an den Glanz gewohnt hatte, der ihre Augen am Anfange geblendet hatte, sah sie sich im Arm des Heiligen, der liebevoll auf sie niedersah und sie behutsam nach dem Ufer trug. Der Sturm hatte aufgehört, und der Mond schien durch zerrissene und in wilder Flucht davoneilende Wolken und malte sein zitterndes Licht auf die noch tobenden Wellen, über welche der Heilige schritt, als wären sie ebner Boden.

Nachdem er sie an dem Ufer abgesetzt hatte, warf sie sich dankbar auf die Kniee; aber schon war er verschwunden. Nacht umgab sie und nur im Osten kündigte ein rosiger Schein den anbrechenden Morgen.

Die die Räuber verfolgenden Burgmannen fanden die Gebieterin unbeschädigt in einer Fischerhütte des Ufers. Den Ritter von Rheinstein aber, wie seine Mannen, spülte der Rhein als Leichen weit unter dem Risse an das Ufer.

Ina, ihres Gelübdes getreu, baute die Clemenscapelle, und als sie vollendet stand, trat sie mit einem

wackeren und edlen Jünglinge als Braut vor den Altar.

Die Kirche iſt, wie ſchon erwähnt, zerfallen; ihre Trümmer aber mögen erinnern, wie Gott die Unſchuld gegen die Umtriebe des Böſen beſchützt.

Falkenburg.

Liba, die ſchöne Tochter des Burgvogtes auf der kaiſerlichen Feſte Falkenburg, lebte mit ihrer Mutter ſtill und in beſcheidener Zurückgezogenheit auf derſelben.

Der Vater war ſchon ſeit langer Zeit todt, und hatte dem Mädchen, neben geiſtiger Bildung — wie ſie jener Zeit angepaßt war — auch ein hübſches Vermögen hinterlaſſen, das von der ſorgſamen Mutter mit Umſicht und Sparſamkeit verwaltet und vermehrt wurde.

Angelockt von der Lieblichkeit und Tugend des beſcheidenen und ſinnigen Mädchens, kamen Viele, welche ſich um ihre Hand bemühten. Liba wußte aber jede

intime Beziehung ſchon im Entſtehen zu unterdrücken, denn ihr Herz war nicht mehr frei und ſie ſchon an einen jungen Ritter der Nachbarſchaft vergeben, welcher ſie zu dem Altare führen wollte, ſobald er von dem Pfalzgrafen in ſeinem Lehen beſtätigt ſein würde.

Es war ein lieblicher Maientag, und Feld und Anger, Wald und Fluren ſchimmerten in dem neuen Grün, mit dem der Frühling ſie überkleidet hatte. Die Rebenhügel begannen ſchon eine reiche Ernte ahnen zu laſſen, die Blumen ſproßten und knospten ſo luſtig und dufteten ſo ſüß, während die Vögel ſchlugen, und Liba's Lieblinge, ein weißes Taubenpärchen, auf dem Dache in dem behaglichen Scheine der Sonne ſich ſchnäbelten und gar nicht genug davon zu bekommen ſchienen.

Am geöffneten Fenſter ſaß Liba und trank mit vollen Zügen die herrliche Luft und blickte von der hohen Zinne in den Strom hernieder, auf deſſen Spiegel dunkle Kähne glitten, welche die Erzeugniſſe fremder Nationen nach den aufblühenden Städten brachten.

„Mutter, — ſprach das Mädchen, — ach käme Guntram jetzt, wie wollte ich mich heute des Tages freuen!"

Sie hatte dieſe Worte kaum beendet, als ſie froh beſtürzt ſich erhob und mit einem Freudengeſchrei aus dem Zimmer, hinab in den Hof und von da vor das Thor rannte.

Neugierig ſchaute die Mutter auf das aufjauchzende Mädchen und trat ſodann an das verlaſſene Fenſter. Liba aber war ſchon einige hundert Schritte vor der

Burg und bot einem vom Pferde geſtiegenen Jünglinge die ſchwellenden Lippen

Arm in Arm wandelten ſie, oder vielmehr ſprangen ſie im gegenſeitigen Necken den Berg hinauf in den Hof und riefen der lächelnden, und im Glücke ihres Kindes wieder neu aufblühenden Frau den Gruß der Liebe zu.

Nachdem Guntram die Herrlichkeiten des kleinen Gärtchens, das Liba mit eigenen Händen pflegte, bewundert hatte und Hand in Hand an ihrer Seite ſaß, um Auskunft über ſich und ſein Befinden zu geben, erzählte er, daß er auf dem Wege zu dem Pfalzgrafen wäre, um ſein Lehen von demſelben zu empfangen. — Sein Auge zuckte zärtlich auf und ruhte liebevoll auf der Erglühenden, die heimlich ihm die Hände preßte, als er von der nahen Ausſicht ſprach, nun bald ſeinen eigenen Herd zu haben.

„Und nun lebt wohl, — ſchloß er ſeinen Bericht, — die Zeit drängt, in Kürze bin ich wieder hier und gedenke bald für ewig in eurer Nähe zu bleiben. Du, Liba, — ſcherzte er, — bereite nur den Hochzeitsſchmuck, denn lange will ich nicht mehr harren, und mich brennt es, dich in meinen Burghallen zu ſehen, die mir ſo öde und verdüſtert dünken, weil kein freundliches Weſen in denſelben waltet. Haltet mich nicht auf, — wehrte er, als die Frauen ihn baten, noch zu weilen — Was geſchehen muß, geſchieht am beſten bald."

Noch einmal ſchloß er das ſtill gewordene Mädchen an ſich, küßte die entquellenden Thränen aus ihren Augen und eilte hinab, wo der ſcharrende Hengſt ungeduldig ihm entgegen wieherte.

Guntram war ein ſchöner und feingeſitteter Jüngling. Hochgewachſen, waffenkundig und gewählt in Sprache und Manieren, gewann er ſich raſch die Gunſt des Pfalzgrafen, und da dieſer gerade eine Geſandtſchaft nach Burgund zu ſenden hatte, wählte er ihn zu einem der begleitenden Ritter. Der Auftrag war ehrenvoll, und obwohl ungern, mußte der Jüngling ihm entſprechen. Er ſandte einen Boten an Liba, kündigte ihr ſeine Ernennung an und bat ſie, ſeine Verzögerung zu entſchuldigen.

Das Mädchen vernahm die Botſchaft mit geheimem Herzklopfen, und obgleich ſie ſich ſelbſt ſchalt und es eine Thorheit nannte, ſo vermochte ſie doch nicht eine unerklärliche Befangenheit zu unterdrücken, die ihre Seele mit ahnendem Grauen erfüllte. Es war ihr, als wenn ein leichter Nebelſchleier ſich über die Sonne ihres Glückes gezogen hätte und als wenn die Zukunft ihr ein Unheil bringen müſſe, von deſſen Exiſtenz ſie freilich keine Rechenſchaft, von deſſen Charakter ſie keine Erklärung weder finden noch geben konnte.

Sie war ſeit dem letzten Abſchiede von Guntram nicht mehr ſo froh und heiter wie vordem, und dieſe innere Verdüſterung trug ſich auch unwillkürlich auf die Natur über, denn ihr war, als wenn die Sonne nicht mehr ſo hell und klar, die Blumen nicht mehr ſo lieblich und die Vögel nicht mehr ſo luſtig wären. Ihr Gärtchen machte ihr keine Freude mehr und am liebſten ſaß ſie am Fenſter und ſchaute den Weg entlang, auf dem er zurückkommen mußte.

Guntram hatte während dieſer Zeit der Aufforderung ſeines Lehensherrn entſprochen und ſeine Geſchäfte in Burgund erledigt. Mit erleichtertem Herzen kehrte er nach Hauſe zurück, und die Ungeduld, Viba bald wieder zu ſehen, beflügelte ſeine Schritte, ſo daß er ſeinen Gefährten weit vorauseilte.

Eines Tages ſchlug er einen kürzeren Seitenweg ein, der durch einen Forſt führte, in welchem er ſich verirrte. Lange forſchte er, ob er Jemanden finde, der ihn zurechtweiſen könne, aber immer vergebens, bis er endlich an eine Burg kam, die in dem Forſte verſteckt, ein alterthümliches, vom Zahn der Zeit angenagtes Ausſehen beſaß.

Erfreut ritt der Verirrte in den, mit Gras überwucherten Hof und gab ſein Pferd einem ihn mit erſtaunt aufgeriſſenen Augen anſtarrenden, Burſchen, der ihn wie eine Erſcheinung aus einer fernen Welt zu betrachten ſchien.

„Wo iſt der Herr?“ — frug der Ermüdete — und ſchweigſam deutete der Burſche nach einem grauen mit Epheu umſponnenen Thurm, nach deſſen Eingang der Angekommene ſofort ſchritt.

Eine ſonderbare Beklommenheit erfaßte den Jüngling, als er die ſteinerne Treppe hinaufſtieg und jeden ſeiner Tritte echoend wiederhallen hörte.

Es kam ihm vor, als befände er ſich in einem verzauberten Schloſſe und alle die Ammenmährchen, die er gehört oder geleſen hatte, traten ihm vor die Seele und nickten ihm zu, wie einem erwarteten Bekannten.

Oben angelangt, empfing ihn ein Greis, welcher ſich als den Burgmeiſter zu erkennen gab und ihn in ein halb düſteres Gemach führte, wo er ihn zu harren bat, bis er gemeldet wäre.

Voller Staunen über den befremdenden und feierlichen Empfang trat er ein und ſah ſich plötzlich einem verſchleierten Bilde gegenüber, das unheimlich, wie die ganze veraltete Umgebung, ihm entgegenblickte.

Neugierde ſowohl, als auch ein unwiderſtehlicher Trieb, das verſchleierte Geheimniß zu erforſchen, welches die Burg zu bergen ſchien, hob er den Schleier, trat aber überraſcht alsbald zurück, denn ein wunderholdes Frauenbild blickte ihm voll und lächelnd entgegen. Zugleich war es ihm, als zittere ein harmoniſcher Harfenklang durch das Gemach und töne melancholiſch aus.

Der Jüngling hatte ſich noch nicht von ſeinem Erſtaunen erholt, als der Burgmeiſter wieder erſchien und ihn einem hageren und gebeugten Greiſe vorführte, der ihn als der Herr des Hauſes empfing.

„Es iſt ſelten, Ritter, daß uns ein Fremdling beſucht; doch ſeid verſichert, daß, wenn wir auch ein wenig vereinſamt wohnen, wir doch die Geſetze der Ritterlichkeit nicht verlernt haben. Seid uns daher willkommen!“

Der Greis ſprach ſtolz zwar, aber mit gedämpfter Stimme und ſchien überhaupt eine wandelnde Ruine vergangner Zeit zu ſein. Guntram fühlte eine eigenthümliche Scheu, doch höflich wie er war, unterdrückte er dieſelbe und antwortete mit eben ſo viel freundlichem Entgegenkommen, als ihm der Burgherr gezeigt hatte.

Nach und nach gewöhnte er ſich an das Düſtere, welches Alles umgab, und als er endlich einige Humpen edlen Weines mit dem Hausherrn im traulichen Geſpräche genoſſen hatte, löſte ſich ſeine Zunge und er ſprach von Allem, was die Ritterwelt in damaliger Zeit berührte: von Politik, Turnieren, Fehden und Liederkunſt.

„Auch Ihr ſcheint Freund des edlen Minneſangs zu ſein, Herr Ritter, denn dort ſchaue ich eine Harfe, die über ihre Unthätigkeit zu trauern ſcheint.“

Er ſchaute bei dieſen Worten auf den Burgherrn und wollte durch dieſe Wendung auf das verſchleierte Bild kommen. Aber er ſtockte, als er das Geſicht des alten Herrn ſich verfinſtern ſah, der ſeufzend mit der mageren Hand ſich über die feucht gewordenen Augen fuhr.

„Ihr habt Recht, Ritter, — ſprach dieſer dann traurig. — Einſt tönte ſie voll und klar, wie liebliche Himmelsmuſik, jetzt aber ſind ihre Saiten zerriſſen, wie mein Lebensglück. Gute Nacht, Ritter, ſchlaft wohl, wenn ihr könnt.“

Nach dieſen Worten erhob er ſich und ließ ſich von dem Burgmeiſter in ſein Schlafgemach führen. Der Jüngling aber blieb beſtürzt, denn er erkannte, daß er die Wunde berührt hatte, die dem vereinſamten Hauſe den dumpfen Wehcharakter gab. Er ward bei dieſem Gedanken traurig.

Der Burgmeiſter fand ihn bei ſeinem Zurückkommen an dem Tiſche ſitzen und die Stirne in die Hände vergraben.

„Ritter, — sprach derselbe, — mein Gebieter bittet euch, noch einen Tag bei ihm zubringen zu wollen und entschuldigt sich, daß er euch so plötzlich verlassen hat. Ihr seid aber auf ein Thema gerathen, das immer auf das Neue die Wunde öffnet, welche ihn alt und einsam gemacht hat."

„Ein seltsames Geheimniß webt in dieser Burg, wollt ihr mir es nicht erklären", — erwiederte Guntram.

„Warum nicht, Ritter. Folgt mir in euer Gemach, auf dem Wege erzähle ich es euch."

Guntram erhob sich und schritt dem Burgmeister in das anstoßende Gemach nach, in welchem das verschleierte Bild hing.

„Halt, — sprach er da plötzlich, — vorerst kündet mir, warum dieses holde Antlitz hinter dem tückischen Schleier verborgen wird?"

„Habt ihr sie schon gesehen? — frug der Angeredete. — Das ist die Tochter des Hauses, in der Zeit, als sie noch unter uns lebte in herrlicher Pracht. Ihr seht, wie sie schön war; leider aber war sie kokett und eigenwillig, aber trotzdem mußte man sie lieb haben, denn sie war bezaubernd, wie eine neckende Fee."

Hier schwieg der alte Mann wie in stiller Trauer, dann aber fuhr er fort:

„Viele Freier bemühten sich um ihre Hand und darunter auch ein Jüngling, der der letzte Sprosse eines angesehenen Hauses, zugleich auch die Stütze einer altersschwachen Mutter war, welche er mit hoher Verehrung pflegte.

„Das Mädchen war, wie schon gesagt, ein munteres, lebensfrohes Ding, voller Launen und abenteuerlichen Einfälle. Von allen ihren Freiern verlangte sie unausführbare Sachen und wies sie auf diese Weise ab. Nur der genannte Jüngling blieb treu, denn er liebte sie, und schon mehreremals hatte er das Unmögliche für sie gethan. Als letzte Probe gab sie ihm auf, in die Todtengruft zu steigen und ihr eine goldene Krone zu holen, die eine seiner Aeltermütter auf dem Haupte haben solle. Er stieg auch wirklich hinab, um die Gräber zu entweihen."

„Die Strafe Gottes blieb nicht aus. An dem anderen Morgen fand man ihn todt in der Gruft, die hinweggenommene Krone noch in den Händen. Ein herausgefallener Gewölbstein hatte ihn erschlagen."

„Die Mutter, als sie die Schreckensnachricht empfing, legte sich augenblicklich nieder und starb wenige Tage darauf. In ihrem letzten Augenblicke aber fluchte sie dem thörichten Mädchen, das Schuld an dem Tode ihres Sohnes trug. Von dieser Zeit fing diese an zu siechen, und endlich starb sie auf den Jahrestag des Vorfalls. Aber als man sie beerdigen wollte, war der Sarg leer und der Leichnam verschwunden."

Während dieser Erzählung waren sie in das Schlafgemach gekommen. Der Burgmeister stellte das Licht auf einen kleinen Tisch und bot ihm gute Nacht. An der Thüre aber kehrte er nochmals um und sprach:

„Herr Ritter, solltet ihr vielleicht während der Nacht etwas Auffallendes vernehmen, so betet ein Vater unser und schlaft weiter."

Er war fort und seine Schritte dröhnten wieder hallend zu dem erregten und in Spannung versetzten Jüngling.

Der genossene Wein sowohl, als die letzten Worte des Burgmeisters, versetzten Guntram in eine fieberhafte Aufregung. Was sollte er hören? Was konnte der Alte meinen? Welche Art von Spuck herrscht hier in der Burg? Das Alles waren Fragen, welche seinen Kopf durchkreuzten und seinen Geist wirbeln machten. Der Schlaf floh seine Augen, und angekleidet warf er sich auf das Lager, um wenigstens seinen Gliedern einige Ruhe zu gönnen.

Er verfiel in einen Halbschlaf. Plötzlich war es ihm, als töne ein leises Rauschen, wie von einem Frauengewande, aus dem anstoßenden Gemache. Er fuhr auf und lauschte. Alles war still, und unmuthig über sich selbst, wollte er wieder sein Haupt in den Pfühl vergraben.

Jetzt aber klang ein süßer Harfenton zu ihm, flüchtige Finger fuhren über die klingenden Saiten und eine liebliche, aber traurige Stimme fing zu singen an.

Mit einem Gemisch von Grausen und Entzücken über die liebliche Weise, sprang er auf und trat leise an die Thüre, durch deren Spalt er das zu Körper gewordene Porträt, im leichten Nachtgewande und die goldene Harfe auf dem Schooße, erkennen konnte. Ueber ihrem lieblichen Gesichtchen lag ein Zug tiefer Melancholie, und als sie geendigt hatte, ließ sie mit einem schmerzlichen Mißakkord, der wie ein schneidender Wehruf klang, die Harfe auf die Erde gleiten.

Guntram hielt ſich nicht länger zurück. Er öffnete die Thüre und trat zu ihr ein. Das Mädchen ſchaute auf, aber nicht erſchrocken oder voll Zürnen, ſondern mit einem vollen trauernden Blick der Liebe, der tief in die Seele des Jünglings drang. Seiner Sinne nicht mehr mächtig, ſank er vor ihr nieder und küßte ihre ihm überlaſſene Hand. Sanft zog ſie ihn empor, und an ſeiner Bruſt, an welche ſie ſich feſt und innig ſchmiegte, überließ ſie ſich mit einem Schauer der ſüßen Luſt ſeinen Küſſen.

„Du liebſt mich," — hauchte ſie.

„O, mehr als mein Leben," — entgegnete er voll Schauer und Beben.

Das Mädchen nahm einen Ring und ſteckte ihn an ſeinen Finger. Stürmiſcher wollte er ſie jetzt an ſein Herz ſchließen, aber da krächzte ein Todtenkäuzchen, und ſtatt der ihm Entgegenglühenden hielt er eine ſtarre Leiche in den Armen.

Voll wahnſinnigen Schrecks fuhr er empor und taumelte in ſein Gemach, wo er betäubt auf ſein Lager ſank.

Als an dem folgenden Morgen die wärmende Sonne ſich golden durch die Gardinen ſtahl, erwachte er aus ſeinem todtenähnlichen Schlafe, rieb ſich die Augen und ſammelte ſeine Gedanken.

Er glaubte einen wüſten Traum gehabt zu haben; aber ſein Blick fiel auf den Ring an ſeiner Hand und mit Entſetzen erkannte er, daß das Erlebte Wahrheit und kein Traum war.

Er wollte den Ring abſtreifen und fortwerfen, aber

er vermochte es nicht. Der Reif saß wie festgewachsen an seinem Finger. Unruhig und bleich schritt er in seinem Gemache auf und ab. Das Erlebte und der begangene Treubruch an Liba schüttelten seine Seele wie im Fieber, und er beschloß, augenblicklich abzureisen und den Ort zu fliehen, wo ihn der Taumelwahnsinn zu einer Handlung hingerissen hatte, die er tief bereuen mußte.

Der Burgvogt trat jetzt ein, um nach seinem Befinden zu fragen.

„Ihr scheint nicht gut geschlafen zu haben, Herr Ritter, Ihr sehet bleich und trübsinnig aus. Oder sollte . . .“

„Was ist das für ein Zimmer, in welchem wir sind?“ fiel ihn unterbrechend der Jüngling heftig ein.

„Das Einzige was bewohnbar ist. Das Fräulein besaß es einst.“

„Ja, ja,“ — seufzte Guntram, — „dort ist ihr Toiletten-Zimmer und darin habe ich sie gesehen.“

„Herr,“ — rief da der Burgmeister erbleichend, indem er auf den Ring zeigte. — „Wer gab Euch diesen Ring?“

„Sie selbst. Der Wahn riß mich fort.“

„So helf Euch Gott; in dreimal neun Tagen seid Ihr eine Leiche!“

Wie ein Verurtheilter starrte Guntram den händeringenden Diener an; er wollte fragen, aber die Zunge versagte ihm den Dienst; er wollte lachen, aber seine Züge verzogen sich zu einem Grinsen, und als er dabei

zufällig in den Spiegel sah, fiel er mit einem heiseren Schrei zu Boden.

Von wildem Fieber durchglüht sehen wir Guntram wenige Stunden später seinen Weg fortsetzen. In seiner Brust war es dumpf und schwer, und seine Augen glühten in brennendem Feuer. Ein Zug Raben, der krächzend über sein Haupt hinzog, ließ ihn zusammenschauern, während sein Pferd, als ahne es den Zustand seines Herrn, mit weit ausgeholten Schritten der Heimath zueilte.

Groß war die Freude des liebenden Mädchens, als sie den Langentbehrten wieder an den vollen Busen pressen konnte; zwar fühlte sie es gleich heraus, daß seine Seele verdüstert war und daß ihn ein Geheimniß preßte; aber sie erkannte auch, daß das männliche Herz von anderen Lasten bedrücket wird, als das weibliche, und daß des Mannes Seele nicht immer den heitren Sonnenglanz des Himmels zurückstrahlen kann.

Guntram dagegen, welcher in der Nähe der Geliebten sich erleichtert fühlte und dem es bei ihr war, als schmelze eine kalte Rinde von seiner Brust, drängte mit fieberhafter Ungeduld zu der Hochzeit, und Liba konnte nur willige Küsse entgegensetzen, denn sie sehnte es ebenso wie ihn, dem geliebten Manne bald ganz anzugehören.

Der Tag der Einsegnung erschien endlich; Guntram schritt mit der frohen Hoffnung an den Altar, daß der Zauber, der ihn umstrickte, sich nach dem priesterlichen Segen lösen werde, und heute zum erstenmale fühlte er

ſich glücklicher und ruhiger, und ſeine Stirne war wolkenfrei.

Mit ſüßen und tiefen Gefühlen des wichtigen und für ihn ſo herrlichen Schrittes, den er zu thun im Begriffe war, trat er an den Altar. Der Prieſter las das Riturnell und fügte die Hände zuſammen; da aber erbleichte er, wankte, und ſtürzte mit dem Ausdrucke des wahnſinnigſten Erſchreckens mit lautem Schreie zu Boden.

Beſtürzt trug man ihn zu Bette. Liba, ſelbſt der Verzweiflung hingegeben, warf ſich über ihn und rief unter ſtrömenden Thränen ſeinen Namen.

Endlich erwachte er. Befremdet ſchaute er umher; nach und nach beſann er ſich; Thränen entſtürzten ſeinen Augen, und ſchluchzend barg er ſeinen Kopf an dem Buſen der Geliebten.

Als er ruhiger geworden, erzählte er ihr den Vorfall auf der Waldburg; er geſtand ihr, wie der Wahnſinn ihn hingeriſſen, und wie die Todte an den Altar gekommen und ihre Hand in die Seine gelegt habe.

„Liba," — flehte er, — „ich büße meine Schuld mit dem Tode; verzeihe mir und werde meine Gattin, ehe ich hinübergehe, denn ich fühle es, daß ich ruhelos wandeln müßte und ewig unglücklich bliebe."

Das Mädchen küßte mit ſtillem Schmerze ſeine brennenden Lippen, eilte zu dem Prieſter und brachte ihn an das Bett des Todtkranken; die Trauung wurde vollzogen und nachdem er ſeine Gattin noch einmal an ſein Herz geſchloſſen, ſeufzte er tief auf, deutete nach Oben und ſank als Leiche zurück.

Keine Thräne entquoll dem Auge der troſtloſen Gattin mehr; ihr Gram war zu tief und nagte an ihrem Leben. Still trat ſie in ein Kloſter ein und wenige Jahre ſpäter entſchlummerte ſie, um mit dem Gatten dort drüben ſich zu vereinen.

Die alte Mutter überlebte den Tod der Tochter nur um wenige Monden.

Heimburg.

Ueber dem herrlich gelegenen Niederheimbach ragen hoch oben die Trümmer der Burg Heimburg empor, in deren Nähe, auf einem naheliegenden Felſen, eine andere Burg, Sonneck, mit majeſtätiſchem Ernſte in das Fluthenthal herniederſchaut.

Die Heimburg ſoll in grauer Vorzeit von Sueno erbaut worden ſein, der als einer der tüchtigſten und krieggewandeſten Häuptlinge bezeichnet wird, welche unter dem Könige Pharamund gegen Rom und Römiſch-Gallien ſtritten.

Von Pharamund ſoll Worms erbaut ſein, das im Anfange Pharamundia, dann Pharmatia — Vormatia — Worms hieß. Das bei Worms gelegene Frankenthal ſtammt ebenfalls aus jener Zeit, indem daſelbſt der Bruder Pharamunds, Mörocus, ſein Heer mit demjenigen ſeines Bruders vereinigte. Auch das in der Nähe von Frankenthal liegende Dorf Möriſche — das erſt Morolsheim geheißen, — dürfte auf den obigen Namen hinweiſen und mit jener Zeit in Verbindung zu ſetzen ſein.

Kehren wir jedoch zur Heimburg zurück.

Sueno wurde zum Befehlshaber der Truppen ernannt, welche das neu unterworfene nördliche Gallien beſetzt halten mußten, während Pharamund zurückkehrte, um einem, vom Süden drängenden Feinde entgegenzuziehen.

Eines Tages empfing er die Botſchaft, daß ſeine Tochter, welche nach dem Tode der Mutter ſeine ganze Zärtlichkeit beſaß, mit einem Knaben niedergekommen ſei. Beſtürzt und dann in wilder Wuth über die ſeinem Hauſe widerfahrene Schmach, eilte er nach Hauſe, und als das bebende und weinende Mädchen den Verführer nicht nennen wollte, traf ſeine gewichtige Fauſt ſie ſo gewaltig, daß ſie als Leiche zuſammenbrach.

In ſich gekehrt verblieb Sueno auf ſeiner Burg, denn Wehmuth und Groll verdüſterten abwechſelnd ſein Herz. Da kehrte eines Tages Pharamund auf derſelben ein und bat nach den Begrüßungen um die Hand der Getödteten.

Schweigend führte ihn der Vater an ihr Grab, und als es zur Erklärung kam und die Ursache des Todes genannt ward, ergriff es den König in Schmerz und Wuth und er rannte in jäher Aufwallung dem Vater das Schwert in das Herz.

Trauernd nahm er sodann den Knaben und ritt mit ihm fort, denn es war sein Kind, und er war der Verführer.

Loch.

In der Nähe der obigen Stadt erhebt sich ein steiler Fels, der Keberich genannt. In ihm sollen von Alters her die Bergmännchen gewohnt haben, und manchen Spuck erzählt man von ihnen, den sie den Menschen theils im Guten, theils im Bösen angethan haben. Letzteres jedoch nur denjenigen, die sie beleidigt hatten oder die hartherzig die Pforten ihrer Burg oder ihres Herzens den Anpochenden verschlossen hielten.

Eine der schönsten Sagen ist diejenige von der Teufelsleiter, welche ich in Folgendem auch erzählen will.

Sibo von Lorch war nach dem Tode seiner Ga... ein mürrischer, grämlicher Alter geworden, den nur den Anblick seiner heranblühenden Tochter, welche das Ebenbild der Mutter zu werden versprach, erheitern konnte. Menschenscheu schloß er sich auf seiner Burg ab und versagte dem Wandernden oft die gastliche Aufnahme, weßhalb man sein Haus auch floh und ihn mied.

Eines Abends klopfte es — seit langem das erste Mal wieder — an der Pforte seiner Besitzung. Der Ritter, der heute gerade mißmuthiger gestimmt war, ohne so recht zu wissen warum, ergriff die Gelegenheit, seinem Unmuthe Luft zu machen und trieb den um Gastfreundschaft Bittenden mit Schelten und bösen Worten hinweg.

An dem anderen Tage, als er nach seinem Töchterchen frug, hieß es, daß sie, nach einem Schmetterlinge haschend, in das Freie geeilt sei, und daß man sie von da an nicht mehr gesehen habe.

Eilig sandte er Boten aus, sie zu holen; aber unverrichteter Sache kehrten diese gegen Mittag zurück und brachten nur die Erzählung eines Hirten als einzige Kunde von dem Mädchen mit, der gesehen haben wollte, wie zwei graue Männchen, das bis zum Kederich sich tummelnde Mädchen an den Händen gefaßt und den steilen Hang mit ihm hinaufgelaufen seien.

Groß war der Schreck des Ritters. Flugs eilte er an den Felsen und rief sein Kind mit Namen, und siehe, herbeigeführt von einem grauen Männchen, erschien es oben und winkte ihm zu. Das Männchen aber rief: „Das ist der Lohn für die gestern Abend mir ver...

sene Gastlichkeit, Herr Ritter, und nur wenn ihr ihre Gesetze heiliger haltet, bekommt ihr das Mädchen wieder zurück." Mit einem lauten Gelächter führte der Rufende das Kind wieder hinweg und ließ den Vater seinem Schmerze zur Beute.

Jahre vergingen; der Ritter kehrte täglich an den Kederich und schaute nach seinem Töchterlein, das des Morgens und des Abends an dem Hange spazieren ging und oft sehnsuchtsvoll in die Ferne blickte. — Es war herangereift und eine unbestimmte Sehnsucht sowohl, als auch die kindliche Liebe, machten ihr den Aufenthalt auf dem Berge überdrüssig.

Nun war es, daß ein früherer Spielgenosse des Mädchens, mit den goldenen Sporen geschmückt, zurückkehrte und sich alsogleich auf die Burg des Ritters Sibo begab, um ihn wie auch sein Töchterlein zu grüßen. Mit Schrecken hörte er, was vorgefallen war, und eilig brach er nach dem Kederich auf, um zu versuchen, ob es ihm gelingen würde, sie zu befreien.

Oben wandelte wieder das Mädchen, vom Strahle der untergehenden Sonne rosig angehaucht, und schien in ihren schneeigen Gewändern eine Erscheinung aus einer höheren Welt zu sein. Alle Liebe, welche der Jüngling schon seit Kindheit im Herzen fühlte, und welche mit ihm zur jugendlichen Reife aufgewachsen war, durchzitterte ihn mit mächtigem Flügelschlage, und weinend und ihren Namen rufend, schlug er an den Felsen, bis er ermattet niedersank und seinen heißen Kopf in die Hände vergrub.

Lange mochte er so gesessen haben, denn die Sonne war schon gesunken und ihr letzter Goldblick am Horizonte verschwunden, während ernst und trauernd die Nacht heraufzog und der Mond und die Sterne mit mildem Strahle Flur und Hain überflutheten. Immer noch saß er unbeweglich und sann, wie er sie befreien könne; aber all sein Sinnen war umsonst, denn unmöglich war es, den Kederich zu besteigen, um die Jungfrau herab zu holen.

„Ach! — seufzte er laut — wer hier doch Hülfe brächte!"

„Warum so traurig, Ritter — lispelte da ein graues Weibchen, das plötzlich vor ihm stand. — Willst du das Mädchen befreien, so kehre morgen Abend hierher zurück, denn es ist jetzt Zeit, daß sie freit, und streng genug ist ihr Vater bestraft."

Der Jüngling erholte sich von seinem Erstaunen und frug sie, wer sie wäre und ob sie ihm auch wirklich helfen könne.

„Ist's doch mein Kind geworden, seid sie bei uns wohnt und hab' ich doch für sie gesorgt wie eine Mutter. Sie erzählte mir oft von euch, und da ich euern Schmerz sah, so fühlte ich Erbarmen und will euch helfen, wenn anders ihr gesonnen seid, sie zu euerem Gemahl zu verlangen, denn sie ist jetzt groß und bleicht vor Sehnsucht immer mehr und mehr ab."

Der Jüngling schwur, daß er nur sie und keine Andere geliebt habe und lieben könne, und mit freundlichem Kopfnicken hörte das Weibchen zu und lobte seine Gesinnung.

„Kommt nur morgen Abend wieder und steigt hinauf, für den Weg will ich schon Sorge tragen.“ — Mit diesen Worten verschwand sie wieder so plötzlich, als sie gekommen war, und der Jüngling kehrte hoffnungsvoll und freudigen Herzens zu dem Vater zurück und erzählte ihm das Vorgefallene, und wie er morgen Abend sie herabzuführen gedächte.

An dem anderen Abend zog der Vater mit dem Jüngling aus und fand am Rederich eine Leiter aufgerichtet, welche bis zum Gipfel reichte. Muthig sprang Letzterer ab und erstieg die Sprossen, während der Alte mit bangem Herzklopfen dem die schwindelnde Höhe erklimmenden Jünglinge nachsah. Oben angekommen, schwenkte er unter lautem Jubel sein Barett und trat dann in die vor ihm sich ausbreitende Wiesenflur, um seine Nachforschungen nach der Jungfrau zu beginnen.

Wenige Schritte hatte er zurückgelegt, als er sich plötzlich in eine feenhafte Gegend versetzt sah. Herrliche nie gesehene Blumen dufteten ihm süß entgegen, krystallhelle Bächlein murmelten und hüpften über diamantfarbenes Gestein und liebliche Stimmen flöteten liebelockend in den nahen Gebüschen. Leuchtende Käfer durchschwirrten die Luft und tranken den Thau aus den Kelchen der Blumen oder gaukelten im Spiele.

Wie in einem entzückten Traume schritt der Jüngling weiter und trat in einen dichten Wald von Blumenbäumen, aus dessen Tiefe ein farbiger Schimmer ihm entgegenleuchtete. Hingekommen an diese Stelle, sah er sich einer Höhle gegenüber, deren Wände glitzerten und leuchteten und den Schein veranlaßten, der ihn angelockt

hatte. In der Höhle aber fand er auf einer grünflammenden Moosbank die rosige Jungfrau, welche schlief und in einem glücklichen Traum befangen die Arme ihm entgegenstreckte.

Der Jüngling sank vor ihr nieder und küßte ihr Gewand; sie erwachte bei der fremden Berührung, erschrack und wollte fliehen. Er aber hielt sie zurück, gab sich zu erkennen und versprach sie zu ihrem Vater zu bringen; nun erkannte sie den Jugendfreund wieder und in holder Verschämtheit ließ sie sich von ihm in die Arme schließen und duldete seine Küsse.

Ein finsteres Brummen störte sie aus ihrem Rausche. Ein Zwerg stand vor ihnen, dessen finster blickende Augen den Eindringling zu durchbohren schienen; nun aber kam das Weibchen getrippelt, das den Jüngling hergewiesen hatte und sprach mit ihm einige Worte in fremder Sprache. Nach einigem Hin- und Wiederreden fingen Beide an zu lachen und der Kobold sprach:

„Nun Junker, die Braut ist euer, denn gegen Weiberlist kämpfen selbst wir vergeblich; führt sie zurück und verletzet nie die Gesetze der Ritterlichkeit und Gastfreundschaft, denn sonst würdet ihr unglücklich werden, mehr noch als der alte Sibo."

Dankbar und froh wollte der Jüngling das Mädchen mit fort nehmen; aber da trat der Kleine dazwischen: „Nicht doch, Junkerlein, kehr nur den Weg zurück, den du gekommen, das Pflegkind wollen wir schon besser geleiten."

Hierauf nahm er das Mädchen bei der Hand und führte es fort. Der Jüngling aber, nachdem sie ihm

entschwunden war, kehrte froh und eilig den Weg, den er gekommen, wieder zurück.

Unten fand er das Mädchen schon in der Umarmung des entzückten Vaters und als man Abschied von den Kobolden nahm, übergaben sie dem weinenden Mädchen noch ein Kästchen und sprachen kosend: „Das ist dein Brautschatz mein Kind und wenn du Hochzeit machst, so kehren wir wieder bei dir ein."

Und also war es. Hochzeit wurde fröhlich abgehalten und als die Gäste sich entfernt hatten und die jungen Verlobten noch ein wenig beisammen saßen, um von ihrer Zukunft zu plaudern, sahen sie die beiden Kobolde hereinkommen, welche Geschenke brachten und gar erfreut sich zeigten, das Pflegekind als glückliche Frau zu sehen.

Glück und Friede herrschte auf der Burg, und bald umspielten liebliche Enkel den alten Sibo, dessen Düsterheit seit der strengen Lehre ganz verschwunden war.

Die Leiter blieb noch lange Zeit stehen, bis sie zusammenfiel. Das Volk hat sie Teufelsleiter genannt, welchen Namen die Wand noch heute führt.

Pfalzgrafenstein.

Unterhalb Bacharach erhebt sich, Caub gegenüber, auf einem Felsen inmitten des Rheines ein düsteres Kastell, der Pfalzgrafenstein genannt.

Es mochte wohl errichtet worden sein, die Schifffahrt auf dem Strome zu beherrschen; dagegen aber wird auch ein Gemach in demselben gezeigt, in welchem die Pfalzgräfinnen ihre Niederkunft haben abhalten müssen. Man leitet die Erbauung des Kastells aus dieser letzteren Bestimmung her, und erzählt nachfolgende Sage hiervon.

Pfalzgraf Konrad von Staufen — ein Halbbruder Kaiser Friedrichs I. — an den die Pfalzgrafschaft nach dem Tode des Hermann von Stahleck gefallen war, besaß eine blühende Tochter Agnes, aber keinen Sohn. Mächtige Fürsten buhlten um die Gunst der reichen Erbin, aber vergebens; sie hatte ihr Herz schon an einen verschenkt, der herrlich in seiner Jugendfülle, zugleich ein Mann war unerschrockenen und heldenmüthigen Sinnes und voller Klugheit und Entschiedenheit. Der Auserwählte war Heinrich der Löwe, das nachmalige Haupt der Welfen.

Heinrich hörte von der unvergleichlichen Schönheit und Anmuth des Mädchens und beschloß, an den Rhein

zu ziehen, um sie zu schauen. Als Pilger verkleidet kam er in das Schloß des abwesenden Pfalzgrafen, und da sein Anstand ein ritterlicher war, so wurde er vor die Frauen geführt, um diesen den langen Abend durch die Erzählung seiner Erlebnisse zu verkürzen.

Staunend stand er vor der lieblichen Agnes und der seinem Vater einst bestimmten schönen Gräfin, und konnte sich nicht satt sehen an der Lieblichkeit des Mädchens, das unter seinen bewundernden Blicken erröthete. Sein Herz wallte auf, und er fühlte wie ein warmer Strom sich in dasselbe ergoß und sein ganzes Sein erfüllte. Aber auch die Jungfrau blieb nicht gleichgültig. Ihre Wange flammte und ihr Busen hob sich und ebenso wie ihm, griff auch ihr ein warmdurchdringendes Gefühl in das Herz und lockte einen Sehnsuchtshauch auf ihre Lippen, den sie aber zu unterdrücken wußte.

Die Mutter sah, so schnell der Impuls des Schauens und Bewunderns auch von Statten gegangen war, doch genug, um die Gefahr zu erkennen, die dem Herzen ihrer Tochter in der Nähe dieses Mannes drohen mußte. Nach wenigen Worten verabschiedete sie den Pilger und nahm sich im Stillen vor, seine Abkunft erforschen zu lassen; denn daß er ein Edeler war, hatte sie ihm angemerkt.

Es ward dieses jedoch unnöthig. Der Pilger ließ sich nochmals bei ihr melden, gab sich ihr zu erkennen und bat sie, bei dem Pfalzgrafen dahin zu wirken, daß seine Werbung nicht aus politischen Gründen zurückgewiesen würde.

Die erfreute Mutter, welche von vornherein eine gewisse Sympathie für den Pilger schon gefühlt hatte, berief augenblicklich ihre Tochter zu sich, stellte ihr denselben unter seinem wahren Namen vor und zog sich dann zurück, denn es sehnte sie, die Beiden in herzlicher Beziehung zu sehen.

Was sie wünschte, geschah. Agnes tauschte mit dem beredten und sie so tief berührenden Jünglinge Schwüre der Treue und sank froh weinend an die Brust der Mutter, als diese leise herbeikam, um den Bund zu segnen.

Anderen Tages zog Heinrich in seiner Verkleidung ab. Später wollte er als Herzog wiederkommen und offen und frei um die Geliebte werben.

So wie die Mutter ein innigeres Interesse daran fand, ihre Tochter mit Heinrich zu vermählen, fanden auch der Vater und der Kaiser ein Interesse daran, das Mädchen mit einem Manne ihres Stammes vermählt zu wissen. Kaum hörte daher Konrad von Staufen, daß sich der Welfe um seine Tochter, und zwar mit mehr Vortheil als die Anderen, bemühe, und kaum bemerkte er, daß seine Frau mit den Liebenden im Einverständnisse war, so gab er Befehl, das von ihm erbaute Rheinkastell für die Aufnahme von Frauen herzurichten und schloß seine Tochter in demselben ab.

Die Mutter jedoch, welche sich durch diese Handlung verletzt fühlte, dachte an Gegenlist, sandte augenblicklich einen Boten an Heinrich mit der Nachricht von dem Geschehenen und forderte ihn auf zu kommen und heimlich seinen Bund mit Agnes einsegnen zu lassen.

Heinrich ließ natürlich nicht auf sich warten. Ein Priester wurde erkauft und von der Mutter verkleidet auf das Kastell gebracht. Der Jüngling dagegen warf sich in die Fluthen und gelangte schwimmend hinüber, wo bestochene Wachen ihm trockene Gewänder reichten und die Pforte öffneten.

Die Trauung wurde vollzogen und das junge Paar sich selbst überlassen.

Frohlockend eilte nun die Mutter zurück, um das Geschehene ihrem Gatten mitzutheilen. Sie wußte dabei ihre noch immer außergewöhnlichen Reize und hohe Liebenswürdigkeit so sehr zu entfalten, daß des Pfalzgrafen Zorn schnell besiegt und von den warmen Küssen der Gattin hinweggehaucht wurde.

Um sich jedoch für den ihm gespielten Betrug eine Genugthuung zu verschaffen, ordnete er an, daß Agnes sowohl als auch ihr Gatte so lange als Gefangene in dem Thurme bleiben müßten, bis sie einem Sohne das Leben gegeben hätten. Er selbst reiste aber eilig zum Kaiser, um diesen von dem Vorgefallenen zu unterrichten.

Gegen die unabänderliche Wirklichkeit konnte trotz allen Tobens und Aergers nicht angekämpft werden. Auch Letzterer mußte gute Miene zum bösen Spiele machen und seine Einwilligung nachträglich ertheilen. Daß aber Agnes und ihr Gatte gegen die bedingungsweise Gefangenschaft keine Widersprache erhoben, darf wohl vorausgesetzt werden.

Zur Erinnerung an diese glückliche Gefangenschaft in dem Thurme, soll das Gesetz erstanden sein, wonach

jede Pfalzgräfin ihre Niederkunft in dem Thurme hätte abhalten müſſen.

Gutenfels.

Ueber Caub thront mit ernſter Majeſtät das Bergſchloß Gutenfels, von den älteſten Urkunden Chaube genannt. (Von Cuba, Vorwache.)

In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lebte Philipp von Falkenſtein daſelbſt als Eigenthümer, deſſen Schweſter Guta als eine ſchöne, ſittige und mit hohem Geiſte begabte Dame geſchildert iſt.

Bei einem Turniere in Cöln war unter den anweſenden Gäſten auch Ritter von Falkenſtein nebſt Guta und Beide erfreuten ſich der hohen männlichen Kühnheit und der Lieblichkeit der teutſchen Frauen, welche an ſittigem Ernſt und Herzenstiefe weit über alle Frauen anderer Nationen ſtehen.

Guta, eine der Lieblichſten von Allen, zog bald die Augen des größten Theils der Ritter auf ſich, und be-

sonders schien einer derselben sich in ihren Anblick vertieft zu haben; denn wohin sie auch sah, immer begegnete sie den Blicken, die mit ehrerbietiger Huldigung auf sie gerichtet waren.

Der Ritter, dessen Blicke das Mädchen befangen machten und sie in eine unerklärliche Gefühlsaufregung setzten, war vollständig gewappnet, trug eine glänzend hervorstechende Rüstung und ritt ein elegantes, feuriges Pferd, aus dessen geringster Bewegung das ächte Blut der Race leuchtete.

Niemand kannte ihn, denn er trug das Visir geschlossen, und nur das Wort des Erzbischofs, dessen Gast er war, hatte ihm als ebenbürtig die Schranken geöffnet.

Eben ritt er an, und voll unbewußten Interessens schaute Guta ihm zu, wie er mit ruhiger Eleganz das wilde, kampflustige Pferd bändigte. Seine Augen begegneten den Ihrigen hierbei, und glühend lehnte sie sich zurück, indem sich ihre Lippen zu einem kleinen reizenden Lächeln öffneten und ihr Busen beklommen pochte.

Krachend trafen die Ritter aufeinander; Guta wagte fast nicht hinzusehen, bis ein Jubelruf ihr den Sieg des Unbekannten ankündigte.

Der Gegner wurde vom Herolde aufgehoben und der Sieger ritt um die Schranke, wie es die Sitte heischte. Vor Guta angekommen, senkte er die Lanze, und das durch diese Höflichkeit freudig überraschte Mädchen ließ in holder Verwirrung einen Handschuh fallen.

Der Ritter hob ihn alſobald auf und erbat ſich ihn als günſtiges Zeichen für ſeine Siege.

Guta konnte dieſe Höflichkeit nicht verweigern und ſah bald darauf ihren Handſchuh als Helmzier aufgeſteckt und flatternd zum Siege winken, welche der Träger erfocht.

Falkenſtein, welcher die Höflichkeit gegen die Schweſter nicht ungedankt vorüber gehen laſſen wollte, lud den Ritter auf ſein Schloß ein, und als dieſer mit Handſchlag zu kommen verſprach und ſich dann vor Guta verbeugte und zurückzog, mußte die Jungfrau die Hand auf das Herz preſſen, denn es war ihr, als wollte es ſpringen.

Wenige Tage ſpäter ſprach ein Ritter, gefolgt von zwei Knappen, in der Burg Chaube ein und wurde von Falkenſtein herzlichſt, von Guta mit entzückter und holdſeliger Verſchämtheit aufgenommen.

Als der Gaſt mit Guta ſich einige Zeit allein ſah, während der Bruder ſich für wenige Stunden beurlaubt hatte, brachte er die Rede auf das Turnier und ſchilderte mit beredten Worten den Eindruck, den ſie auf ſein Herz gemacht habe. Guta hörte die von innerer Erregung zitternde Sprache des Fremdlings mit wonnigen Schauern an und ihre Thränen, ſowie der ſanfte Händedruck gaben ihm Kunde, daß der Pfeil des flüchtigen Gottes ſich auch in ihr Herz gedrängt und es beſiegt habe.

Das Geſtändniß ihrer Liebe verwandelte die als ſtolz und kalt gekannte Dame auf das Vollſtändigſte. Schwach und hingebend ſchmiegte ſie ſich an die Bruſt

des Mannes und ihre Lippen boten den Seinen willige Küsse, während ihre halbgeschlossenen Augen in Wonne-Thränen schwammen.

Als der Rosseshuf des zurückkehrenden Bruders im Burghofe scholl, bebte sie von der Brust des Geliebten zurück und bemühte sich ihre Verwirrung, so gut es gehen mochte, zu verbergen.

Mit einem innigen Liebesblicke ergriff der Ritter jetzt der Jungfrau Hand und sprach leise, aber ernst:

„Verzeihe, Geliebte, daß ich das Geheimniß deines Herzens hervorgelockt habe, ohne jetzt ihm die glückliche Folge geben zu können, bei deinem Bruder um dich zu werben. Harre aber nur wenige Monden noch, dann sollst du mich unter meinem wahren Namen und mit allen Zeichen meines Standes geschmückt wieder sehen, um nie mehr von dir mich zu trennen."

„Ich gelobe dir Treue bis in den Tod," — hauchte das Mädchen und enteilte, um dem forschenden Auge des Bruders zu entgehen.

Monde schwanden. In Teutschland waren Zwiespalte ausgebrochen und zwei Kaiserparteien befehdeten sich um den schmachvoller Weise käuflichen Thron.

Die eine, welche Richard von Cornwallis gegen Alphons von Castilien begünstigte, blieb in Oberhand und Ersterer wurde in Frankfurt a. M. mit der Kaiserkrone geschmückt.

Falkenstein, welcher für Richard Partei ergriffen hatte und ausgezogen war, kehrte nach der heimathlichen Flur zurück, wo Guta still und mit sinnigem Vertrauen dem Geliebten entgegen harrte. Als aber Wochen ver-

ſtrichen und das ſehnſüchtig ausſpähende Mädchen immer noch keine Nachricht von ihm empfing, wurde ſie betrübt und ihre roſigen Wangen bleichten mehr und mehr ab. Ja, als Monate wieder vergangen waren, grämte ſie ſich im Glauben an ſeinen Tod oder ſeine Untreue und verſchloß ſich in ihr Gemach, um zu weinen und zu beten.

Der Bruder hielt ſie für krank, und da nichts ſie ihres Trübſinns entreißen konnte, ließ er ſie gewähren.

Eines Morgens war die Sonne ſo recht in herrlicher Friſche aufgegangen. Ihr goldner Strahl überhauchte das dampfende Thal mit einem ſanften Incarnat, und ſpiegelte ſich funkelnd in den Wellen des Rheines, welche ihn auf die Fenſter der Burg warfen, daß ſie zu brennen ſchienen.

Alles ward munter in der Burg ſowohl als auch unten in dem kleinen Dörfchen, dem heutigen Caub. Graue Rauchſäulen ſtiegen wirbelnd in die reine Luft; der Winzer ſchritt rüſtig nach den mit Reben bepflanzten Höhen, während ein flachshaariger und bloßbeiniger Knabe mit einem langen Stecken die Kühe zur Weide trieb und ſchreiend und laufend ſein Herrſcheramt geltend machte.

Reinlich gekleidete Mädchen ſchritten mit Körben auf den blondhaarigen Köpfen nach der Burg hinauf, wobei ſie ſich die unſchuldigen und kleinen Begebenheiten erzählten, welche geſtern Abend ihnen aufgefallen waren oder über eine oder die andere Bemerkung laut und fröhlich lachten.

Plötzlich tauchte von der Straße, welche dem Rheine sich entlang zog, eine Reiterschaar auf, deren Gehänge und Waffen in der Sonne funkelten. Im scharfen Trabe ritten sie durch das Dörfchen, deren Bewohner mit verwunderter Neugier der glänzenden Schaar nachschauten, und nach Chaube hinauf, wo der durch den Thürmer benachrichtigte Edelherr sie am Portale empfing.

„Gott zum Gruß, edler Ritter und einstiger Gastfreund!“ — rief der Vornehmste von den Reitern, die Hand dem Falkensteiner entgegenstreckend.

„Gott zum Gruß, mein König, steigt ab und laßt es euch in meinen Hallen wohl sein!“ — erwiederte mit biederem Händeschütteln der freudig überraschte Ritter.

Leicht und behend sprang Richard aus dem Sattel und nochmals die Hand des Ritters schüttelnd, trat er mit demselben in die Burg.

„Und wo ist eure schöne Schwester, Ritter?“ — frug der König munter, doch augenblicklich wurde er ernst, denn traurig erwiederte der Wirth: „Verzeiht, daß sie nicht schon hier ist; aber sie scheint krank und verzehrt in sich selbst.“

„Bringt ihr die Botschaft, Ritter, daß König Richard ihre Hand begehre; das wird sie erwecken und ihre Krankheit heilen.“

„Ich zweifle daran; denn Guta ist hochgesinnt und selbst eine Krone bringt sie nicht von ihrem Entschlusse ab. Sie will nicht heirathen und hat schon viele und edle Freier abgewiesen. Doch euch zu Liebe frage ich noch einmal bei ihr an.“

Der Falkenſteiner ging, und Richard ſchritt in banger Erwartung in dem Gemache auf und ab.

Bald kehrte der Bruder zurück und ſprach dem raſch nach ihm ſich zukehrenden Könige zu:

„Ich habe es euch geſagt, Guta bleibt unerbittlich.“

„Gott ſei gelobt, — ſeufzte der König auf, von deſſen Bruſt ſich ein ſchwerer Druck gelöſt zu haben ſchien. — Wißt, Ritter, — begann er dann mit fröhlichem Lächeln, — euere Schweſter und ich haben uns Treue gelobt nach dem Cölner Turniere. Sie kannte mich nicht, und ich zog fort, um ſie nach einigen Monden als Weib von euch zu fordern. Ihr kennt die Verhältniſſe und wißt, daß ich nicht früher mich von den Pflichten des Herrſchers losmachen konnte, um mein Verſprechen zu löſen; aber nun bin ich hier, meine Braut zu holen, die einen König ausgeſchlagen, um ihrem Ritter treu zu bleiben. Hier nehmt den Handſchuh und bringet ihn ihr. Sagt, daß unter des Königs Geleitſchaft ein Ritter ſich befände, der ſie an dies Zeichen mahne. Führt ſie ſodann hierher, daß ich ſie begrüße und mein Verſprechen löſe.“

Freudig überraſcht und dankbar nahm der Bruder den Handſchuh und eilte zu der Schweſter. Kaum aber konnte er bei ihr geweſen ſein und mit ihr geſprochen haben, als Guta hereinſtürzte und mit lautem Schluchzen des Entzückens in die ausgebreiteten Arme des Geliebten ſank.

„So biſt du mir treu geblieben, Geliebter, treu wie ich dir, und wie ich dir geſchworen!“ — weinte ſie mit ſeligem Lächeln und ſchaute ihm in die trunkenen Augen.

„Wäre ich sonst werth der Teutschen Kaiser zu sein, wenn ich nicht ihre Treue übte?“ — sprach er sanft und liebevoll zu ihr nieder.

Ein Wonneschauer durchrieselte das Mädchen, und indem sie ihn heftiger an ihren Busen preßte, rief sie mit leuchtenden Blicken: „Du! Kaiser!“

„Unser Kaiser Richard, dein Gemahl,“ — antwortete der Bruder, indem er sie an sein Herz schloß und zwei glänzende Perlen ihm die Wangen herabrollten.

Die Trauung wurde bereitet und Kaiser Richard nahm seine aufblühende Gattin mit sich fort; Falkenstein aber taufte Chaube, als Andenken an seine Schwester, in Gutenfels um, welchen Namen die Feste noch immer trägt.

Schönberg.

Einst lebten sieben Schwestern auf der jetzt verfallenen Burg, welche am ganzen Rheinstrome nur unter dem Namen die schönen Gräfinnen bekannt waren.

Der Ruf ihrer Schönheit sowohl, als auch das Erbe, lockten viele Freier von Nah und Fern, und

als die Mädchen ſich derſelben faſt nicht erwehren konnten, faßten ſie den Beſchluß, durch einen Scherz ſich derſelben zu entledigen.

Sie kündeten nämlich an, daß ſie das Loos entſcheiden laſſen wollten, und daß daher Jeder, der ihre Hand begehre, ſich auf ihrer Burg einfinden ſolle. In langen Zügen ſollen die Freier gekommen ſein, um das Glück zu verſuchen, das ſelten einen ſo herrlichen Preis beſaß, als der gebotene. Höflich wurden ſie empfangen, und nachdem keiner mehr erwartet werden durfte, brachte eine Kammerfrau ein großes ſilbernes Becken voll Pergamentröllchen, die mit den verſchiedenen Farben der anweſenden Ritter bemalt waren.

Jeder griff begierig in das Becken nach ſeiner Farbe, und ſo kam es, daß die ſieben Häßlichſten die Treffer erhielten und alle Andern leer ausgingen.

Der Neid, Zorn und die ſpöttiſchen Bemerkungen auf der einen Seite, die ungeſtüme Freude auf der anderen Seite, laſſen ſich leicht vorſtellen. In dem hierdurch entſtandenen Tumult hörte man nicht das fröhliche Gekicher, das aus einer Nebenkammer erſcholl und wie eine Verhöhnung klang von den Lippen der Gräfinnen.

Die Glücklichen verlangten nun nach ihren Bräuten, und mit ernſter Würde wurden ſie in einen Saal geführt, wo die lebensgroßen Porträts der Mädchen aufgeſtellt waren und ſie zu empfangen ſchienen.

Das ſind die Bräute, kicherte das Kammerzöfchen und empfahl ſich den Beſtürzten, die nun ihrerſeits in Zorn geriethen und ſich ebenſo wie die Anderen davon-

machten. Unten aber ſahen ſie die Mädchen in einen blumengeſchmückten Kahn ſteigen, um nach einem anderen Schloſſe zu fahren. Munter und voller Neckſinn ſchwangen ſie den Davoneilenden die Tücher nach und wußten ſich vor munteren Gelächters faſt nicht zu helfen.

Die Schiffer, welche den Schwank erfuhren, nannten ſieben Felſenſpitzen, die bei niederem Waſſerſtande aus dem Rheine ragen, zum Andenken an ſie, die ſieben Jungfrauen; die Geſchichte aber lehrt, daß die Herzen der ſieben Gräfinnen nicht immer ſo ſpröde geblieben ſein mußten, denn mancher wackere und edele Kämpe nannte ſich ihr Nachkomme.

Wild rauſchen dort die Fluthen
Und ſchäumen wirbelnd auf
Und Nebelſchatten tauchen
Aus ihrem Schlund herauf.

Und ſchweben und verſchlingen
Sich in verworr'ne Reih'n,
Und huſchen auf den Wellen
Zum dunkeln Geſtein.

Dem greiſen Schiffer zittert
Im Auge es wie Weh;
Er faltet fromm die Hände
Und betet ein Ave.

Dann ſpricht er leis mit Seufzen:
„Mein Sohn ſank dort in's Grab.
Die Lurlei zog den Jüngling
Zum tiefen Grund hinab.“

Die Lurlei tönt es klagend,
Und klagend hallt es nach;
Und durch die Nebelſchatten
Ein bleicher Schimmer brach.

Lurley.

Der Lurleyfels ist so ganz geeignet, einen Anknüpfungspunkt der Volkssagen abzugeben; denn selten ist ein Fels so romantisch in seiner Lage und so interessant in seiner äußeren Struktur, als der Lurley.

Einst hat eine liebliche Undine sich diesen Fels als Aufenthaltsort erlesen und saß des Abends auf demselben, kämmte ihr goldnes Haar oder begleitete mit goldner Zither ihre seelenvollen Lieder.

Wer sie sah und hörte, fühlte sich entzückt, und Manchem griff ein tiefes Weh in die Brust voll Sehnsucht und Liebe, daß sie statt auf die schäumenden Felsenriffe, nur hinaufschauten nach der lieblichen Sängerin und den Kahn zerschellen ließen.

Aber nicht immer war die schöne Undine den Menschen gefährlich, sondern auch glückbringend nahte sie sich ihnen, und besonders schien sie den umliegenden

Fischern günstig zu sein; denn oft wies sie dieselben auf die fischreichsten Stellen und brachte glänzende Rheinkiesel den Kindern zum Spielen mit.

Der Ruf ihrer Schönheit, sowie ihrer Lieblichkeit und Wohlthätigkeit, breitete sich wie ein Lauffeuer an dem Rheine aus und lockte den Sohn des Pfalzgrafen Albrecht, die Wunderbare zu schauen. Er ließ die Ermahnungen einiger alten Schiffspatrone ohne Beachtung, sprang in einen Kahn und gebot, ihn hinabzuführen nach dem Felsen.

Seufzend und mit stummem Kopfschütteln folgten die Schiffer dem Gebote des jungen Grafen. Bald flog der Kahn über die zitternden Wellen, welche theils über die Kämme der Riffe hinrauschten, theils ingrimmig an die hervorragenden Wände anschlugen.

Eine blaugraue Wolke fuhr eben über die glänzende Scheibe des Mondes und warf ihre Schatten auf die Fluthen, während die Höhe des Lurleyfelsen im Silberglanze herabschimmerte in das gespenstische Fluthenthal.

Halb vorgebeugten Körpers starrte der junge Graf bald auf den Felsen, bald auf die Wellen, theils in getäuschter Hoffnung, theils in gespannter Erwartung. Nichts aber zeigte sich seinem Blicke, und mißmuthig wollte er wieder umlenken lassen.

Schon wand sich der Kahn, als eine liebliche Melodie sein Ohr traf, die aus der Tiefe des Stromes zu kommen schien. Die Wasser schwollen und rauschten, zwei mächtige Wellenkämme warfen sich auf und stiegen empor an dem Felsen, wo sie brachen.

Als sie zerronnen waren, schaute der entzückte und in hoher Verwunderung stehende Jüngling ein hehres Frauenbild auf demselben, von einem schneeigen Gewande umflossen und mit einer grünen herabwallenden Schleife umhüllt. Silberrein klangen ihre Töne, wobei sie die goldenen Locken auswand und sie in Zöpfen flocht.

„Dorthin! dorthin! Ich will und muß den Felsen ersteigen!“ — rief in leidenschaftlicher Verzückung der Jüngling.

Ernst mahnten die Schiffer vom verwegenen Beginnen ab. Wüthend durch den Widerspruch aber zog er das kurze, zweischneidige Schwert und drohte sie niederzustoßen, wenn sie nicht gehorchten. Die Schiffer nahmen finster die Ruder wieder auf und trieben mit einigen Schlägen den Kahn nahe an den Felsen.

Voll brennenden Verlangens und seiner Sinne nicht mehr mächtig, sprang der Jüngling nach dem Lande; aber er sprang zu kurz und versank in den aufschäumenden Wellen.

Umsonst wollten die erschrockenen Schiffer dem Versunkenen Hülfe bieten, umsonst forschten sie nach seinem Leichname, er war und blieb versunken.

Rasende Verzweiflung erfüllte das Herz des Vaters bei der Trauerkunde, und Rache glühte in ihm auf. Er sandte Trabanten aus, die verführerische Hexe zu fangen, denn er wollte sie dem Flammentode weihen.

Ernst und gemessen fuhren an dem anderen Abende die Mannen unter der Leitung eines Hauptmannes nach dem Felsen und sahen schon von Ferne die Jungfrau.

welche arglos in den Rhein hinablächelte. Behutsam stiegen sie aus; vorsichtig näherten sie sich dem Felsen und umzingelten ihn.

„Halloh, Hexe! — rief plötzlich der Hauptmann, mit gezücktem Schwerte hervorbrechend, — dein Hexenstücklein, durch das du den Grafen verzaubert, übt auf uns keine Macht; herunter, sonst werfe ich dich herunter."

Ohne zu erschrecken wandte sich die Liebliche um, und mit einem klugen Lächeln sprach sie: „Der Rhein holt mich, da habe ich's bequemer."

„Papperlapap, Hexenzeug. Wart, ich hole dich!" Und unter dem kindlichen Gelächter des Mädchens kletterte er den Felsen hinan, um sie herabzuzerren.

Pustend und schnaufend kam er hinauf und wollte eben seine rohe Hand nach ihr ausstrecken; das Mädchen aber hatte sich nach dem Rheine gebeugt und rief:

Welle, Welle,
Hol mich schnelle.
Wie der Wind
Hol dein Kind.

Und plötzlich fuhr ein heulender Orkan über den Felsen, der den Kriegsmann niederwarf; der Rhein schäumte auf wie ein kochender See und zwei riesige Wellenkämme rauschten heran, umschlangen das Mädchen und überschütteten den Liegenden mit Schlamm und Sand.

Mühsam raffte der Hauptmann sich auf und hinkte zähneklappernd und fluchend heim. Seine Mannen waren in rasender Flucht schon vor ihm angekommen, denn

es war ihnen, als wenn tauſend Stimmen ihnen zugerufen und ein Heer Feinde auf ſie hätte eindringen wollen.

Voll Schmerz und trübſinnigen Hohnes erkannte der Pfalzgraf ſeine Ohnmacht. Die Undine aber ſoll nicht wieder erſchienen ſein.

Lore Lay.

Neben der Sage von der ſchönen Undine, welche ſich an den romantiſchen Felſen knüpft, wird auch eine andere erzählt.

In Bacharach lebte einſt ein Mädchen von ſo wunderbarer Schönheit, daß Jeder, welcher ſie ſah, alsbald von Liebe ergriffen wurde und nicht mehr aus ihrer Nähe ſich losreißen konnte. Ihre Sittſamkeit und Tugend aber beſchirmten ſie vor allen Anfechtungen, und nur Einem war es gelungen, in ihre Nähe zu gelangen und ihre Liebe zu gewinnen; und dieſer Eine war nach Paläſtina gezogen, um ſich erſt Lorbeeren und einen Namen zu erringen, ehe er die ſchöne Verlobte heimführe.

Das Mädchen war eine Waise, und Jeder glaubte daher sein Glück versuchen und die Unbeschützte belästigen zu dürfen. Eine Reihe von Zweikämpfen und Morde folgten diesem Beginnen, da Jeder den Andern beeifersüchtigte und in ihm einen glücklicheren Rivalen zu erkennen glaubte. Es half nichts, daß das Mädchen sich von Allem zurückzog und sich nicht mehr in der Kirche oder an dem Fenster sehen ließ. Es schien, als hätte ein Taumel die Jugend erfaßt, und als locke die Zurückhaltung des Mädchens sie nur noch mehr.

Als die Bemühungen um das Mädchen gar nicht nachlassen wollten, und mancher Jüngling aus reichem, angesehenem Hause schon seinen Tod gefunden hatte, glaubte man, daß das Mädchen einen Liebeszauber um sich verbreite, und dieser Glaube wurde durch einige Priester und Mönche bestärkt, welche, wie die Fama behauptet, sich ebenfalls vergeblich um sie bemüht haben sollen. Das Mädchen wurde verhaftet und der Hexerei angeklagt.

Der Erzbischof von Cöln, welchem dieser Vorfall, als oberste Behörde in geistlichen Dingen, dargelegt werden mußte, reiste alsobald nach Bacharach, um das Mädchen zu sehen und selbst zu richten. Er erkannte alsogleich den Grund der gehässigen Anklage, strafte die Ankläger mit strengen Worten und tröstete das weinende Mädchen für die ausgestandene Haft.

„Ich will dich an einen Ort bringen, wo deine Schönheit nicht mehr gefahrbringend sein soll, und dort kannst du deinem Geliebten entgegenharren, oder wenn er gefallen sein sollte, eine heiligere Verbindung schließen."

Er beorderte drei Ritter, sie nach einem Kloster zu bringen und alle Sorge für ihre Wohlfahrt zu nehmen.

Mit heißem Danke warf sich Lore Lay vor dem Erzbischofe nieder und küßte sein Gewand; dann aber erhob sie sich und folgte ihren Führern.

An dem Lurleyfelsen angekommen, stieg sie hinauf um noch einen Scheideblick auf den Rhein und die romantischen Ufer zu werfen. Da hefteten sich ihre Blicke wie von ohngefähr auf eine Barke, welche den Rhein herabkam und eben aus einer Krümmung in den Gesichtskreis schwamm. Die Barke kam näher, und nun erkannte das Mädchen die Farben ihres Geliebten, den sie selbst in der Barke zu sehen vermeinte. Ihr Jubel lockte die Begleiter herbei. Sie schauten dem Schiffchen entgegen und freuten sich mit dem Mädchen, das bald weinte, bald lachte, bald auf die Knie sich warf und betete, und bald die Arme dem Geliebten entgegenstreckte.

Endlich kam das Schiffchen so nahe, daß man deutlich die Personen erkennen konnte. — Ein reichgeschmückter Ritter stand auf dessen Vorderbug und schwenkte sein Federbarett dem Heimathsstrande entgegen. Er bemerkte die Harrenden auf dem Lurleyfelsen und sein Auge erkannte die ihm entgegenwinkende Geliebte, der er aus vollem Herzen entgegenjauchzte. — Das Schiffchen schwamm dem dräuenden Felsen näher; Aller Augen waren auf die Höhe gerichtet, und Niemand dachte an die Strudel, welche heimlich in dem Flusse lauerten und Alles hinabzogen, was in ihren Bereich kam. Die Barke wurde plötzlich erfaßt, gedreht und mit solcher Gewalt gegen einen Felsen geschleudert, daß sie zerbrach.

— Ein lauter Todesschrei erscholl; die Schiffbrüchigen wurden hinabgerissen und sanken. Voll Entsetzen standen die Zuschauer, aber am meisten das Mädchen, dessen stierer, vergeisterter Blick hinabstarrte in die Fluthen, die so plötzlich all ihr Glück verschlungen hatten.

Da tauchte unten ein bleiches Antlitz empor, eingefaßt von langen blonden Haaren, die verworren um das Gesicht spielten und auf den Wellen schwammen. Ein wilder Schrei löste sich von den bleichen Lippen des Mädchens, und ehe die Umstehenden es wehren konnten, sprang sie hinab zu dem todten Geliebten. Die Leichname fand man Arm in Arm, und dieses Wunder bestärkte den Glauben an die Lurley-Undine und erhob denselben zur Wahrheit.

St. Goar.

Wenn der Rhein sich durch die Berge Bahn gebrochen hat und an dem Lurleyfelsen vorübergerauscht ist, schlägt er schäumend bei St. Goar an eine Felsenreihe, daß Dampf und Gischt in einer langen Linie sich fast über den ganzen Strom hinwälzen.

Diese Felsenreihe heißt die Bank und war von jeher den Schiffern äußerst gefährlich.

Unter Sigbert — Sohn des fränkischen Königs Clotar — lebten an den Ufern des Rheines die Fischer zerstreut. Sie hatten sich besonders in dieser Gegend häufig angesiedelt, da hier der Salmenfang eine ergiebige Ausbeute bot. Die Leute waren unwissend, roh und mehr den heidnischen Satzungen, als dem christlichen Geiste zugethan, welcher Letztere auch von den wilden, blutschänderischen und mordlustigen Königen, sowie den feilen Päpsten und Pfaffen, auf das Empörendste mißhandelt ward. Jeder Unhold konnte für reiche Dotationen nicht allein Ablaß erhalten, sondern sogar auch heilig gesprochen werden.

Wenn wir in die Gräuel jener Zeit blicken, erleichtert es unseren Geist, einen Mann kennen zu lernen, der als wahrer Christ den reinen, nächstenliebenden, christlichen Grundsätzen huldigte. Ein solcher Mann war Goar, der sich am Rheine niedergelassen hatte und zwar da, wo er am gefahrbringendsten war, nämlich an der oben erwähnten Bank.

Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, Gastfreundschaft zu üben, die Noth bei den Armen zu lindern, das wahre Christenthum zu lehren und Rettung zu bringen für Alle, die durch den Strudel an die Klippen geworfen wurden. Kein Wunder war es daher, daß die umliegenden Fischer ihn als einen Gottgesandten betrachten mußten und ihm auf alle nur mögliche Weise Verehrung bezeigten.

Auf das stille Wirken dieses Mannes wurde König Sigbert zuerst durch die Verläumdung eines Prälaten aufmerksam, welchem der, dem größten Theil der Pfaffen entgegengesetzte, bescheidene Lebenswandel Goars ein Dorn im Auge war. Sigbert, welcher ihn beschieden hatte, erkannte aber seine edelen Grundsätze an und, da Goar jede priesterliche Würde ausschlug, entließ er ihn reich beschenkt wieder in die Heimath.

Der König blieb dem Einsiedler zugethan, und als Letzterer starb, empfahl er seine Zelle und sein Begräbniß dem königlichen Beschützer, welcher durch Priester ihn bestatten und ihm eine Kapelle erbauen ließ.

Die Kapelle wurde zum Wallfahrtsort und vergrößerte sich nach und nach zu einem Kloster, mit den Pflichten der Gastfreundschaft und Menschlichkeit, welche Goar während seines Lebens in so reichem Maaße geübt hatte.

Später wurde die Kirche einmal von Raubgesellen geplündert und angezündet.

Graf Arnheim baute sie wieder auf und umgab sie mit Mauern.

Aus diesem Kloster entstand nach und nach die Stadt St. Goar.

Das Grab des Einsiedlers war wunderthätig. Karl der Große, welcher einstmals an ihm vorüberzog und es nicht beachtete, wurde mit einem so dichten Nebel umhüllt, daß er auf freiem Felde übernachten mußte; nur nachdem er zurückgekehrt und in der Kapelle ein Gebet verrichtet hatte, verflog der dichte Schleier und er konnte weiterziehen. Seine Söhne Karl und Pipin,

welche Haß entzweite, begegneten ſich zufällig an dem Grabe und verſöhnten ſich. Seine Gattin Faſtrada wurde an denſelben von einem ſchweren Leiden erlöſt, und der Kaiſer dotirte das Kloſter mit einem Hofe und einer neuen Kirche, aus Dankbarkeit für alle ſeinem Hauſe erwieſenen Wohlthaten.

Um die Erbauung der Stadt haben ſich dagegen die Grafen von Arnheim verdient gemacht, welche dem angewachſenen Orte das eigentliche Stadtrecht bewilligten.

Rheinfels, Katze, Maus.

Nach dem Erlöſchen des Stammes Arnheim fiel die Vogteiwürde über St. Goar und St. Goarshauſen den Grafen von Katzenellenbogen zu.

Die Burg Rheinfels, welche ſchon früher erbaut und wohl befeſtigt war, blieb Sitz der Regierung.

Die Grafen waren die nächſten Nachbarn des Erzbiſchofs Kuno aus dem Hauſe Falkenſtein und lebten mit demſelben in ſteter Spannung, da dieſer ſtolze und

kriegerische Prälat seine Länder auf Kosten der Nachbarn zu vergrößern trachtete.

Als die Grafen von Katzenellenbogen erfuhren, daß Kuno sein Schloß Thurmberg befestigen lasse, erbauten sie an dem rechten Ufer des Rheines über St. Goarshausen die Burg Neukatzenellenbogen und nannten Letztere die Katze, während sie den Thurmberg nur die Maus hießen.

Durch diese beiden, einander gegenüber liegenden Festen beherrschten sie den Rhein und schlossen den Prälaten von dem Oberrheine ab. So sehr sie aber auch sich bemühten, die Maus zu gewinnen, so wußte Kuno doch die Schliche und Sprünge der Katze unschädlich zu machen und die Maus zu erhalten.

Der Letzte der Katzenellenbogen war mit einer herrischen und launenhaften Dame vermählt, die ihm das häusliche Glück verbitterte und selbst die Kinder mißhandelte, die sie während ihrer Ehe gezeugt hatte. Es waren dies ein Sohn und eine Tochter. Der Graf trennte sich von seiner unliebsamen Gemahlin und verheirathete später seinen Sohn mit einer Tochter des Hauses Nassau-Dillenburg; die Tochter dagegen heirathete in das Haus der Landgrafen von Hessen.

Als bald darauf der junge Graf mit seinem Oheime Johann von Nassau nach den Niederlanden zog, um seine Besitzungen, welche ihm durch seine Gemahlin zugefallen waren, zu behaupten, wurde er 1454 bei Brügge in Flandern erstochen.

Der greise Vater, der mit diesem Sohne sein Geschlecht aussterben sah, entschloß sich, noch einmal zu

heirathen und wählte eine junge, tugendhafte Frau, die Wittwe des Herzogs Otto von Braunſchweig.

Die Verwandten, welche aber ſchon die Beſitzungen der Katzenellenbogen als ihr Eigenthum betrachteten, verſchworen ſich gegen dieſe Verbindung, erkauften den Hauskaplan des Grafen und ließen die junge Gemahlin vergiften. In geweihtem Weine reichte ihr der ächte Zögling des papiſtiſchen Dunkelglaubens, Arſenik, doch durch das trübe Ausſehen des Weines zum Ekel gereizt, trank ſie nur Weniges, und dieſes nur, um den Diener des Herrn nicht zu kränken.

Sie fiel darauf in heftige Krämpfe und konnte nur mit ſchwerer Mühe errettet werden, wobei die aufopfernde Sorge des tiefgebeugten Gatten den beſten Theil für die Heilung that. Der Mörder, vom Grafen von Naſſau, dem Vater der Vergifteten, verfolgt, wurde zu Cöln verhaftet und neben dem Galgen lebendig verbrannt, ohne daß er jedoch ſeine Mitſchuldigen genannt hätte.

Die Kranke erholte ſich zwar, doch die Ausſicht auf einen Nachkommen war und blieb zertrümmert, und die reichen Beſitzungen fielen den Erben zu.

St. Goar nebſt dem Schloſſe Rheinfels erhielt der Landgraf von Heſſen.

Im Jahre 1692 wurde das Schloß von dem heſſiſchen Obriſten Görtz gegen Marſchall Tallard mit Glück vertheidigt, dagegen aber ergab es ſich 1794 auf die erſte Aufforderung den franzöſiſchen Truppen, welche die Feſtungswerke ſchleiften.

Die Brüder.

Keine Sage iſt bekannter, außer derjenigen der Lurley, als die Sage über die beiden Bruderburgen Liebenſtein und Sternberg.

Dieterich von Liebenſtein, welcher zugleich auch das Schloß Sternberg beſaß, hatte von ſeiner Gemahlin zwei Söhne, welche er mit einer jungen Waiſe aus dem ihm verwandten Hauſe Brömſer auferzog.

Mit Vergnügen bemerkte der alte Vater, daß ſeine Söhne die junge und reiche Verwandte mit Liebe umgaben, denn es war ſeine Abſicht, daß einer von ihnen die Waiſe zum Altare führen und das Erbe der Brömſer mit den Gütern der Liebenſtein verbinden ſolle.

Nach ſeinem Tode blieben die Brüder und die Waiſe noch ferner in geſchwiſterlicher Eintracht beiſammen wohnen, und da der ältere, von ernſterer und trüberer Gemüthsart, eine größere Zuneigung des Mädchens zu dem heiteren, offenen und leichtſinnigeren, aber herzensguten jüngeren Bruder bemerkte, ſo überwand er ſeine Liebe zu ihr und freute ſich der Verlobung der Beiden.

Da kamen eines Tages Pilger an den Rhein, welche nicht genug von den Wundern der fernen Länder er-

zählen konnten. Zugleich predigten Prieſter das Kreuz und forderten die Ritter auf, dieſe Wunder im Namen des Herrn zu erringen und die Feinde der Kirche zu zermalmen.

Der ältere Bruder, deſſen Herz trotz aller brüderlichen Liebe und trotz des Entſagungsmuthes, doch immerhin eine trübe Qual empfand, wenn er das von ihm ſtill geliebte Mädchen mit dem Bruder ſchäckern ſah, faßte den Entſchluß, das Kreuz zu nehmen.

Der jüngere Bruder jedoch, deſſen raſch auflodernde Phantaſie die geprieſenen Wunder erfüllten, war ihm zuvorgekommen und brachte das Kreuz nach Hauſe.

Wohl waren der Bruder ſowohl, als auch die Braut über den raſchen Schritt des jungen Ritters beſtürzt; die religiöſe Schwärmerei jedoch überwand die Beſtürzung bald, und Treue gelobend nahm er von der Braut einen zärtlichen und von dem Bruder einen biederen Abſchied, um mit einigen Saſſen in die Ferne zu ziehen.

„Du kommſt mir zuvor — ſprach bei dem Abſchiede der ältere Bruder zu dem Scheidenden — und obwohl du Unrecht thuſt, ſo kann ich dir nicht zürnen. Vergiß die Braut nicht und auch nicht mich, der ich jetzt zurückbleiben muß, die Burgen zu bewahren. Vergiß uns nicht und kehre bald zurück."

Mit Thränen des tiefſten Leides ſchaute die Braut dem Davonſprengenden nach und ſchwang das Tüchlein, ſo lange ſie ſeine Geſtalt erblicken konnte. Als aber die Windung des Pfades ihn ihren Augen entzog, ſank ſie laut ſchluchzend zurück und in die Arme des Zurückgebliebenen, der ihr Troſt und Hoffnung zuſprach.

Schwere Kämpfe hatte der Bruder mit ſeinem Herzen zu beſtehen bei dem täglichen Umgang mit der Geliebten. Aber er beſtand ſie als Sieger, und weder in dem Blicke noch in den Mienen verrieth er die Qualen, die er duldete.

Viele Monden verſchwanden, als plötzlich die überraſchende Kunde auf Liebenſtein kam, daß der Bruder zurückgekommen und in ſeinem Erbe, Burg Sternberg, eingekehrt ſei. Zugleich mit dieſer Nachricht verbreitete ſich aber auch das Gerücht, daß ihm eine wunderholde Griechin als Gattin folge.

Wie ein Donnerſchlag aus heiterm Himmel, zuckten dieſe zwei Nachrichten in Liebenſtein nieder und zermalmten die Herzen der Harrenden.

Der Bruder und der Verlobte treulos! Das war mehr, als geahnt zu werden vermochte.

Lautlos ſtürzte das Mädchen zuſammen, während der Bruder wie ein gereizter Löwe im Gemache auf und ab wandelte und Thränen des Schmerzes und der Wuth vergoß.

Nicht lange währte es, ſo ſandte Sternberg einen Boten mit einem Schreiben, in welchem er ſich zu entſchuldigen ſuchte; aber der Bruder zerriß das Schreiben uneröffnet und warf die Stücke dem Boten in das Geſicht.

„Melde deinem Herrn, dem Verräther, daß jedes Band zwiſchen mir und ihm zerriſſen ſei, und daß ich Rache nehmen will für ſeinen Frevel.“

Zugleich mit dieſen Drohworten überreichte er ſeinen Handſchuh und forderte ihn zum Zweikampfe.

Der Tag des unnatürlichen Kampfes brach an. Gewappnet trafen die Brüder an der Gränze ihrer Besitzungen zusammen, und unter Vorwürfen und Zornesworten blitzten die Schwerter zum brudermörderischen Kampfe.

Halt! — rief da eine sanfte Stimme, und wie ein himmlisches Wesen trat die Verlassene zwischen die Brüder und schaute mit thränenden Augen die Zurückgetretenen an.

„Mein Bruder, — sprach sie darauf mit leisem, bittendem Vorwurfe zum älteren, — willst du meinetwegen deine Hand mit dem Blute des Bruders bedecken? Nein, das kannst du nicht, dafür liebst du mich zu sehr, und nimmer wirst du mir den Schmerz bereiten, neben meinem Unglücke auch noch den Brudermord beweinen zu müssen. Du aber, — wandte sie sich stolz zu dem Zerknirschten, — der du die Treue gebrochen, sollst in der Griechin Arm so glücklich werden, als du es verdienest. Ich verzeihe dir und werde im Kloster für dich beten."

Leise wie sie gekommen war, trat sie zurück und überließ die Brüder sich selbst und ihren Thränen.

„Verzeihe! — rief der Jüngere unter Schluchzen, — verzeihe, mein Bruder, von der Leidenschaft übermannt, habe ich mich schwer an dir und dem Engel versündigt."

Flehend streckte er die Hände nach dem Verdüsterten aus. Das Schwert entfiel klirrend und zerbrach auf dem Boden.

Da zuckte es wie ein Flammenleuchten über die Züge des Aelteren, und seiner Gefühle nicht mehr mächtig, breitete er die Arme aus und schloß ihn fest und innig an sein Herz.

Die Knappen, die mit bangem Ernste dem Kampfe entgegengesehen hatten, jubelten bei der Versöhnung laut auf und sanken sich selbst einander in die Arme. Die Sonne aber, welche in grauem Nebelschleier verhüllt war, brach glänzend und voll hervor und übergoß die Fluren mit freudiger Wonne.

Zwar bat der ältere Bruder das Mädchen, von dem gefaßten traurigen Entschlusse abzugehen, und als seine Schwester oder Hausfrau bei ihm zu bleiben. Das Mädchen jedoch entgegnete ihm sanft, wie sie einem anderen Manne kein entweihtes Herz bieten und nur Ruhe und Friede in dem heiligen Raume des Klosters finden könne. Mit schwerem Herzen ließ er sie ziehen und geleitete sie selbst an den Ort ihrer Wahl.

Dem jüngeren Bruder erblühten aus seinem Treubruch keine Rosen. Seine leichtfertige Gemahlin ließ sich von einem Anderen verlocken, ward untreu und entfloh.

Zwar schäumte der Verlassene vor Wuth und wollte den Ehebrechern nachsetzen; doch sein Bruder hielt ihn von einem ihn nur bloßstellenden Schritte zurück, und er beruhigte sich wieder, indem er es als Strafe für seine schmähliche Handlungsweise betrachtete.

Von nun an lebten beide Brüder wieder in innigen Herzensbeziehungen und geschwisterlicher Eintracht. Zu Ehren der in dem Kloster Vertrauernden blieben sie

unbeweibt, und ihre einzige Freude war es, die junge Nonne zu besuchen und einige Stunden mit ihr zu verplaudern.

Boppard.

Dieses, früher zur freien Reichsstadt erhobene, jetzt freilich wie so viele andere Rheinstädte seiner Größe und seines Glanzes beraubte Städtchen führte unter den Römern den Namen Bodobriga und besaß später einen fränkischen Königshof, dessen Trümmer noch vorhanden sind.

Unter den Edelsten Boppards stand das Rittergeschlecht Bayer von Boppard oben an, und vordem, als das Zunftwesen entstanden war, ruhte die Verwaltung der Stadt in ihrer Hand, bis später auch die Bürger Theil daran nehmen durften.

Zur Zeit Friedrichs I. lebte ein kühner, lustiger und wilder Nachkomme des Geschlechtes Konrad Bayer von Boppard in benannter Stadt. Er trat in einen Liebesbund mit einem Edelfräulein der Nachbarschaft, deren Bruder mit den Kreuzfahrern nach Palästina ge-

zogen war, und hatte die Absicht, bei Rückkehr des Bruders, sie als Eheweib heimzuführen.

Wilde Raubgesellen machten sich die Abwesenheit des Kaisers und der besten Kämpen zu Nutze und fielen freibeuternd in Burgen und Städte ein. Konrad hatte gegen diese Gesellen manche hitzige Fehde zu bestehen und genug im Vaterlande zu thun, so daß er sich Glück wünschen konnte, seinem Verlangen, fortzuziehen, nicht Genüge gethan zu haben. Seine Kampflust aber ließ ihn nicht allein dem Feinde entgegenharren, sondern er zog aus, sie aufzusuchen und sich an den Fehden zu betheiligen.

Bei diesem ungebundenen Lebenswandel eines ritterlichen Abenteurers verlor sich allmälig seine Liebe zu Maria, seiner Braut. Er erkaltete, vernachlässigte sie, und endlich gab er ihr selbst den Treueschwur zurück.

Sobald er aber diese unliebsame Botschaft abgesendet hatte, bereute er es, und gerne hätte er sie wieder zurückgenommen. Eine falsche Scham jedoch hielt ihn davon ab, und trotzig glaubte er bei dem einmal begangenen Unrechte beharren zu müssen. Er suchte im lustigen Zechgelage seine innere Stimme zu übertäuben, und als sie nach dem Rausche mit verstärkter Gewalt wieder hörbar wurde, warf er sich auf sein Roß, bot einige Knappen auf und sprengte hinaus, um bei der Aufregung der Jagd sich der quälenden Gedanken zu entschlagen.

Im Morgendufte lagen das Thal und der nahe Wald. Der Thau tropfte von Blumen und Zweigen, und die Sonne überstrahlte mit ihrem Glanze die duftige Herr-

lichkeit. Der Ritter zog mit lautem Hallali den Felſenweg hinauf und in die Tiefen des Forſtes. Mit lautem Gekläffe umkreiſten die Hunde das aufwiehernde Pferd und ſchnoberten im feuchten Graſe umher nach der Wildſpur. Ein langer, gezogener, dem Heulen ähnlicher Ton des Leithundes — einem rieſigen Wolfsfänger mit grimmig funkelndem Auge und rauhhaarigem Geſichte — verkündete alsbald die gefundene Spur, und krachend ging es nun in's Gehölz einem Sechzehnender nach, der flüchtig in die Tiefen des Waldes verſchwand.

Immer wilder raſte die Jagd in dem Forſt, bald auf gehauenen Wegen, bald unter dem Dome des Hochwaldes dahin, bis der gehetzte Hirſch ſich endlich mit vorgebeugtem Kopfe in einen Unterwald ſtürzte und ſich mit der Kraft der Verzweiflung Bahn durch das knitternde und krachende Holz brach. Heulend folgten die Hunde, aber Konrad mußte einen Umweg nehmen, denn mit dem Pferde konnte er nicht durch. Im Galoppe ſuchte er dem Hirſche den Weg abzuſchneiden, indem er begierig nach dem ſich immer mehr entfernenden Gekläffe der Hunde hinhorchte. Plötzlich aber entſchwand der ferne Laut und Konrad erkannte mit Aerger und Verdruß, daß er in einer falſchen Richtung fortgeritten war und ſich von der Jagd immer mehr entfernt hatte.

Müde und abgeſpannt ließ er ſein Pferd ausſchnaufen, um dann wieder zu verſuchen, ob er die Jagd auffinden könne; aber in ſeiner Abſicht ſah er ſich geſtört; denn ein gewappneter Ritter ſprengte auf ihn zu und forderte ihn zum Zweikampfe auf Leben und Tod.

„Ha, kecker Geſelle, — rief auflodernd Konrad. — Gelüſtet es dich ſo ſehr nach der Grube? Wer biſt du? Herauf mit dem Viſir!“

„Nicht doch, Konrad, — entgegnete ihm eine, trotz der hörbaren Verſtellung noch liebliche und melodiſche Stimme. — Im Namen Marias fordere ich dich, die du ſo ſchändlich verlaſſen haſt. Ziehe, ich bin Marias Bruder!“

Der Verdruß der verfehlten Jagd, verbunden mit der quälenden Unzufriedenheit, die er ſeit ſeinem liebloſen Schritte fühlte, und der plötzliche Aufruf zum Kampfe drangen erhitzend auf Konrad ein; er warf ſein Pferd herum und ſprengte mit blitzender Klinge auf den Fordernden ein, deſſen Schwert ebenfalls entblößt, blinkend das Seine ſuchte. Wenige Hiebe und ſeufzend glitt der Gegner vom Pferde, mit ſeinen Händen die durchhauene Bruſt bedeckend, aus der das Blut in heißen Strömen unaufhaltſam quoll.

Von einer jähen Ahnung ergriffen, ſprang Konrad dem Gefallenen bei, um ihm den Helm zu löſen. Wer aber beſchreibt ſein Entſetzen, als er in die gebrochenen Augen ſeiner ſo ſchnöd verlaſſenen Geliebten ſchaute, welche mit einem letzten Blick der Liebe in ſeinen Armen verſchied.

Mit einem wilden Raſen warf er ſich neben der Leiche auf den Boden, zerraufte ſich die Haare und verfluchte ſich und ſeine unglückliche That. Als der Paroxismus vorüber war, kniete er neben der Geliebten nieder und weinte heiß und lang.

Der Abend überſchleierte ſchon die Fluren, als Ritter Konrad ſich von der Leiche trennte und wieder heimzog.

Bleich und geknickt ritt er in Boppard ein, und Alle die ihn ſahen, oder mit einem Scherze auf den Lippen ihn begrüßen wollten, fuhren erſchrocken vor ſeinem verſtörten Blicke zurück.

Ohne Jemanden zu ſprechen oder von ſeinem Entſchluſſe zu benachrichtigen, ritt er an dem anderen Tage aus der Stadt, und als er nicht wiederkehrte, durchforſchte man ſein Gemach und fand ſein Teſtament, in welchem er ſein Vermögen dazu beſtimmt hatte, auf dem Grabe Mariens ein Nonnenkloſter zu erbauen.

Wohin der Ritter ſich gewandt, wußte man nicht. Lange Jahre nachher hörte man, daß Konrad Bayer von Boppard einer der kühnſten Tempelritter geworden und der Erſte bei dem Sturme auf Ptolomais geweſen ſei, welcher die chriſtliche Fahne auf dem erſtiegenen Walle aufgepflanzt habe. Ein Pfeilſchuß habe ihn aber hierbei getödtet.

Die Tollkühnheit des Ritters ſoll ſo groß geweſen ſein, daß er es verſchmähte, in der Rüſtung zu kämpfen. Wir aber, die wir den Streit in dem Walde kennen, wiſſen, daß nicht Tollkühnheit, ſondern Lebensüberdruß ihn zu Letzterem veranlaßt hatte.

Lahneck.

Unterhalb Boppard strömt die Lahn in den Rhein; einer der Berghügel, welche diesen Nebenfluß begränzen, trägt die Feste Lahneck, welche durch die Ausrottung des Tempelordens und ihre Befehdung eine traurige Berühmtheit erlangt hat.

Es war diese Feste nämlich seiner Zeit Eigenthum der Tempelritter, welche dieselbe befestigt hatten und besetzt hielten. Der Orden erfreute sich überhaupt großer Ausdehnung am Rheine, und jede größere Stadt konnte ein Besitzthum aufweisen, das ihm eigen war.

Gottfried von Bouillon stiftete ihn 1118 zum Schutze der Pilger und zur Behauptung des heiligen Grabes. In kurzer Zeit errang er große Ausdehnung, auch bedeutende Reichthümer, und wurde daher von dem Klerus mißliebig angesehen, da er in das Getriebe der Hierarchie des Papstthums nicht allein nicht so recht passen, sondern auch einer freieren religiösen Ansicht Bahn brechen wollte.

Clemens V., der in seiner templerfeindlichen Politik von Philipp dem Schönen unterstützt wurde, entwarf mit Letzterem den sauberen Plan, die Macht des Ordens durch einen Gewaltstreich zu brechen. Es wurden diesem

Plane zufolge der Großmeiſter Molay mit ſechzig Rittern nach Frankreich zu einer Berathung geladen, bei ihrer Ankunft hinterliſtig gefangen genommen und vor ein Tribunal von feilen Mönchen und blutdürſtigen Prieſtern geſtellt und der Ketzerei, ſowie der Verbreitung freigeiſtiger Grundſätze angeklagt. Nach jahrelanger Haft verdammte man ſie zu dem Scheiterhaufen, welches Urtheil auch an dem achtzigjährigen Großmeiſter und neunundfünfzig Rittern am 18. März 1314 vollzogen ward.

Als der durch die lange Kerkerhaft gebeugte Greis und Großmeiſter der Templer den Scheiterhaufen beſtiegen, hob er die Rechte gegen Himmel und rief mit tiefer, zitternder Stimme:

„Im Namen des dreieinigen Gottes fordere ich unſere Mörder vor den Richterſtuhl des Höchſten, um Rechenſchaft zu geben für das Verbrechen, das an uns begangen wird. Der Himmel ſei uns gnädig!“

Todesverachtend ſtarben die Templer; aber die Ladung vor den Thron Gottes wurde Oben vernommen, und noch in demſelben Jahre ſtarben der Papſt und der König, um ihr Urtheil zu empfangen.

Außerhalb Frankreichs dagegen hatte der Orden keine perſönliche Unbilden zu erfahren. Der Papſt erklärte ihn aufgelöſt und ſeiner Güter verluſtig, welche größtentheils an andere geiſtliche Orden fielen. Nur in Frankreich theilten der Papſt und der König ſeine Güter als gute Beute.

Um dieſe Zeit ſaß Peter von Aichſpalt auf dem Mainzer Erzbiſchofsthrone, und da er ein Günſtling des

Papſtes war, glaubte er auch die Unterdrückung der Templer durch einen Gewaltſtreich nachahmen zu ſollen. Er wies daher den Orden aus ſeinem Gebiete und drohte mit Waffengewalt, wenn er nicht alsbald der Aufforderung Genüge leiſten würde.

Die Templer, durch den an ihrem Großmeiſter begangenen Verrath gedrückt, erkannten wohl, daß ihre Sache verloren war. Viele folgten daher der an ſie ergangenen Aufforderung und entſagten ihrem Gelübde oder ſuchten anderswo Unterkunft und Heil.

Die Tapferſten dagegen warfen ſich in die Burg Lahneck und trotzten dem erzbiſchöflichen Befehle, weßhalb dieſer Truppen entſandte, um die Templer zu vertreiben.

Heldenmüthig kämpften die Ritter gegen die biſchöflichen Söldlinge, und ſelbſt als ihr greiſer Führer fiel, verlachten ſie die Aufforderung um Niederlegung der Waffen und antworteten mit Hieben auf die Warnungszurufe, welche man gutwillig an ſie ergehen ließ.

Alle ſanken bis auf Einen, der mit ſeinem Körper den Eingang in die Burg wehrte.

Wohlwollend wollte man ſeiner ſchonen und ließ ihm Zeit, ſeine Lage zu erfaſſen. Dann aufgefordert, ſich zu ergeben, antwortete er mit ſtolzer Zurückweiſung und wies auf die gefallenen Brüder. Der Kampf ſollte auf's Neue beginnen; da aber ſprengte ein Reiter herbei und gebot im Namen des Kaiſers Halt.

Ehrfurchtsvoll neigten ſich die Waffen und achtungsvoll wandte ſich der Anſömmling an den letzten der Helden.

„Uebergebt die Waffen mir, edler Herr, — sprach er ernst, — ich komme leider zu spät, um eure Brüder zu retten; aber dem letzten der Braven kann ich sicheres Geleit und Bürgschaft für sein Leben und Besitzthum bieten."

„Denkt an Molay und die Gemordeten, schaut her auf die Gefallenen, — sprach stolz der Templer, — sowie denen, so auch mir. Ich erkenne keine Gnade."

Mit einem raschen Sprunge stürzte er in den Haufen der überraschten Söldner und endete über den von ihm gehäuften Leichen.

Stolzenfels.

In einer wilden stürmischen Nacht, in welcher ein heulender Orkan über die Zinnen brauste und die Wetterfahne krächzend bald nach rechts, bald nach links drehte, in welcher Regengüsse niederrauschten und die Erde wegzuspülen schienen, pochte ein Pilger an den Thoren der Burg Stolzenfels und wurde von dem Schatzhüter des Erzbischofs Werner von Falkenstein gastfreundlich aufgenommen.

Der Pilger nannte sich Maso und war ein finsterer hagerer Mann, dessen dunkler Bart ihm bis zum Gürtel fiel und seinem Gesichte einen Ausdruck von nachdenkendem Ernste gab, der oftmals sonderbar mit dem tückischen und schadenfrohen Blitzen in seinen Augen contrastirte.

Seine Sprache war räthselhaft, gemessen, und wenn er in Eifer kam, voll pathetischen Schwunges. Seine Gestalt erhob sich dann sichtlich, seine Augen glühten, und eine gewisse Majestät umgab sein ganzes Wesen.

Um jene Zeit der erstehenden Wissenschaft waren die tüchtigsten Geister, durch die Phantasie und den noch in den Glaubenswundern befangenen Geist, auf die Abwege der Alchymie, Astrologie und Magie gerathen. Man glaubte durch die errungenen Anfangskenntnisse schon Herr der Natur zu sein und zog den Hang zum Wunderbaren in den Kreis der Forschung, um hierdurch in die Tiefen ihrer Gesetze einzudringen.

Besonders war es die Goldmacherkunst, welche die hellsten Köpfe eingenommen hatte; denn Gold war damals, wie heute, der erste Hebel zur Macht und viele Truhen durch die fortwährenden Fehden und die nothwendige Haltung von Söldnern arg geleert.

Auch Werner von Falkenstein betrieb wie sein Vorgänger diese Kunst, und manchen Goldgülden hatte er schon dem Tiegel geopfert, der hartnäckig seine Wiedergabe verweigerte. Durch ihn ergriff auch die Leidenschaft des Schmelzens seinen Schatzmeister, und als der gastfreundlich aufgenommene Pilger sich als einen Adepten, d. h. Gelehrten in der Kunst des Schmelzens, zu

erkennen gab und die Tiefen ſeiner Kenntniſſe vor dem lauſchenden Ohre des Ritters mit geheimnißvoll durchwebten Worten entrollte, war es beſchloſſene Sache bei Letzterem, auch ſein Glück zu verſuchen, um den Stein der Weiſen zu finden.

Er richtete dem Pilger ein abgelegenes Burggemach ein und brachte tagelang hier zu, um ſich immer noch tiefer in das zauberiſch lockende Netz des zu gewinnenden Reichthums verſtricken zu laſſen.

Der Schatzmeiſter hatte eine Tochter, welche in holder und jungfräulicher Anmuth herangewachſen war und mit ſinniger Liebe ihrem Vater das Leben verſüßte. Mit geheimer Angſt ſah ſie ihn mit dem ihr unheimlichen Menſchen verkehren, und tiefes Weh bereitete ihr ſein in der letzten Zeit ſo auffallendes und unſtätes Benehmen. Er achtete nicht mehr auf ihre Liebkoſungen wie früher, ja ſie ſchienen ihm manchmal läſtig, und länger als gewöhnlich ſchloß er ſich in das entlegene Gemach, von dem er ſtets niedergeſchlagener und trübſinniger herauskam.

Eines Tages kehrte ein Reiter auf der Burg mit der Nachricht ein, daß der Erzbiſchof mit einigen Edlen und Rittern ihm folgen, und einige Tage an dem Rheine verbringen werde.

Mit Schrecken gewahrte Elsbeth — ſo hieß das Mädchen — den Eindruck, den dieſe Nachricht auf ihren Vater übte, denn bleich und verſtört taumelte er zurück und wußte ſich faſt nicht zu faſſen. Später als er ſich allein glaubte, ſah ſie ihn im Gemache auf und ab

eilen, die Stirne zerſchlagen und hörte ihn darauf laut weinen.

Aus innerem Herzen mitweinend, wollte ſie in ſeine Arme eilen; aber mit einem wilden, an Wahnſinn ſtreifenden Ausrufe, lief er in das geheimnißvolle Gemach und ſchloß ſich in daſſelbe ein.

Das Mädchen, von der Sorge um ihren Vater getrieben, eilte ihm nach und blieb wie gebannt an der Thüre ſtehen, wo ſie ſeine Stimme hörte, die ſich in heftigen Vorwürfen und Klagen erging. Wie vom Blitze berührt, taumelte ſie bleich und voll Entſetzen bei dem Gehörten zurück und mußte gewaltſam den Buſen zuſammenpreſſen, um den Schrei der Verzweiflung zu unterdrücken, der ſich loszulöſen drängte. Ihrer Sinne faſt nicht mächtig und nicht mehr Herr über die wankenden Glieder, lehnte ſie ſich an die Wand, und nur ein tiefes, lautloſes Schluchzen erſchütterte das Herz, das ihr zu brechen ſchien vor Weh und Qual.

Gemeſſen antwortete eine Stimme den heftigen Worten ihres Vaters. In hinreißender Rhetorik entwickelte dieſe Stimme die Gründe der ſtets verfehlten Schmelzung und ſchloß mit den Worten:

„Bringt mir eine reine, makelloſe Jungfrau, deren Herz noch niemals für einen Mann gefühlt hat, und ihr ſollt das Gold gewinnen. Nur euer Eigenſinn hat bis jetzt die Operation mißlingen laſſen.“

„Menſch! Ungethüm! mit einem Morde ſoll ich mich beflecken! — ſchrie der gepeinigte Mann. — Meine Habe und meine Ehre habe ich eingeſchmolzen, das Vertrauen meines Gebieters mißbraucht, ſoll ich mich

auch mit Blutschuld bedecken und ein Mörder werden! Fluch deiner betrügerischen Kunst! Mein Gold schaff' mir, oder mit eigenen Händen erwürg' ich dich!"

„Nur das Herzblut einer Jungfrau läßt die Schmelzung gewinnen; doch wenn ihr es wünschet, versuche ich es noch einmal."

„Versucht! versucht! Ich muß das Gold haben. Ich will das Gold haben und wenn ich der Hölle mich verkaufen sollte!"

Heftig flog darauf die Thüre auf, und er stürzte mit wilden Sätzen hinweg, um in der freien Natur seine Qual zu betäuben.

Mit einem spöttischen Lächeln schaute der Alchymist ihm nach; doch sein Lächeln verschwand plötzlich und machte einem staunenden und bewundernden Ausdrucke Platz, denn vor ihm stand hoch und bleich Elsbeth und schaute ihn mit thränenlosen, aber brennenden Augen an.

„Ich habe Alles gehört und ich bin die Jungfrau, welche für ihren Vater das Herzblut opfern will und kann."

Ein wilder Blitz des thierischen Verlangens zuckte in dem glühenden Auge des Adepten auf und haftete sich verschlingend an die Gestalt des mit tonloser Stimme sich ihm übergebenden Mädchens. Aber der Meister in der Kunst der Verstellung wußte diesen Blitz augenblicklich zu verwischen, und liebevoll und wohlwollend sprach er zu ihr und suchte dabei ihre Hände zu fassen.

Schaudernd und voller Abscheu trat sie zurück. — „Berührt mich nicht! — rief sie — eure Berührung

iſt Entweihung. Sprecht, was ich thun ſoll, und mit eigenen Händen bohr' ich mir den Stahl in die Bruſt."

Nachdenkend wandte ſich der Adept ab und ein grimmiger Ausdruck der Rache umſpielte ſeine Züge, als er mit abgewandtem Antlitze ihr antwortete:

„Kommt heute um Mitternacht hierher. Ich will die Schmelzung bis dahin vorbereiten, und wenn die Sonne ſich erhebt, wird euer Vater Reichthum und Anſehen in Ueberfluß beſitzen."

„Könnt ihr das ſchwören?! Mir auf das Kreuz es ſchwören?!"

Schweigſam zog der Mönch ein Kruzifix aus der Bruſt, wandte ſich um und hielt es dem Mädchen entgegen. „Ich ſchwöre es dir — ſprach er ernſt und feierlich. — Wenn du allen meinen Anordnungen folgſt, genau ſo folgſt, wie ich es befehle, mache ich deinen Vater reich und angeſehen."

„Ich komme!" — hauchte die Jungfrau mit einem erleichternden Seufzer und ſchritt ebenſo leiſe aus dem Gemache, wie ſie hereingekommen war.

Ein kurzes unterdrücktes Hohnlachen folgte ihr. — „Glaubſt du mich zu bethören, kleine Taube, — murmelte der Zurückgebliebene, — ich will dich kirren, trotz des Kreuzes, das mir ſchon treffliche Dienſte geleiſtet hat." Und mit einem tückiſchen Kichern drückte er auf eine geheime Feder und ließ die vergiftete Dolchklinge, welche aus demſelben hervorſprang, ſchadenfroh in der Sonne funkeln.

„Ein trefflicher Gedanke, dieſe Beiden zuſammenzuſtellen, — höhnte er vor ſich hin. — Die Hölle im

Bunde mit dem Himmel, ha, ha; ein trefflicher Gedanke wahrlich, und ich bin ſtolz darauf, daß ihn die italieniſchen Prieſter zuerſt gefunden haben. Puh, die Teutſchen, trotz ihres Muthes und trotz der Länge ihrer Schwerter, was ſind ſie gegen dieſe kleine Waffe? — Nichts! Durchbohrt ſind ſie ſchon, wenn ſie noch ganz in Verehrung des Kreuzes ſtehen. Hier iſt die Macht des Kreuzes — ſprach er, die ſchändliche Waffe wiegend. — Gott und ſeine ſtrafende Gewalt. Eine andere Gewalt gibt es nicht, und weiſe iſt der, welcher ſie zu benutzen verſteht."

Sinnend ſchloß er die tödtliche Klinge wieder in die entweihte Scheide und verbarg das Kreuz auf ſeiner Bruſt; dann ſchloß er ſich vorſichtig ein, eilte in ein Nebengemach und hob mittelſt eines Brecheiſens eine Steinplatte aus dem Boden. Mit triumphirendem Frohlocken entnahm er darauf der geöffneten Vertiefung einen ledernen Sack, knüpfte ihn auf und ließ mit innigem Behagen die darin enthaltenen Goldſtücke durch ſeine Finger gleiten.

„Das iſt das Geheimniß der Goldmacherkunſt — ſprach er. — In dem Tiegel ſuchen es die Narren; der Kluge dagegen benutzt die Zeit ſeiner Ernte. — Komm Freund, heute wird ſich ſchon Gelegenheit zur Flucht bieten; das Mädchen öffnet meine Zelle, und wenn der Morgen tagt, werde ich über alle Berge und in Sicherheit ſein, ehe ſie bei der Verwirrung, die ich anrichte, daran denken, mich zu verfolgen."

Schmunzelnd befeſtigte er während dieſes Selbſtgeſpräches den Beutel an ſeinem Körper, legte die Platte

wieder auf und harrte der Nacht entgegen, welche Zeugin ſeiner Schandthat und Flucht ſein ſollte.

Auf dem Burghofe war es während der Zeit, als wir bei dem Adepten verweilten, tumultariſch zugegangen. Knechte und Reiſige mit dem Gepäcke des Erzbiſchofes waren in die Burg geſprengt und zäumten unter lautem Gerede und gegenſeitigem Zurufe die dampfenden Pferde ab, oder plauderten mit den Burgfaſſen, welche herbeigekommen waren, hülfreiche Dienſte zu leiſten. In den Gemächern dagegen eilten die Frauen geſchäftig auf und nieder, öffneten die gemalten Fenſter, ſtaubten die Möbel ab und überdeckten den Boden mit orientaliſchen Teppichen, welche die Knechte gebracht und heraufgetragen hatten.

Bleich und ernſt ſchritt Elsbeth unter den Mägden umher und leitete ihre Thätigkeit oder legte die letzte ordnende Hand an, während ihr Vater, der nochmals zu dem Goldſchmelzer geſchlichen war, um zu ſehen, wie weit die letzte entſcheidende Schmelzung vorgeſchritten, mit neuer Hoffnung zurückkehrte und ſichtlich erhoben die Anſtalten zum Empfange des Gebieters traf.

Als ihm Elsbeth einmal begegnete, ſchloß er ſie warm und mit hoffnungsvollem Augenblinken an ſein Herz und küßte ihre Augen. Er kannte nicht den Preis ſeiner Hoffnung und haftete ſich wie ein Ertrinkender an den letzten Halm, der ihm geblieben war.

Der Erzbiſchof ließ nicht lange mehr auf ſich warten. Unter dem lauten Signal des Thürmers kam er mit ſeiner glänzenden Umgebung den Berg herauf geritten und wurde von ſeinen Getreuen mit lautem Zu-

rufe begrüßt. Freundlich dankend ſtieg er unter der Hülfe zweier Knappen ab, ſchüttelte dem Schloßvogt und Schatzmeiſter die Hand und ließ ſich in ſeine Gemächer geleiten.

Unterwegs jedoch verlangte er Elsbeth zu ſehen, und als das Mädchen mit ſittigem Erröthen, aber edelem Anſtande ihm entgegentrat, ſprach er freundlich:

„Ei, Ihr ſeid groß geworden, Elsbeth, und ich ſtehe bei Euerer Holdſeligkeit nicht dafür ein, daß Ihr mir keinen der anweſenden Ritter abtrünnig macht.“

Mit ſcherzendem Drohen ſtellte er ſie hierauf den anweſenden Rittern vor, und manches Auge blickte mit zärtlichem Verlangen auf die Sittige, die mit Gewalt nur die Thränen zurückpreſſen konnte und nicht aufzuſehen wagte.

Nach noch einigen wohlwollenden Worten entließ er ſie und ſchritt in ſein Gemach; die Jungfrau kehrte in ihre Wohnung zurück, um ſich auszuweinen.

Unter den Rittern des Gefolges war auch ein Edeler von Weſterburg, auf den der Anblick dieſes ſchönen und beſcheidenen Mädchens einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Er konnte ihr liebliches Bild den ganzen Abend nicht aus den Augen bringen und auch in der Nacht ſtand es vor ihm und wehrte dem Schlaf.

Die Nacht war lau; der Mond ſchien hinter dem leichten Gewölke bleich und grau auf die Fluren, und die Nachtigall hauchte ihre Mollaccorde aus dem naher Gebüſche. Der Ritter legte ſich angekleidet an das Fenſter und ſchaute hinab in den von tiefer Ruhe übergoſſenen Hof, an deſſen einen Seite das Haus des Schatz-

meisters ſtand, in dem die Jungfrau wohnte, welche ſchon tiefer in ſeinem Herzen thronte, als er es ahnte.

Der Vater hatte Elsbeth den Nachtkuß zärtlicher gegeben als ſeither, und ſich entſchuldigt, daß ſein unſtätes Weſen ihr manche heimliche Thräne entlockt habe. „Du biſt ein gutes Mädchen, — hatte er liebevoll, ihre Wange ſtreichend, zu ihr geſprochen, — und Morgen ſollſt du mich wieder ſo heiter und wohlgemuth ſehen wie ſonſt, ehe der Geiſt des wilden Forſchens bei uns eingezogen war. Morgen bin ich von dem Alp befreit, der mich ſeither preßte, und ich kann wieder glücklich ſein, ganz glücklich in deiner kindlichen Liebe."

Mit einem unterdrückten Seufzer war er darauf in ſein Schlafgemach gegangen, und Elsbeth hörte ihn darin auf- und abwandeln und leiſe vor ſich hinmurmeln.

Die Zeit, um welche ſie bei dem Adepten erſcheinen ſollte, kam mit geflügelten Schritten heran. Mit jäher Entſchloſſenheit nahm ſie die Leuchte, ſchlich zum Gemache ihres Vaters und küßte den Thürgriff, den ſeine Hand berühren mußte. „Leb' wohl, Vater, — ſeufzte ſie dabei leiſe, — um mich glücklich zu machen haſt du dich in das Unglück geſtürzt, um dich ihm zu entreißen, gehe ich in den Tod. Beweine mich nicht, dort oben ſehen wir uns wieder!"

Wie ein Geiſt aus lichter Höhe ſchwebte ſie darauf hinaus und eilte nach dem Gemache des Adepten, der ſich bei ihrem Eintritte von den Büchern erhob, in welche er ſich vertieft zu haben ſchien.

Der junge Ritter, deſſen Blicke ſehnſüchtig nach den düſter erleuchteten Fenſtern des Mädchens geheftet waren,

fühlte ſein Intereſſe angeſpornt, als er an den hinterſten Fenſtern einen Schatten ſtets auf- und abwandeln ſah, während an den vorderen Fenſtern der Lichtſchein verſchwand, und das Mädchen bald darauf ſcheu und eilig über den Gang nach dem entlegenen Theile der Gebäulichkeiten eilte. Faſt willenlos trieb es ihn an, ihr zu folgen, und leiſe und geräuſchlos trat er deßhalb aus ſeinem Gemache und eilte ihr nach. Plötzlich war ſie verſchwunden, und er ſtand im Dunkeln.

Es ahnte ihm ein Geheimniß. Von einer beklommenen Neugierde getrieben, über die er ſich nicht Rechenſchaft zu geben vermochte, taſchte er ſich vorwärts. Da hörte er plötzlich Stimmen und bemerkte einen Thürſpalt, durch den er ſchaute.

Er blickte in das Gemach des Adepten. Das Mädchen kniete in demſelben, während der Alchymiſt ſich über einen Tiegel beugte und mit einem Stäbchen deſſen Inhalt zu prüfen ſchien.

„Du biſt alſo feſt entſchloſſen, Alles zu thun, was ich begehre," — ſprach er dabei, mit einem triumphirenden Seitenblick.

Das Mädchen antwortete ſo leiſe, daß es der Lauſcher nicht vernehmen konnte.

„Du biſt entſchloſſen, Kind, und ich will es deinem Vater lohnen, dadurch, daß ich ihm das Gold bereite, das er der eigenen Habe und derjenigen des Erzbiſchofs entzogen. Ehre um Ehre, Blut um Gold, ſo ſteht es in dem heil'gen Buche der Wiſſenſchaft. Opferſt du deine Ehre, empfängt dein Vater alle Ehre, und glänzend wird ſein Name unter der Ritterſchaft ſich erheben.

Opferſt du dein Blut, ſo kann ich das Gold bereiten, das ihn der Schmach entzieht. Bereite dich auf beides, denn der Geiſt ſagt mir, daß deine Schönheit nicht alſo vergehen darf."

Zähneklappernd und ſchaudernd vor glühender Eiferſucht ſah der Ritter, wie der Unverſchämte ſich mit lüſternen Blicken dem Mädchen nahte. Er hob den Fuß, um die Thüre zu ſprengen, aber der laute Ausruf des Mädchens lockte ihn nochmals an den Spalt.

„Zurück, Niederträchtiger! — rief das Mädchen mit einem edelen Stolze, der ſich mit tiefem Abſcheu paarte. — Mein Blut zu opfern bin ich gekommen, denn das Glück meines Vaters geht mir über Alles; aber eine Beleidigung laſſe ich mir nicht, ſelbſt nicht als Opfer für den Vater bieten."

Der Adept wandte ſich achſelzuckend ab und ſprach, wie vor ſich hin: „Ich habe keine Zeit zu verlieren. Oeffnet eure Bruſt, denn die Miſchung klärt ſich."

Mit ſeinem Stäbchen beſchrieb er Zauberkreiſe und murmelte Zauberſprüche, während das Mädchen wieder auf die Kniee ſank und betete. Dann ergriff ſie einen Stahl; aber in demſelben Augenblicke ſprang die Thüre krachend auf, und der Ritter fiel ihr in den gegen ſie ſelbſt bewaffneten Arm. Das Meſſer entſank ihrer Hand, und mit einem tiefen Seufzer brach ſie ohnmächtig zuſammen.

Der Adept ſtand bei dem Einbruch des Ritters faſt wie gelähmt vor Schreck und Angſt. Da der Ritter jedoch dem Mädchen beiſprang, nahm er die Gelegenheit wahr und machte ſich davon.

Langſam erholte ſich die Ohnmächtige. Wie aus einem wüſten Traum erwachend kam ſie zu ſich, und als ihre Erinnerung zurückkehrte und ſie ihre Lage überſchauen konnte, brach ſie in krampfhaftes Schluchzen und Weinen aus.

Wie heilender Balſam tränften die Ermuthigungsworte des Jünglings in ihre Seele und erſchloſſen ihr Vertrauen. Alles theilte ſie ihm mit, denn ihr Herz war voll, und ſie der Ueberlegung nicht mehr mächtig.

Als ſie ſchwieg und ihr in Thränen gebadetes Geſicht in die Hände vergrub, ſprach er ihr Muth ein und verſicherte, dem bedrängten Vater helfen und das Gold beſchaffen zu wollen.

„Beruhigt euch, edle Jungfrau, — fügte er hinzu, — euerem Vater ſoll geholfen werden. Ich aber bin erfreut, von dem Zufalle zu euerer Rettung auserleſen worden zu ſein. Ich habe einen herrlicheren Schatz gefunden, als alle Goldmacher je gewinnen können.“

Mit ſtillem Weinen der Dankbarkeit ſchaute die Jungfrau ihm in das Auge, und wie von unſichtbarer Gewalt gedrängt, näherten ſich Beider Lippen und wurzelten im Kuſſe der Verlobung feſt und innig aufeinander. Ein warmer Hauch der neu erwachenden Hoffnung fuhr über das von Weh geknickte Herz des Mädchens, und indem ſie ſich feſt an den Buſen des Erretters anſchmiegte, hörte ſie ſtill und mit glückſeliger Wonne die Worte der Liebe an, welche er zu ihr ſprach.

Des anderen Morgens trat er vor den Vater. Dieſer hatte die Nacht ſchlaflos zugebracht und harrte mit erwartungsvoller Ungeduld dem Aufgang der Sonne entgegen.

Mit verzweiflungsvoller Bestürzung vernahm er das Vorgefallene und die Flucht des Adepten. Als aber der Ritter ihm seine Liebe zu Elsbeth gestand und um ihre Hand warb, und als er ihm endlich als Eidam seine Börse zur Verfügung stellte, schwoll das Herz des alten Mannes, und weinend preßte er den Edelen an seine Brust.

Im Laufe des Tages fanden die Fischer eine Leiche im Rheine, welche alsobald als diejenige des Adepten erkannt wurde. Das Gold, das er bei sich trug, wurde dem Erzbischofe ausgeliefert, und da derselbe ein offenes Geständniß von seinem Schatzmeister empfangen hatte, wie er sich habe hinreißen lassen, sein Vermögen an die falschen Vorspiegelungen dieses Betrügers zu hängen, so konnte es ihm wiedererstattet werden, bis auf ein Geringes, das der Tiegel verbraucht hatte.

Elsbeth empfing dagegen für ihre kindliche Liebe und den Beweis ihres hohen Opfermuthes ein reiches und glänzendes Hochzeitsgeschenk und lebte bis in das hohe Alter in der glücklichsten Ehe.

Hammerſtein.

Der Name der Grafen von Hammerſtein erloſch in dem elften Jahrhundert am Rheine mit dem Ableben des Grafen Otto. Er ſtand mit Erzbiſchof Erkenbold in Fehde, weil der Letztere auf der Synode von Nimwegen es durchzuſetzen wußte, daß des Grafen Ehe, ohne daß die Gatten hierauf angetragen hatten, für ungültig erklärt wurde.

Freilich kümmerten ſich weder der Graf noch ſeine geliebte Irmengarde um dieſe frevelhafte Einmiſchung in die Heiligkeit ihrer Verbindung. Aber der Kaiſer Heinrich II., dem der Klerus ſo gerne den Namen „der Heilige" beilegen möchte, weil er alles für ihn gethan und ſich wie eine Gliederpuppe von ihm hatte leiten laſſen, der aber beſſer von jedem teutſchen Manne aus erwähnten Gründen „der Schwachkopf" genannt werden ſollte, zog mit einem Heere gegen den Mann, der ſein Weib mit ihrem Willen behalten und ſeine Kinder nicht als Baſtarde betrachtet wiſſen wollte. Der Kaiſer ſchloß die Feſte ein, konnte ſie aber nur durch Hunger bezwingen.

Nach dem Ableben Ottos fiel Hammerſtein an den Kaiſer zurück, da es ein Lehen war, das einſt dem Hauſe des Grafen überlaſſen wurde. Der Kaiſer ſchenkte

ſie den Erzbiſchöfen von Köln, ſodann denen von Trier, welche die Burg durch Vögte verwalten ließen.

In dem Jahre 1105 ſaß der greiſe Burgvogt im trauten Burggemache. Neben ihm zur Linken ſtand an dem hohen, maſſiven Sorgenſtuhle von durch die Zeit dunkel gewordenem Eichenholze ſein altes, treues Schwert, während zur Rechten eine edle Fangdogge ſaß, die ihren Kopf auf den Schooß ihres Herrn gelegt hatte und ſich mit behaglichem Augenzwinkern von ihm an dem Hinterkopfe grauein ließ. Vor dem heiteren Alten, deſſen Augen ernſtfreundlich aus dem wettergeſchlagenen Geſichte blinkten und durch die grauen Augenbrauen und kurzen grauen Haare noch freundlicher erſchienen, ſtand auf dem ſchweren Tiſche eine blinkende Kanne voll des edlen Rheinweines, während zwei liebliche Mädchengeſtalten, wie Genien des Glückes und der Zufriedenheit, mit kindlicher Liebe ihn zu erheitern ſtrebten.

„Alle Wetter, Mädchen, zerzauſe mir doch nicht den Bart!“ — rief er einem lächelnden Blondkopf zu, der mit verſchmitztem Blicke und den Roſenfinger auf den Lippen, ihn umgangen und von hinten am Schnurrbarte gezupft hatte. — Fröhlich ſchlug die Geſcholtene in die Hände und hüpfte herbei, den Vater wieder mit einem Kuſſe zu verſöhnen. Die kleine Unholdin konnte es ſich jedoch nicht verſagen, der Dogge dabei in die Ohren zu kneifen, was dieſe jedoch nur mit einem freundlichen Blicke und mit dem Wedeln ihres buſchigen Schweifes gemüthlich aufzunehmen geruhte.

„Bring' deiner Schweſter die Harfe, Kindskopf, damit ſie etwas ſinge," — ſprach der Vater ihr zu, und wie eine Elfe hüpfte ſie in die Ecke und brachte das Inſtrument der braunäugigen und ſinnigen Schweſter.

Nach einigen Griffen und nachdem ſie die Harfe geſtimmt hatte, lief dieſe mit flüchtigen Fingern durch die Saiten und begann dann mit weicher, gefühldurchzitternder Altſtimme:

Was zieht verlangend dich von mir,
Geliebter, weit in's Land?
Warum entrinnt die Thräne dir,
Was ſehnſt du dich nach Land?

Blinkt dir die Sonne nicht? Ihr Strahl
Erwärmt er nicht, o ſprich?'
Blüht keine Blume dir zur Wahl?
Beſitzeſt du nicht mich?

Du ſehnſt verlangend dich hinaus,
Verlangend dich zurück!
O bleib'! Beſtellt iſt ja dein Haus,
Zufriedenheit iſt Glück!

„Ja! ja! — ſprach der Vater, — Keiner ſehne ſich hinaus, deſſen Haus beſtellt iſt, und der in Ruhe und Behagen ſeiner Thätigkeit ſich freuen kann für ſeine Lieben und ſein Vaterland. Keiner aber ſehne ſich auch nach dem, was ihm das Geſchick verweigert hat und ſei glücklich mit dem, was er beſitzt. Ja, ja, — fuhr er trübe und mit Seufzen fort, — ein gutes Liedchen, Gula, was du geſungen haſt; aber doch manchmal greift es, trotz ſeiner Wahrheit, in's Herz mit Sehnſucht und Kummer und mißſtimmt die Seele, daß ihr alles Be-

hagen vergeht. Geht mir's doch ebenſo. Ich habe euch, ihr lieben Mädchen, aber wahrlich noch einmal ſo froh wäre ich, wenn ihr Wämmſer ſtatt Röcke trüget und das Schwert ſchwänget, ſtatt der Spindel. Ja, hätte ich nur einen Sohn und euch, ich wäre der glücklichſte Vater."

„Und wer hindert dich, es zu ſein?" — ſprach ſanft die Braune zu dem Greiſe, indem ſie ihre feine Hand auf die ſchwielige Fauſt des Verfinſterten legte.

Der Greis blickte auf in die traulichen und mit liebevollem Ernſte auf ihm ruhenden ſanften Augen der lieblichen Jungfrau, und wie im Aerger über ſich ſelbſt, ſchlug er ſich ſeufzend vor die Stirne und entgegnete:

„Haſt Recht, Mädchen! Thorheit iſt's, ſich hinaus zu ſehnen, wenn das Haus beſtellt iſt, wie das Meine. Ich will mich auch nicht mehr darüber grämen, es hilft ja doch zu Nichts!"

„Wart, Väterchen, ich laſſe mir ein Wamms machen, nehme einen Spieß und werde ein Junker. Du ſollſt deine Freude an mir erleben! — neckte der muntere Blondkopf. — Des Abends nehme ich die Zither, ziehe vor der Liebſten Fenſter und liſpele mit zarten Tönen ein Ständchen."

Munter trällerte ſie hierauf ein neckiſches Liedchen, hob leicht und anmuthig das Kleid ein wenig auf und tanzte im Gemache umher mit einem ſolchen Ernſte, daß man ſie unwillkürlich herzen mußte, wenn man ſie ſah. Plötzlich jedoch blieb ſie lauſchend ſtehen, denn von unten hallten einige heftige, dumpfe Schläge herauf. Die

Dogge fuhr auf und ſchritt mit kurzem Knurren und abgeſtoßenen Lauten an die Thüre, um dort zu ſchnobern.

„Zwei Pilger, welche Einlaß begehren, harren außen," — rapportirte ein Knecht unter derſelben.

„Laßt ſie herein und führt ſie hierher. Hier ſoll Niemand ohne Herberge und einen Nachttrunk vorübergehen, ſo lange ich ſelbſt noch einen Becher Wein im Keller habe."

Der Knecht trat ab, und bald hörte man den Riegel zurückſchieben und die Einlaßpforte öffnen. Stimmen murmelten, Schritte kamen näher, und bald darauf traten zwei Pilger in das Gemach. Der eine war ein jüngerer Mann, der Andere ein zitternder Greis.

Freundlich war der Vogt ihnen entgegengetreten, doch als er näher kam und in das von Leiden durchfurchte Antlitz des Greiſes ſah, der eben ſeine Kappe zurückgeſchlagen hatte, ſank er mit dem Ausrufe: „Mein Kaiſer und Waffenherr!" vor ihm auf die Kniee.

„Ja, ja, — ſprach Kaiſer Heinrich IV., der aus der Haft entflohen war, in welcher ſein Sohn, auf den Rath der chriſtlichen Erzbiſchöfe hin, ihn gehalten hatte, — ich bin es, treuer Waffenfreund, und komme als Flüchtling, von dir ein Obdach zu erbitten."

„Als Flüchtling!" — rief voll ſchmerzlichen Staunens der Vogt.

„Als Flüchtling, — beſtätigte Heinrich IV. — Ein ſchlimmer Feind von mir hat ſelbſt den ſchwachen Greis zu beſchimpfen gewagt und ihn verrätheriſch gefangen geſetzt."

„Ha! wer ist der Schändliche, der solcher Frevelthat sich vermessen darf an seinem greisen Kaiser und Herrn!“ — rief empört der biedergesinnte Ritter, indem seine Rechte das Schwert suchte, und Kampfeslust ihm aus den Augen glühte.

„Mein Sohn ist es, mein eigener Sohn!“ — wimmerte der arme Vater, indem er das Gesicht in seine Hände vergrub und bittere Thränen vergoß.

„Der Sohn!“ — stammelte zurücktaumelnd und mit Schauder der Vogt, an dessen Seiten sich die ebenfalls weinenden Mädchen drängten.

„Dankt Gott, daß ihr keinen Sohn habt, wackerer Freund, und daß die zarte Sittigkeit der Mädchen euer Alter erheitert. O wie gerne tauschte ich mit euch, beneidenswerther Mann!“

Kaiser Heinrich IV. blieb einige Tage bei seinem Waffendiener auf Hammerstein und wurde dann von Letzterem gegen Köln hin geleitet, wo andere Getreuen den schwerbeleidigten Kaiser empfingen.

Der Gram und die schmerzlichen Erfahrungen, welche er an den Fürsten machen mußte, die die Stirne hatten, darüber noch zu triumphiren, daß er vor dem Papste um Gnade betteln mußte, stürzten ihn bald nachher in das Grab.

Der Vogt aber dachte noch oft an den erzählten Abend und an das Lied der Tochter, sowie die Worte des Waffenherrn zurück und fühlte sich in dem Besitze seiner holden Töchter glücklicher und zufriedener.

Rolandseck und Nonnenwerth.

Dem Drachenfelsen gegenüber liegt auf einer mit Reben umzogenen Höhe des Siebengebirges die verwitterte Burg Rolandseck und unter derselben, auf einem Eilande des Rheines, das Kloster Nonnenwerth.

Es ist rührend, wie in der Zeit des Mittelalters die physische Kraft durch die ätherische Frauenverehrung gezügelt worden ist. Der rüdeste Kämpe, welcher in Eisen gehüllt, jeden Reisenden anfiel, schmachtete des Abends wie ein girrender Tauber vor dem Fenster der Geliebten und war glücklich, wenn der Luftzug von ihrem rauschenden Kleide ihn angefacht hatte. Freiwillig unterzogen sich Kriegsmänner, die wir als Günstlinge des Waffengeschickes zu betrachten gewohnt sind, den abnormsten Liebesproben; jahrelangen Schweigens, Huldigungen aus der Ferne; durch das Land zu streifen und jeden zu befehden, der die Dame des Herzens nicht als die Schönste pries, und dergleichen Galanterieen mehr.

Die Zeit war damals in die Flegeljahre des Jünglingsstandes getreten, und Rohheit, Derbheit und strenge

Ehrlichkeit reichten der Frauenvergötterung die Hand, wie es ja auch in unseren eigenen Jünglingsjahren zu geschehen pflegt.

Die Entwickelung schreitet voran. Heute sind wir gewaltiger im Kampfe und menschlicher in der Liebe. Der bleiche Lebemann, der die Frauen wie irdische Geschöpfe behandelt und keinen Ritterhelm aufheben kann, fährt an dem anderen Morgen mit einem Scherz auf den Lippen und einer Cigarre im Munde zum Pistolen- oder Degenduell, die Brust nur von dem feinen Linnen bedeckt; während der Junker früher mit der Faust einen Stier niederschlagen konnte, seine Geliebte wie eine Gottheit verehrte und wohl verwahrt in Stahl und Eisen, im Zweikampfe sich das Vergnügen machte, sein Schwert schartig zu klopfen.

Poetisch bleibt uns die Ritterzeit immerhin, und sie heimelt uns an, wie dem Mann seine eigene Jugend. Poetischer aber wird sie, wenn, wie in nachfolgender Sage, der höchste Waffenruhm mit der sinnigsten Liebe sich verbindet, und dadurch uns die Extremen recht lebhaft vor das Auge geführt werden.

Roland, der Ritter ohne Furcht und Tadel, der Neffe Karls des Großen und Pair des fränkischen Reiches, dessen Pferd und dessen Klinge von den Dichtern besungen wurden, weil der Heldenschein des wackeren Kämpen auf sie strahlte, ritt einst auf Abenteuer an den Rhein und begehrte Herberge auf der Burg Drachenfels.

Er hatte kaum seinen Namen genannt, als der Hausherr ihm entgegenkam und ihn mit allen Zeichen der

Bewunderung und Verehrung umarmte, während die Saffen voll staunender Ehrfurcht sich sammelten, um den Mann zu sehen, dessen Thaten in dem Munde der ganzen Christenheit wiederklangen.

Ebenso biederherzig als der Hausherr, empfingen die Frauen den lieben und berühmten Gast. Und besonders war es die Tochter, welche mit einem flüchtigen Blicke der jungfräulichen Scheu ihn begrüßte und schnell das erröthende Köpfchen niedersenkte; denn Rolands Augen hatten sich bewundernd auf ihr Antlitz festgewurzelt.

Wie aus einem süßen Traumbilde erwachend, folgte er der Aufforderung des Hausherrn, seine Rüstung abzulegen. Und selbst als er allein war, stand die liebliche und keusch-sinnige Erscheinung des Mädchens lebendig vor seiner Seele, und es trieb ihn, die Arme nach ihr auszubreiten und sie im Geiste wenigstens an sein Herz zu pressen.

Einige Tage verbrachte der Held auf der Burg, und mehr und mehr fühlte er den Zauber, den wahre Jungfräulichkeit auf jedes Herz auszuüben im Stande ist. In süße Schwärmerei versunken, lebte er in der Nähe des Mädchens und schien seine Waffen vergessen zu haben; glücklich schon, wenn er stumm neben ihrem Stickrahmen sitzen und der Geschäftigkeit der niedlichen Finger zusehen konnte, welche die Nadel führten und verschlungene Arabesken oder schimmernde Blumen auf der Linnen zauberten.

Nur wenn ihn die Mutter oder auch die Tochter, Letztere aber stets mit einem schnellen, doch schüchternen

Blicke, der warm wie ein Frühlingshauch unter dem Augenliede hervorquoll, aufmunterten, ergoß ſich der Strom der Erzählung von ſeinen Lippen und wälzte ſich wie ein Zauberband durch alle die fernen Länder, in welchen er gelebt und geſtritten hatte. Höher flammten dann ſeine Wangen auf, ſeine Augen leuchteten, und bewundernd und entzückt mußte die Jungfrau ihn dann anſehen, bis ſein Auge ſie traf und die ihrigen ſenken machte.

Aus dieſem ſüßen Zauber des häuslichen Wohlbefindens wurde Roland durch die Kriegsfanfare geweckt, welche die Mannen zu einem Streite wider die Hunnen rief.

Die Pflicht gebot; Roland durfte nicht ſäumen. Aber jetzt erkannte er, was er zurückließ und was ihn ſeither ſo raſtlos und unzufrieden gemacht hatte, trotz allen Ruhmes, den er ſich errungen.

Voll Trauer und Schmerz wanderte er nochmals an alle Plätze, welche ihm ſo lieb geworden, da ſie ja auch die Lieblingsplätze des Mädchens waren, und ſeufzend rief er ſich auf ihnen die verlebten Augenblicke zurück.

Ein lautes Weinen weckte ihn aus ſeinen Träumereien. Unwiderſtehlich zog es ihn nach einer Geisblattlaube und zu den Füßen des ſchluchzenden Mädchens, das bei ſeinem Anblicke in Thränen zerfloß. Schweigend beugte er ſein Knie vor ihr, und ſie verbarg ihr glühendes Geſicht in ſeinen Locken.

Worte ſprachen es nicht aus, was die Herzen fühlten. Aber Beide wußten, was ſie einander waren, und

als Roland die Geliebte in seine Arme schloß und die Thränen hinwegküßte, lag sie wie ein trauerndes und vertrauendes Kind an seinem Herzen, und nur von Zeit zu Zeit hob sich ihr Busen in einem zurückgedrängten Schluchzen.

„Ich kehre wieder, — sprach sanft der Held, dessen Augen im feuchten Glanze zitterten. — Und bald werden wir ewig verbunden sein."

Lautlos bewegten sich des Mädchens Lippen. Roland nur verstand, was sie sprachen und schloß die Geliebte inniger an sein Herz.

Das wahre Glück ist ohne Prunk und betäubendes Geräusch. Auf der Burg wurde daher auch die Verlobung gefeiert, und nur an dem reichlichen Weine, der den Sassen und Knechten gespendet ward, erfuhren diese die freudige Begebenheit.

Der Heerbann war entboten, und von Zeit zu Zeit hallte eine Kriegs- oder Siegesnachricht durch die Gauen des großen Kaiserreiches und versetzte die Gemüther in spannende oder freudige Aufregung.

Am begierigsten aber lauschte man diesen vereinzelten Gerüchten auf Drachenfels; denn Jedes derselben brachte ja Kunde von Roland, dessen Thaten sich auch hier, wie früher bewährten.

Wie mit gewaltigen Sturmesschwingen machte sich das Gerücht aber auf, die Besiegung des Feindes und die Beendigung dieses Krieges zu verkünden. Freudenfeuer leuchteten auf den höchsten Bergesgipfeln und jubelnd zog man den heimkehrenden Kämpen entgegen.

Auf Drachenfels blieb es still und öde; denn zugleich mit der Siegesnachricht wurde der Tod Rolands verkündet, und Jeder, der in Drachenfels einkehrte, sah bleiche Gesichter und in Thränen gebadete Augen.

So tief wie die Liebe in das Herz des Mädchens eingewurzelt war, so tief war auch ihr Weh, als sie den Tod des Geliebten bestätigt hörte. Ihr frommes, schwärmerisches Gemüth fand nur im Gebete Trost und in der gläubigen Hoffnung des einstigen Wiedersehens. — Beschlossen stand es bei ihr, in den heiligen Räumen eines Klosters der Wiedervereinigung entgegenzuharren.

Die Eltern, welche ihrer Tochter keinen höheren Trost als den der Religion zu bieten vermochten, ließen sie, wenn auch mit schwerem Herzen ziehen, und da sie mächtigen Einfluß besaßen, gelang es ihnen, die Noviziatzeit abzukürzen und die Trauernde bald eingekleidet zu sehen.

Trüber Ernst lag über der Burg, welche vorher im Rosenschein der Hoffnung gestrahlt hatte.

Monde zerrannen, ohne daß eine Veränderung eingetreten wäre. Jeden Morgen schauten die gealterten Eltern von dem Söller ihres Schlosses herab in das Kloster, und jeden Morgen sahen sie im Garten desselben die Tochter, welche ihnen liebevoll zuwinkte und sodann in die Kapelle trat.

Eines Tages aber sollte ein Strahl des früheren Glanzes auf der Burg wiederkehren, denn ein glänzendes Häuflein Ritter sprengte den Weg hinauf und der Thürmer stieß lustig in sein entwohntes Horn.

Die Thore öffneten sich, und mit einem munteren Scherze sprengte Roland in den Hof; aber seine Scherze verstummten, als der Hausherr ihn voll Entsetzen anstarrte, und die Mutter in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrach.

In jäher Ahnung schrack der Ritter zusammen und frug hastig und mit versagender Stimme nach der Braut.

Schweigend führte ihn der Vater auf den Söller der Burg und wies hinab auf das Kloster, das im Sonnengolde wie ein lieblicher Garten im Rheine lag.

„Wir glaubten dem Gerüchte von euerem Tode, Ritter, und sie ist dahinunter, euch zu beweinen."

Ein wilder Wehruf hob sich aus der Brust des gewaltigen Mannes und im tiefsten Schmerze verbarg er sein zuckendes Antlitz in den Händen. Dann aber, wie von den Furien der Verzweiflung getrieben, stürzte er hinweg, warf sich auf sein Pferd und jagte den Berg hinab, über Gerölle und Gründe, an die Fluthen des Rheines, welche sein Antlitz umspielten und mit ihrem Gemurmel den Ritter auszuhöhnen schienen.

Bald erhob sich, Drachenfels gegenüber, die Burg Rolandseck. Auf ihr saß der Held viele Tage und Wochen und schaute hinab in das Kloster und verzehrte sich im träumerischen Schmerze.

Eines Abends, als er im Trübsinne auch auf dem Söller saß, tönte laut vibrirend die Glocke des Klosters herauf, und die Nonnen trugen einen schwarzumhüllten Sarg, mit Kerzen in den Händen, auf ihren

Friedhof. Da ſenkten ſie die Leiche unter dem klagenden Geſange des Sterbeliedes ein.

Bis in das Innerſte erſchüttert ſtand Roland auf und faltete die Hände und weinte. Sein Knappe trat ein, und als er den Herrn weinen und beten ſah, wiſchte auch er ſich die Thräne aus den Wimpern und ſprach leiſe:

„Herr, die Gräfin von Drachenfels.“

„Ich weiß, — winkte Roland ihm zu, — ſattle mein Roß, wir ziehen hinaus, damit ich bald mit ihr vereinigt werde.“

Viele Thaten vollführte noch der Held. Endlich fand er im Kampfe mit den Mauren in Spanien das geſuchte Ziel ſeines Lebens.

Friedrich und Gela.

Ich kann nicht umhin, den Charakter des Mittelalters auch in folgender Sage wiederspiegeln zu lassen, welcher ich absichtlich diese Stelle angewiesen habe.

Im zwölften Jahrhundert stand die Feste, welche heute bei Gelnhausen nur als Trümmerbild zu sehen ist, in vollem Schmucke ihrer stolzen Kraft.

Es war dies Schloß ein Lieblingsaufenthalt des jungen Friedrich, nachmaligen Kaisers Barbarossa, der in demselben die schönsten Tage seiner Jugend mit Gesang, Jagd und jugendlichen Spielen verbrachte.

Der Burgvogt, ein ehrwürdiger Greis, der mit väterlicher Liebe dem erknospenden Helden zugethan war, besaß zwei Töchter, wovon die eine, Gela mit Namen, hold und sittig, das Herz des jungen Herzogs entflammt hatte, der sich unwiderstehlich zu ihr hingezogen fühlte.

Die Liebe zu Gela wurzelte in seinem jungen und unbewachten Herzen fest, und als er einmal dem Mädchen allein und ohne Zeugen begegnete, ergriff er ihre Hand, gestand seine Liebe und lief dann hinweg.

Unter Furcht und Hoffen verbrachte er diesen und noch mehrere Tage, immer bemüht, die Geliebte zu

erſpähen, aber vergeblich, denn Gela vermied ihn, wo und wie ſie es nur vermochte.

Traurig, die Geliebte ſo lange nicht geſehen zu haben, und von bangem Zweifel erſchüttert, ob er vielleicht zu kühn geſprochen und zu viel gewagt habe, wandelte er eines Mittags hinaus auf die Fluren und ſtand plötzlich vor dem überraſchten und erröthenden Mädchen, das Kräuter ſuchte.

Sie wollte fliehen; doch als ſie den Schmerz in den Zügen des Jünglings ſah und den flehenden Ausdruck in denſelben bemerkte, blieb ſie ſtehen, bot ihm die Hand und lispelte mit niedergeſchlagenen Augen und hocherglühtem Antlitz:

„Ich liebe euch, Friedrich, und werde heute Nacht in der Kirche euerer harren.“

Dann eilte ſie hinweg, um ihn ſeinem Glücke zu überlaſſen.

Die Nacht ſenkte ſich, und Friedrich eilte bei ihrem Erſcheinen in die Kirche.

Stunden vergingen, bis Gela leicht und flüchtig erſchien, an ſeine Seite ſich ſetzte und widerſtandlos ſich von ihm an die Bruſt ziehen ließ. Keuſche Küſſe und zärtliche Worte löſten ſich von ihren Lippen; denn ihre Liebe war die der Kinder, welche ſchon glücklich ſind, ſo nahe beiſammen ſitzen zu dürfen.

Monden verſtrichen, und nächtlich ſaßen ſie vor dem Altare und plauderten und hatten keine andere Wünſche, als daß es immer ſo bleiben möge.

Aber es blieb nicht immer ſo. Der Lärmruf tönte durch Teutſchland und die Ritter ſchmückten ſich mit dem

Kreuze. Auch Friedrich fühlte die Kampfesluſt, und als er mit Gela davon ſprach, forderte dieſe ihn auf, hinauszuziehen, um ſeinem Namen eine würdige Stellung zu erringen und nicht bei ihr ſeinen Lorbeer zu verträumen.

Unter Thränen und Küſſen nahmen ſie Abſchied. Friedrich ſchwur, ſie heimführen zu wollen und wenn er mit der Welt um ſie ringen müſſe.

Als Held und Kriegsmann an Erfahrung und Ruhm, kehrte er zurück und ſuchte ſeine Gela auf, der er ſeine Liebe bewahrt und das unverletzte, kindliche Herz zurückgebracht hatte.

Statt ihres Grußes aber, empfing er nur ein Briefchen. Er las, und wie gebrochen ſank er nieder und weinte heiß und lang.

„Friedrich, — ſchrieb das Mädchen, — du biſt Herzog und mußt auch ein fürſtlich Gemahl nach Hauſe führen. Ich gehe in das Kloſter, denn meine Liebe zu dir will ich rein und treu bewahren.“

So wie der Jüngling, ſo blieb auch der Kaiſer ſeiner Gela treu. Ihr Briefchen zog mit ihm durch das kriegeriſche Thatenleben, und ſelbſt in den Armen ſeiner Gattin verließ es die Stelle ſeines Herzens nicht, denn er hatte ſich ein Geſpons erwählt, das er nicht zu lieben vermochte.

Zum Andenken an Gela gründete er Gelashauſen, das heutige Gelnhauſen.

Drachenfels.

Ich führe meine Leſer auf den Flügeln der Phantaſie wieder zurück an den Drachenfels, den wir ſchon von der Rolandsſage aus kennen.

Die Burg ſteht auf dem höchſten Kegel des Siebengebirges, und oftmals ſchwimmen die Wolken unter ihr hinweg und verdecken ihren Anblick.

Ueber ihre Entſtehung berichtet uns die Sage Folgendes:

Einſt hauſte ein wilder und gräßlich anzuſehender Drache in einer Höhle dieſes Berges und verheerte die Gegend rings umher. Zu dem Schrecken, welchen dieſes Unthier weit und breit verbreitete, geſellte ſich plötzlich auch ein Krieg, in den einige chriſtliche Stämme mit ihren heidniſchen Nachbarn entbrannt waren.

Der Schlachtengott der alten Germanen aber ſchenkte ' inen Treugebliebenen den Sieg, und unter Jubel kehrten dieſe, beladen mit Beute und Gefangenen in großer Auswahl und Zahl, in die Heimath zurück.

Unter den Gefangenen befand ſich auch eine wunderholde Jungfrau aus edelem Geſchlechte. Die Anführer der Zurückkehrenden, und insbeſondere der menſchenfreundliche Ottfried, ſahen ſie mit Wohlgefallen und entbrannten in Liebe für ſie. Als die Beute zur Thei-

lung kam und jeder derſelben die Jungfrau beſitzen wollte, kam es zum Zanke, und nur mit Mühe konnte einem tödtlichen Kampfe vorgebeugt werden.

Um dem Unfrieden im eigenen Lager vorzubeugen, entſchloß man ſich, die Prieſterin der Nacht zu befragen und das Schickſal der Maid von dem Ausſpruch der Letzteren abhängig zu machen.

„Iſt die Schönheit der Gefangenen ſo groß, daß ſie Haß und Feindſchaft unter uns zu erzeugen vermag, ſo ſoll ſie Keiner beſitzen, ſondern dem Drachen vorgeworfen werden," — war die Antwort der Prieſterin auf die ihr vorgelegte Entſcheidung.

Gegen dieſen todbringenden Ausſpruch durfte nicht angekämpft werden, denn alles Volk ſtimmte demſelben bei. Ottfried floh, bis in die Seele vom bitterſten Weh berührt, während man die Jungfrau an den Berg führte, den der Drache ſich zum Aufenthalt erkoren hatte.

Mit neugieriger Spannung ſchaute das Volk auf das ſich entwickelnde Schauſpiel. Ernſt und feierlich ſchritt die Jungfrau entſchloſſen nach der Höhle, aus welcher der ſtinkende Dampf des Unthiers quoll, der giftig auf die Thiere und Pflanzen umher einzuwirken vermochte. Es kroch hervor und betrachtete ſich mit ſeinen kleinen geſchlitzten Augen das Mädchen, das bei dem eckelerregenden Anblicke ſchaudernd daſtand und bebte; dann aber ſchoß es unter dem lauten Aufſchrei der Zuſchauer auf die Jungfrau los und — wandte ſich, wie vom Blitze getroffen, zu ihren Füßen.

Staunend ſah das Volk; bleich und bebend ſtand die Jungfrau, aber vor ihr ſtand Ottfried, das Schwert in die Weichen des Unthiers vergraben, das mit menſchlichem Gewinſel verendete.

Ein brauſender Jubelruf durchzitterte die Luft, als man den Zuſammenhang der That und die Rettung der Jungfrau erkannte. Hunderte von Männern eilten ſchnellen Laufes herbei und trugen Beide nach Hauſe, und ſelbſt der Rival wünſchte Ottfrieden Glück, die Holde durch ſeine kühne That errungen zu haben.

Als die Menge ſich verlaufen hatte, frug Ottfried das ſtill betende Mädchen:

„Wer gab dir die Kraft, dem Unthier entgegenzugehen und ſeinen Anblick zu ertragen? Die Stärkſten bebten vor ihm zurück und der Muthigſte hätte nicht gewagt, was du Schwache gethan.

Da nahm das Mädchen ein Kreuz von der Bruſt nnd reichte es ihm mit den Worten:

„Dies Kreuz iſt der Talisman, der mich ſtark machte und muthig, denn was ſeine Lehre uns verheißt, kann weder Tod noch Grab verwiſchen.“

Verwundert ſchaute Ottfried auf das kleine Geräthe nieder; doch als ihm die Jungfrau ſeine Bedeutung erklärte, ward es Licht vor ſeinen Augen und er ließ ſich taufen.

Die Gerettete reichte ihrem Retter die Hand, denn Liebe fühlte ſie für ihn und Dankbarkeit. Ottfried baute Drachenfels ſeinem Weibe zu Ehren und ward ein Segenbringer ſeinem Volke.

Stromberg.

Auf seinem Zuge nach Palästina kehrte Diether von Schwarzeneck auf der Burg Argenfels ein und lernte daselbst Bertha, die jüngere Tochter des Grafen, kennen und lieben.

Mit dem festen Vorsatze, bei seiner glücklichen Wiederkehr das holde Mädchen als Weib nach Hause führen zu wollen, ritt er von Argenfels ab, und es scheint, daß seine Werbung nicht auf ungünstigen Boden gefallen war, denn aus dem Fenster der Burg schaute ein Lockenkopf dem Davonreitenden nach.

Ritter Diether, in dessen Brust eine rasche Kampfesgier loderte, ließ sich von derselben hinreißen und wurde von den Sarazenen gefangen und in die Gefängnisse von Ptolomais entführt.

Langsam und träge verflossen dem Ritter da die Tage. Trübe saß er hinter dem Gitter und dachte an die Heimath und gelobte ein Kirchlein zu bauen, wenn der Himmel ihm die Freiheit schenken wolle.

Sein Gebet ward erhört. Eines Tages schienen seine Wärter bestürzt und geschäftiger als gewöhnlich zu sein. Waffenlärm tönte dumpf in die Einsamkeit seiner Zelle und mischte sich mit dem Allah il Allah der Mauren.

Stunden verliefen dem Ritter in ängstlicher Spannung. Endlich, nachdem er vergebens auf den Wärter geharrt hatte, denn die Zeit seines Erscheinens war gekommen, flog die Thüre auf, und Krieger des Kreuzes traten herein und lösten ihn von seinen Banden.

Noch einige Gefechte machte der Ritter nach seiner Befreiung mit, dann lenkte er aber den Pfad in die Heimath zurück, denn die Politik des ganzen unseligen Streites war ihm während der Gefangenschaft klar geworden, und er erkannte, daß von dem Papste, nicht zur Verherrlichung Gottes, sondern zur Zügelung der Ritterschaft das Kreuz gepredigt wurde.

Angelangt in den heimathlichen Gauen, betrachtete er es als erste Pflicht nach Argenfels zu reiten, um seine Geliebte zu begrüßen. Aber mit Entsetzen schaute er Trümmer statt der Burg, und ein Hirte theilte ihm mit, wie eine Raubhorde die Burg angegriffen, geplündert und zerstört habe. Wo die Mädchen waren, wußte der Hirte nicht, wohl aber versicherte er, daß sie geflohen seien, denn man hätte sie nicht unter den Gefangenen bemerkt.

Traurig und niedergeschlagen kehrte Diether nach Hause, legte sein Kriegsgewand ab und durchforschte als Pilger die Gegend.

Müde und abgemattet von einer längeren Wanderung, auf welcher seine Hoffnung, die Spur der Verschwundenen zu entdecken, schon vielmal getäuscht worden war, kam er an eine Eremitage auf dem Stromberg und beschloß, daselbst um Gastfreundschaft zu bitten. Wie erstaunte er aber, als er statt eines Eremiten, ein

Weib ſah, welches vor dem rohen hölzernen Kreuze kniete und ſich in das Gebet vertieft zu haben ſchien. Mit Ehrfurcht blieb er ſtehen und harrte der Beendigung des Gebetes; dann aber, nachdem ſie ſich erhoben, trat er auf ſie zu, um ſie zu grüßen. Kaum jedoch begegneten ſich ihre Blicke, als er freudig zuſammenſchrack und mit dem Jubelruf „Bertha“ ihr zu Füßen ſank.

Weinend beugte ſich Bertha über den wiedergefundenen Liebling ihres Herzens und preßte ihn aber- und abermals an den aufſchwellenden Buſen.

Auch die Schweſter kam jetzt, durch den Freudenſchrei gelockt, herbei und begrüßte den Ritter mit trübem, aber freundlichem Ernſte.

Diether von Schwarzeneck vernahm nun im Laufe des Abends, daß ein Ritter, der mit dem Vater befeindet war, ſich den Abzug des Kaiſers zu Nutze gemacht und die Burg Argenfels überfallen und ausgebrannt habe. Der Vater fand den Tod, als er die Raubgeſellen verfolgte; ſie aber wären durch einen unterirdiſchen Gang in das Freie gelaufen und von einem Köhler aufgenommen worden.

Nachdem ſie den Tod des Vaters erfahren, hätten ſie beſchloſſen in der Einſiedelei zu bleiben und daſelbſt ihr Leben zuzubringen.

„Nun aber iſt auch dieſer Gedanke aufgegeben, und ihr folgt mir auf meine Burg, — ſprach Diether. — Du, Bertha, weißt es, daß dein Bild mir gefolgt iſt, und daß ich durch dich nur glücklich werden kann.“

Schweigſam preßte Bertha ihm die Hand und ſchmiegte ſich an ſeine Bruſt; die Schweſter dagegen er-

klärte bestimmt und fest, in der Einsiedelei bleiben zu wollen.

Diether von Schwarzeneck baute seinem Versprechen gemäß auf Stromberg eine Kapelle; aber lange vor ihrer Beendigung schon hatte er Bertha als Weib in seine Behausung geführt und lebte lange Jahre in einem beneidenswerthen Glücke, geschätzt und geachtet von Hoch und Gering.

Treuenfels.

Wer die romantischen Seitenthäler des Siebengebirges durchwanderte, wird obige Felswand kennen, auf welcher ein geborstener Altar steht mit dem Namen Liba. Die andere Schrift ist unleserlich — für mich wenigstens gewesen — und die Kapelle, welche den Altarstein umschloß, liegt in Trümmern, von dornichtem Brombeer durchflochten und blühendem Waldginster überdeckt.

Ritter Balther — so meldet die Sage — besaß ein Lehnsschloß im Siebengebirge und war ein wackerer, aber etwas hitziger und aufpolternder, greiser Herr. Er hatte

seine Tochter Liba einem jungen Ritter — Schott von Grünstein — zugesagt und sah beruhigt und glücklich dem Ende seiner Tage entgegen, die sich wie reifender Herbst zu senken versprachen.

Damals saß Engelbert I. auf dem Erzbischofstuhle zu Köln und herrschte über seine Landen mit väterlicher Fürsorge und weiser Entschlossenheit. Er that den Armen viel Gutes, verbesserte die Gesetze und hob das Bürgerthum, indem er den eitlen Anmaßungen der Junker energische Schranken entgegensetzte.

Kein Wunder daher, daß der Erzbischof, sowie er von den Bürgern geliebt und geehrt, von den Rittern mit Argwohn beurtheilt werden mußte. Seine Verordnungen wurden befeindet, und seine Erlasse mit Unwillen gelesen und kritisirt.

Ritter Walther, obgleich er dem Räuberunwesen, das nach und nach bei den Rittern eingerissen, nicht zugethan war, haßte dennoch die Verordnungen und Mahnungen des Erzbischofs, sowie die Begünstigungen der Bürger und erkannte darin einen Angriff auf die Ehre und das Ansehen der Ritterschaft.

Seine zornige Rede verdammte Engelbert, und da sein Haus ein vielbesuchtes war, so trugen seine Worte nicht wenig dazu bei, die Unzufriedenheit gegen den Erzbischof zu steigern.

Eines Abends gerieth er auch im Kreise vieler Ritter auf dieses Thema, und polternd und grollend sprach er gegen eine neue Verordnung, die wieder erschienen war. Umsonst sprach einer der Ritter gegen ihn und wies auf die Macht des Erzbischofs hin, gegen welche nicht

anzukämpfen wäre. Der zornige Greis wurde immer noch zorniger und rief endlich:

„Wäret ihr Männer, so hieltet ihr zusammen, verbändet euch gegen den übermüthigen Prälaten und stimmtet seine Sprache herab. Wäre mir Einer so gekommen in meiner Jugend, ich hätte es ihm gezeigt, daß Ritterthum sich nicht beleidigen läßt. Ihr aber seid heulende Flaumbärte, die nicht den Muth zur That haben!"

Schweigsam und finster schauten die Ritter bei der Rede des erhitzten Greises vor sich nieder, und es war als streiften die Fittiche eines finsteren Entschlusses mit unheilwehenden Schwingen durch den Saal. Plötzlich erhob sich ein Ritter, faßte den Pokal und rief:

„Freunde und Edle! Ritter Walther hat recht gesprochen; denn hielten wir zusammen, so brächten wir eine Macht auf, die Anmaßungen des Erzstuhls zurückzuweisen. Wer so gesinnt ist wie ich, der ergreife den Pokal und stoße an auf Bundestreu gegen unser Aller Feind!"

Und klirrend trafen sich die Pokale und Humpen; denn des Ritters Worte zündeten in Aller Herzen, weil sie das ausdrückten, was in Aller Busen schlummerte.

Der Abend war verhängnißvoll. Die Verbündeten verschworen sich gegen das Leben des Erzbischofs, legten sich in seinen Weg, als er von einer kleineren Reise zurückkehrte und ermordeten ihn.

Abscheu und Entrüstung weckte die That. Der Kaiser ließ die Mörder verfolgen und festnehmen. Alle Spuren der Untersuchung wiesen auf Walther als den ersten Begründer der Verschwörung hin, und augenblicklich

wurden Truppen ausgesandt, den Ritter zu fangen und seine Burg zu schleifen.

Unheilschwanger näherten sich die kaiserlichen Söldlinge der ahnungslos liegenden Burg und brachen wie ein Blitzstrahl verderbenbringend auf sie ein. Die Burg war gezündet, fast ehe der Ritter es gewahr wurde.

Mit verzweiflungsvollem Schrei stürzte Liba zu dem Vater und entriß den bestürzten Greis den ihn umzüngelnden Flammen. Eilig zerrte sie ihn nach dem geheimen Gange und entfloh mit ihm in die Tiefen der Wälder.

Hier, abgeschieden von der Welt und unentdeckt von den Feinden, lebte sie mit dem durch die Flammen beschädigten Ritter, dessen Sehkraft sich täglich verringerte. Sie pflegte ihn mit ausdauernder Liebe und suchte Wurzeln und Beeren, um sein Leben zu fristen.

Auf ihrer Wanderung durch die Wälder war sie an einen Fels gekommen, dessen Wand eine Höhle barg. Hierher führte sie den während der Zeit erblindeten Vater und bereitete ihm ein weiches Lager von Laub und duftigem Moose.

Oft, wenn sie in seiner Nähe saß und mit dem Greise plauderte um ihn zu erheitern, tastete er nach ihr, ergriff ihr Haupt und küßte ihre Haare. Seine Lippen zuckten im Gebete, und mit seinen glanzlosen Augen, denen Thränen entströmten, schaute er nach Oben zu dem Allerbarmer, der die Sünden wägt und die Thaten richtet.

Er fühlte tief, was er gethan, und jammerte; aber nicht um sich, sondern um der Tochter willen, deren Glück sein unbedachter Zorn gemordet hatte.

So saßen Beide einmal auf dem Felsen, denn Balther wollte die Sonnenwärme genießen. Die Jungfrau kniete vor ihm und des Greises Hände spielten in ihren Locken oder streichelten die abgehärmten, zarten Wangen, als ein Geräusch von Schritten die Jungfrau aufschauen machte.

Ihr Herz zog sich zusammen, und ihr Athem stockte, als sie durch ein sie verbergendes Gebüsch die schlanke Gestalt eines Jägers sah, der trübsinnig durch die Wälder streifte.

„Schott!" wollte das Mädchen rufen, aber der Ruf erstarb in ihrer Kehle; denn das Gespenst der Rache, welches sie auf das Haupt des Geliebten locke, stand drohend vor ihr und warf sie in die ganze Qual der bittersten Verzweiflung.

Thränen entströmten heiß und brennend ihren Augen, und mit erhobenen Händen betete sie:

„O Gott, wenn wir gesündigt, üb' Verzeihen und ende unsere Strafe."

„Amen!" — sprach der Greis, indem er fromm die Hände faltete und nach Oben schaute.

Da flammte aus einer pfeilschnell daherjagenden Wolke ein Wetterstrahl herab und erschütterte mit seinem rollenden Donner die Schluchten und Klüfte der Berge.

Schott von Grünstein, der den flammenden Strahl gesehen und seine Spuren verfolgen wollte, stand plötzlich neben der Leiche der Geliebten und des Greises, die verklärt, im Tode noch zu lächeln schienen.

Voll ehrfurchtsvollen Schauers über die Wege der Vorsehung kniete er nieder und betete. Ihm war es weh, und doch wieder beruhigt zu Muthe; denn sichtbar war die Vorsehung ihm hier entgegen getreten, und vertrauensvoll durfte er nach Oben blicken, wo ihm ein wohlbekanntes Engelsangesicht entgegen zu lächeln schien.

Er senkte die Leichen an der Stelle ein, wo er sie gefunden und ließ ein Kirchlein über sie errichten, dessen Altar den Namen Liba trug und noch heute trägt.

Der Fels aber, wo die Tochter den Vater verpflegte und selbst das heiligste des weiblichen Herzens, ihre Liebe, opferte, wurde der Treuenfels genannt.

* * *

Alten-Ahr.

Es steht ein zerfallenes Schloß an der Ahr, von dem folgende Sage im Munde des Volkes lebt.

Der letzte Graf von Altenahr besaß zwei holde, freundliche Töchter, welche ebenso zart und sinnig als hochherzig und muthig waren. Sie waren der einzige Stolz des greisen Vaters und erheiterten ihm die alten Tage, so daß er oft sich äußerte: lieber möchte er sterben, als seine Mädchen missen.

Eines Tages ritten zwei Edelknechte von verschiedenen Seiten in das Schloß ein. Der alte Graf empfing sie und nahm ihre Botschaft ab.

Ernst las er dieselbe, schritt sodann in das Gemach der Mädchen und übergab jedem derselben ein Schreiben.

Diese lasen, erröthteten sodann und schauten zweifelnd auf den Vater.

„Nun, meine Töchter, — sprach dieser sanft, — welchen Bescheid soll ich den Boten mitgeben?"

„Fragst du noch? — entgegnete die Aelteste. — Die Tochter des Grafen von Altenahr ist zu stolz, einem Raubgesellen ihre Hand zu bewilligen."

„Und du?" — redete der Greis zu der Jüngsten.

Diese flog ihm an den Hals.

„Väterchen, ich denke wie Rosa!"

„Ich danke euch meine Kinder, — herzte sie der Greis. — Die beiden Ritter sind Räuber und Wegelagerer. Sie werden uns bekriegen, aber lieber den Untergang, als einen Familienbund mit diesen Gesellen."

Er zerriß die Briefe, händigte die Stücke den Boten aus und ließ diese abreiten.

Wenige Tage nachher brachten dieselben Boten zwei Fehdebriefe, und wieder wenige Tage später lagerten Heerhaufen um das Schloß und schlossen es ein.

Der Graf berief seine Mannen, alte, kampferprobte Männer, welche treu an ihm und seinem Hause hingen. Er versammelte sie im Ahnensaal und trat sodann inmitten seiner beiden Töchter herein.

„Sassen — sprach er — und Freunde! Die beiden Ritter, welche uns befeinden, haben die Hand meiner

Töchter verlangt, aber dieſe haben den Antrag zurückgewieſen. Glaubt ihr, daß ſie ein Recht hierzu gehabt haben, und wollet ihr mit uns lieber untergehen, als das Schloß übergeben, oder war es ein Unrecht und wollet ihr lieber abziehen und euch ihnen anſchließen?"

„Lieber Tod!" — rief es von allen Seiten.

„Saſſen, ſo werden wir kämpfen und um keinen Preis uns übergeben."

Die Belagerer aber, welche wohl die Stärke des Schloſſes kannten, beeilten ſich nicht, daſſelbe zu berennen. Sie beſchloſſen vielmehr, es auszuhungern und begnügten ſich, die Ausfälle zurückzuſchlagen.

Wochen verſtrichen. Die Lebensmittel gingen den Belagerten endlich aus. Der Graf berief wieder ſeine Mannen.

„Freunde! — redete er ſie an. — Die Vorräthe des Schloſſes ſind erſchöpft, und es bleibt uns nichts anderes übrig, als noch einen Ausfall zu verſuchen, und wird dieſer abgeſchlagen, zu verhungern. Ich gebe euch ein Recht zu gehen . . ."

„Nein, nein! lieber Tod!" — rief es wild durcheinander.

„So rüſtet euch zum Ausfall!"

Der Ausfall wurde zurückgeſchlagen. Ernſt und reſignirt kehrten die Uebriggebliebenen in das Schloß zurück und bereiteten ſich zum Tode.

Männer ſiechten dahin und wie ſie, die beiden Mädchen. Der Hungertyphus kam hinzu, und endlich ſtand der Greis an den Leichnamen ſeiner Töchter und den-

jenigen ſeiner Mannen. Sein Körper war gebeugt, aber ſein Geiſt nicht gebrochen.

Er ſchritt in ſeine Rüſtkammer und hüllte ſich in Erz. Er ſchritt in den Stall und ſattelte ſein Leibroß. Dann ſprang er auf deſſen Rücken und jagte mit demſelben auf die Zinne der hohen Wälle.

„Verflucht ſei euere Feigheit, mit der ihr in fauler Unthätigkeit liegen bleibt, ſtatt im ehrlichen Sturm uns zu berennen! Möge unſer Fluch über euch kommen, und ich noch im Todesſprunge über euch ſiegen!"

Alſo rief er laut und drohend, ſetzte ſeinem Pferd die Sporn ein und ſprang von den Wällen herab in die Tiefe hinunter, wo die Ahr ihr ſilbernes Band durch grüne Fluren ſchlängelt.

Zerſchellt lagen Roß und Reiter. Die Feinde aber, welche dieſen kühnen Heroismus ſahen, ergriff deſſen Größe mit ſolcher Schauergewalt, daß ſie in wilder Flucht davonſtoben.

Zu ſpät kam das Entſatzheer. Sie fanden zwar ein in wilder Flucht verlaſſenes Lager, aber auch eine ausgeſtorbene Feſte. Sie ſprengten die Thore und zogen ein in das Haus der Leichen. Wehmuth und Ernſt erfüllten ſie bei dem Anblicke und ſie zogen ſich zurück, indem die heilige Scheu ihnen verbot, Beſitz von den Hallen zu ergreifen, in denen Männer mit ſolcher Selbſtüberwindung geſtorben waren.

Niemand mehr bewohnte das Schloß. Es verfiel als Grabkatakombe der Letzten des Geſchlechtes und ihrer ächt teutſchen Mannen.

Die beiden Raubritter, welche den Verfall veran-

laßten, wurden bekriegt, ihre Festen geschleift, ihre Wappen gebrochen und sie selbst in die Verließe gesperrt, in denen sie verschmachteten.

Heute ist das Schloß zerfallen. Die Ritterzeit ist dahin, aber ihre Erhabenheit klingt noch immer in uns wider.

Cöln.

Tiefes, schmerzliches Bedauern fühlen wir bei dem Namensverluste des Mannes, der den Plan zu dem herrlichen, gigantischen Baue des Domes in seinem Geiste erzeugt und der Nachwelt überliefert hat.

Erschütternd wirkt der Anblick des Gottestempels, und ehrend denken wir an den Schöpfer, obgleich sein Name verlöscht ist.

Doppelt rührend aber ist es, daß der Volksmund diesem Namensverluste Rechnung zu tragen bemüht war und ihn mit mystischem Schleier zu umhüllen suchte. Die Sage hat den Meister namenlos in ihren Zauberkreis gezogen, und ich gebe ihren Inhalt in Folgendem.

Trübe und sinnend war der Baumeister des Domes schon seit langen Jahren unter seinen Mitbürgern umhergewandelt, bald abgeschlossen hinter den Büchern und

Pergamenten, bald einsam unter dem Dome hoher, schattiger Eichen und Buchen.

Ein Glanzwerk zu erschaffen war sein Streben; aber bis jetzt hatte er immer noch vergeblich nach dessen Idee geforscht. Alles was er ersonnen und erdacht hatte, ließ ihn unbefriedigt und kalt.

Ungeduldig und wie in Fieberhitze warf er sich einmal auf seinem Lager umher, und gleich wie neckische Kobolde schwirrten und tanzten die verschiedenen Pläne, die er schon entworfen hatte, vor seinem aufgeregten Geiste und nickten ihm verhöhnend zu. Ein Plan dagegen blieb mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt, und wenn der Meister diesen Schleier zu lüften trachtete, entwischte ihm das Pergament, und aus dem gehobenen Ende schaute ihm wie lichernd eine altbekannte und oft verworfene Idee entgegen.

Stöhnend und von Wahnsinnsungeduld durchschüttelt, strebte der Meister dem verschleierten Bilde nach, das vor ihm gaukelte und ihn hinaufführte auf einen Felsen, in dessen Tiefe Nacht und Grauen lag. Hier fiel plötzlich der Schleier; mit einem wilden Jubelschrei wollte der Meister nach dem Bilde haschen, aber es schwebte sich verwischend in die Leere und er stürzte in die Tiefe.

Von unsäglicher Angst gefoltert und in kalten Schweiß gebadet, fuhr der Träumer aus dem Schlafe. Sein Herz pochte, sein Geist aber war hell und klar, und er bewußt, das Herrliche, nach dem er jahrelang gestrebt hatte, deutlich vor seinen Augen gesehen zu haben.

„O, — rief er ſchmerzlich, — daß dieſes Bild mir nur noch einmal erſcheine! Nur noch einmal, daß ich es ganz erfaſſen kann, in allen ſeinen Theilen!“

Da war es ihm, als kniſtere es in der dunkelſten Ecke ſeines Gemaches. Ein grauer Rauch erhob ſich und geſtaltete ſich zu Formen.

Erſchrocken und Unheil ahnend wollte der Meiſter von dem Lager ſpringen, aber ein leiſes Kichern hielt ihn zurück, und vor ihm ſtand der Satanas, in deſſen Zügen Schadenfreude und heimlicher Triumph ſich ſeltſam paarten.

„Biſt du zufrieden, wenn ich dir das Bild noch einmal vor die Seele führe,“ — ſprach er grinſend zu dem mehr Erſtaunten als Erſchreckenen.

Da flammte die Begehrungswuth in dieſem auf, und mit wilder Hitze rief er:

„Bringe es mir und ich gebe dir Alles, was du willſt!“

„O, nichts will ich! Gar nichts! Nur eine Kleinigkeit! Unterſchreibe dieſes Pergamentchen und du ſoliſt es ſehen.“

Der Meiſter beſann ſich ſchaudernd, denn wie Feuer glühte die Schrift, die ihm der Teufel entgegenhielt. Er ſchwankte; da aber zog der Satan ein anderes Pergament hervor, mit einem grauen Schleier überdeckt, und ſeiner nicht mehr mächtig, griff der Zaudernde mit zäher Entſchloſſenheit nach der verhängnißvollen Rolle.

Bleich und mit ſtockendem Athem las er. Plötzlich aber warf er ſie hinweg und rief:

„Schändlich! Hinweg von mir! Zwei Seelen forderst du, die Meine und die des ersten Kirchengängers! Ha! die Meine nimm, doch nimmermehr will ich einen Andern mit hinab in's Unglück ziehen."

„Dann lebe wohl, Meister, den Plan wirst du niemals finden."

Der Teufel barg das verschleierte Pergament in die Brust, lüftete aber dabei den Schleier ein wenig, so daß ein Theil des Planes in die Augen des Entrüsteten fallen konnte. Angezogen von den Linien, und wieder in die ganze Tiefe seines Forschens und in die ganze Qual der seitherigen Enttäuschung versetzt, starrte er mit brennenden Blicken auf das Bild, das der Satan langsam und bedächtig in seiner Brust verbarg.

Uebermannt von seinem Triebe und seinem Ehrgeize, griff der Meister nach der hinweggeschleuderten Schrift.

„Halt, ziehe das Pergament nicht zurück. Meine Seele gebe ich dir, und noch einige Jahre früher, als du geschrieben hast."

„Nein! nein! Unterzeichne oder lebe wohl!"

Mit schlauer List wandte sich der Teufel zum Gehen, aber der Ruf des Meisters hielt ihn auf. Er kam zurück und empfing die unterzeichnete Verschreibung gegen den Austausch des Planes.

Jahre waren seit jener Nacht vergangen, und der Bau des Gotteshauses näherte sich einem Zeitpunkte, in welchem schon der erste Segen in demselben gesprochen werden konnte.

Freilich, fertig war der Dom damit noch lange nicht und nur ein winziger Theil war es, in

welchem die Gläubigen ihr Gebet verrichten ſollten, jedoch genügte er, um die Herrlichkeit des Ganzen ahnen zu laſſen.

Hochgeprieſen ward der Meiſter. Der Erzbiſchof zog ihn an ſeinen Hof und die Edelen waren glücklich, wenn ſie mit ihm umgehen durften. Jeder Mund ſprach ſeinen Namen aus, und ſein Ruhm ſchien feſtzuſtehen wie die Fundamente ſeines Baues.

Der Meiſter aber blieb kalt bei allen Gunſtbezeugungen, und düſter bei allem Jubel, der ihm zu Ehren ſcholl. Sichtlich bleichte er an einem geheimen Grame ab, und als die Zeit mit Rieſenſchritten näher rückte, in welcher der Erzbiſchof die Weihung des einſtweilen Vollendeten vornehmen wollte, ließ eine quälende Angſt ihm weder Raſt noch Ruhe.

Mißtrauiſch ſchüttelten die Bürger die Köpfe und deuteten mit ausdrucksvollen Gebehrden nach der Stirne, wenn ſie den Bauherrn wie ein friedloſes Geſpenſt durch die Straßen eilen ſahen. Eigenthümliche und geheimnißvolle Gerüchte erhoben ſich, erſt klein und wie im Scherze, dann aber rieſengroß und Wahrheit bezeugend, und man floh den Scheuen, der den Umgang mied und am liebſten ſich abſchloß, um allein zu ſein.

Auch dem Erzbiſchofe kamen die Gerüchte zu Ohren, und da er ſchon längere Zeit über die ſcheue Unſtätigkeit des Meiſters tief betrübt war, nahm er ſich vor denſelben zu befragen und ihn zur Buße zu ermahnen, wenn eine Schuld ihn preſſe.

Er beschied, diesem Gedanken treu, den Bauherrn zu sich und sprach ihm mit liebevollen Worten in die Seele.

Der tiefgequälte Mann konnte bei der freundlichen Zusprache des Prälaten, das für ihn zu schwer gewordene Geheimniß nicht länger mehr ertragen, und unter Thränen theilte er es dem aufhorchenden Priester mit.

Als er geendigt hatte, kniete dieser nieder und betete, und auch der Meister kniete nieder, aber beten konnte er nicht, sondern nur ein qualvolles Schluchzen löste sich aus seiner Brust und entquoll wie unartikulirtes Lachen seinen Lippen.

„Ihr habt euch schwer versündigt, Meister, — sprach jetzt sich erhebend der Erzbischof, — nicht allein an euerem Seelenheile, sondern auch an dem Seelenheile eines Anderen. Geht nach Hause und versucht den Himmel anzurufen. Auch ich will beten, vielleicht daß Gott euch Gnade und mir Erkenntniß spendet, wie sich das Unheil von uns löse."

Bleich und erschüttert schleppte sich der Bauherr nach seiner Wohnung und versuchte, was der Erzbischof ihm gerathen. Aber es war, als wenn der Himmel sich vor ihm verschlossen hätte und ihm die Höllenmacht das fromme Wort in Hohn verkehre. Er warf das heilige Buch, das er genommen hatte um darin zu lesen, mit einem wilden Schrei in die Ecke, zerschlug sich Brust und Stirne und sank endlich betäubt zu Boden.

Man kann sich die Bestürzung der Cölner Bürger denken, als sie hörten, daß der Erste, der den Dom

betrete, dem Teufel verfallen sei. Mit grauenhafter Scheu floh man die Stelle und das Haus des Meisters, und selbst den Namen desselben vermied man auszusprechen, als wenn schon dieses mit dem Bösen in unangenehme Berührung bringen müsse.

Der aufgebaute Theil des Domes, welcher der Einweihung entgegenharrte, stand, wie auch die ganze Baustelle, verödet und verlassen. Mit Bedauern sprach man in den Schenken von dem entweihten Werke, und selbst der Erzbischof sann nach, wie der Schatten, der sich an das Werk geheftet, wieder zu verwischen wäre.

Um diese Zeit war es, daß eine berüchtigte Gaunerin in den erzbischöflichen Gefängnissen der Verurtheilung entgegenharrte. Diese erhielt nicht sobald Kunde von der Verlegenheit, in welcher sich der Erzbischof und die gesammte Bürgerschaft befanden, als sie sich erbot, die Erste zu sein bei dem Eintritte in die Kirche. Nur möge man sie gewähren lassen, und insofern es ihr gelänge, den Teufel zu überlisten, die Freiheit schenken.

Die Anerbietung dieses berüchtigten und in Sünden aufgewachsenen, sonst aber schönen und verschmitzten Weibes, wurde dem Erzbischof hinterbracht, welcher nach eifrigem Bedenken mit seinen geistlichen Räthen sich endlich dazu entschloß, die Gefangene gewähren zu lassen.

Am Tage der Einsegnung versammelte sich die ganze Clerisei, der Adel und die Bürger, Mann und Frau und Kind, Alles strömte herbei, um dem sonderbaren Schauspiele beizuwohnen.

Nach langem Harren der tobenden Menge öffnete sich plötzlich die Rathhausthüre, und ein bedeckter Kasten

wurde von sechs stämmigen Knechten herausgetragen, die nicht undeutlich in sich hineinschmunzelten und lachten.

Die Glocken wurden geläutet und die Menge, welche hörte, daß in dem Kasten das Teufelsopfer sich befinde, drängte und schob sich so weit als möglich von demselben zurück.

Der Zug setzte sich endlich in Bewegung. Voran der Kasten, hinter demselben Mönche mit Weihwasser und Wedeln, sodann Chorknaben mit Weihrauchgefäßen, dann das Domkapitel, die Pröbste, Diakone, endlich der Erzbischof, das Allerheiligste tragend, von dem Adel und den Vertretern der Zünfte umgeben; diesen schloß sich gewappnete Miliz an, und diesen endlich in unabsehbarer Reihe die erwartungsvolle Menge.

Des Meisters wurde gar nicht mehr gedacht.

Nachdem der Zug an den Dom gekommen war, sprach der Erzbischof ein lautes Todtengebet, wobei der Chor die letzte Strophe desselben nachbetete. — Nach diesem Gebet stießen zwei Stadtknechte in scheuvoller Entfernung die Thore zu der Kirche auf, der Kasten öffnete sich und heraus eilte auf Händen und Füßen eine Frau, welche, sobald sie in die Kirche kam, mit fürchterlichem Gepolter und Hohnlachen von Freund Satanas empfangen und unter ihrem entsetzlichsten Gequiese den Hals umgedreht bekam.

Plötzlich aber fuhr er mit fürchterlichem Wuthgebrüll empor. Der Bischof fiel auf die Knie und mit ihm die ganze Menge, und der Teufel ballte mit Zähneknirschen die Fäuste und fuhr mit Gestank davon, direkt nach dem Hause des Bauherrn, dessen zappelnde

Seele er alsbald durch die Lüfte in die hölliſche Region des Schwefels und Peches entführte.

Der Teufel war nicht ſobald verſchwunden, als aus dem Kaſten eine Frau eilte und in die Kirche trat, wo ſie auf die Knie ſank und die Hände emporhob. Der Erzbiſchof, der nun erkannte, daß der Teufelsbann gebrochen, trat mit lautem Hallelujah ein, und die Menge folgte ihm halb bebend, halb jauchzend.

Lachend und ſcherzend ſchleppten die Knechte eine in Weibskleider gehüllte Schweinsleiche aus dem Dome, die dem Teufel geopfert worden war. Den Bauherrn dagegen fand man gräßlich entſtellt, mit umgedrehtem Genicke, an ſeinem Tiſche ſitzen, der verhängnißvolle Plan vor ihm und das heilige Gebetbuch beſudelt am Boden.

Er wurde ſtill begraben. Die Teufelsüberliſterin aber trat in ein Kloſter, denn die Nähe des Höllenfürſten war ihrem Gewiſſen doch ein wenig gar zu kitzlich geworden.

Der Löwenbesieger.

Am Rathhause zu Cöln weisen zwei Bildwerke (das eine an der Vorderseite des Erkers, das andere an einem Erker im inneren Hofraume) auf die heldenmüthige That des Bürgermeisters von Gryn hin. Sie war ein ächtes Zeichen des Bürgermuthes und söhnt uns wieder ein wenig mit der Rohheit jener Zeit, — welche von Einigen auch noch die Herrliche genannt wird, — dem Uebermuth der engherzigen und machtgierigen Prälaten und dem renommistischen Stegreifheldenthum der Ritter aus.

Die Geschichte der rheinischen Städte ist fast einzig und allein ein Kampf des aufstrebenden Bürgerthumes gegen die ränkevolle Unterdrückungspolitik der geistlichen Tyrannen, welche sich wenig um den Kaiser kümmerten, ja gewissermaßen dessen Regenten waren.

Ein solcher herrschsüchtiger, stolzer Prälat war Konrad von Hochstetten, der 1237 dem ermordeten Engelbert I. (siehe Treuenfels) auf dem Erzstuhle nachfolgte.

So wie Engelbert I. ein weiser, tüchtiger und einsichtsvoller Fürst und Priester war, so war besagter Konrad das Gegentheil hiervon, und er brachte es glücklich dahin, daß die Cölner sich gegen seine Eingriffe in

ihre Municipalverfassung verwahrten und unter Mathias von Overstolz endlich die Waffen ergriffen.

Konrad zog mit Heeresmacht gegen die Rebellen, mußte aber eine schmähliche Niederlage erleiden.

Noch mehr gegen die Unverschämten aufgebracht, die ihn selbst zu besiegen wagten, aber doch belehrt, versuchte er mit List, was ihm durch Gewalt nicht gelingen wollte. Er brachte es dahin, Zwietracht unter die Bürger zu säen und sich hierdurch die Herrschaft über die Stadt anzueignen.

Ganz in seine Fußtapfen trat sein Nachfolger Engelbert II. aus dem Hause Falkenburg. Dieser ließ die, die Stadt umschließenden Bollwerke noch mehr befestigen und mit Truppen besetzen.

Zwar erkannten die Bürger jetzt, wie schmachvoll sie sich hatten überlisten lassen: aber die Macht, die der Erzbischof aufstellte, schüchterte sie ein, und murrend zwar, aber doch furchtsam, ordneten sie sich seinen Aussprüchen unter.

Als aber die Herrschaft des Prälaten immer drückender wurde, erhob sich ein schlichter Mann, Eberhard, und rief die Bürger zur Einigkeit auf und zum Kampfe gegen den Unterdrücker.

Der Bürgermeister von Gryn vereinigte seine Worte mit denjenigen des edlen Eberhard, und wie ein zündender Funke tauchte in Aller Herzen der Freiheitsgedanke auf; die Sturmglocken wurden gezogen und mit ihren heulenden Klängen mischten sich das Klirren der Waffen und das Kampfgeschrei der Bürger.

Cöln war in ein Feldlager umgewandelt. Die Bollwerke der Tyrannei fielen, und die Stadt war frei.

Der wuthſchnaubende Prälat ſammelte ein Heer und zog gegen Cöln. Er mußte aber unterhandeln und die Rechte der Bürger anerkennen.

Engelbert II. zog in Cöln ein. Er verſammelte die Häupter der Bürger, und um ſich an ihnen zu rächen, ſchloß er ſie verrätheriſcher Weiſe in ſeinen Palaſt ab, der augenblicklich von ſeinen Truppen beſetzt wurde. Zugleich warf ſein Bruder eine beträchtliche Schaar Bewaffneter nach Cöln; aber die Bürger, durch dieſe Bewegung aufmerkſam gemacht, warfen ſich auf die Letztere, ſprengten die Thore des Schloſſes und nahmen den verrätheriſchen Prieſter gefangen.

Zwar ließen ſie ihn auf hohe Verwendung hin wieder ziehen, aber er mußte geloben, nie mehr die Stadt gefährden zu wollen.

Freilich dachte der Erzbiſchof nicht daran, ſeinen Schwur halten zu wollen. Er ſann im Gegentheil auf Mittel, wie ſein Vorgänger, durch Liſt zu ſiegen, und vor allen Dingen den wackeren Bürgermeiſter unſchädlich zu machen; denn dieſer, das wußte er, war die Seele der ganzen Bürgerſchaft.

Um ihn hinweg zu ſchaffen, erſann er folgenden tückiſchen Plan.

Er beſaß in ſeinem Zwinger zu Bonn — wo er reſidirte — einen Löwen, welcher nach Cöln verbracht wurde. Zwei Domprobſte mußten den Bürgermeiſter einladen, um ein Verſöhnungsfeſt mit ihm zu beſprechen,

und ihn verlocken, in den Zwinger zu treten, in den man den Löwen eingeſchloſſen hatte.

Der Bürgermeiſter wunderte ſich zwar über die Einladung, die ihm wirklich von den beiden erleſenen Pröbſten zukam, aber im Vertrauen auf ſein gutes Recht, und geſtützt auf ſeinen biederen Muth, ſchlug er die Warnungen ſeiner Freunde in den Wind und folgte derſelben.

Nachdem man getafelt hatte, führten ſie ihn umher, um ihm die Kunſtwerke zu zeigen; dabei öffneten ſie eine Thüre, und als er harmlos eingetreten war, ſchloſſen ſie dieſelbe augenblicklich mit einem ſchadenfrohen Hohngelächter ab.

Gryn, welcher mit Erſtaunen erſt, dann aber mit Empörung und Entſetzen die niederträchtige Falle erkannte, in die man ihn verlockt hatte, war noch mehr entſetzt, als er des Löwen anſichtig wurde, der in der ganzen Majeſtät ſeiner angeborenen Wildheit ihn mit todtfunkelnden Blicken anſah, vor Hunger und Gier heulte und ſeine Lenden mit dem buſchigen Schweife ſchlug.

Der muthige Bürgermeiſter hatte nur Zeit die Linke in den Mantel zu hüllen und ſein Schwert zu ziehen, als der tödtliche Sprung nach ihm geſchah. Blitzſchnell aber ſchob Gryn dem Löwen, als er zur Erde kam, den linken Arm in den Rachen und bohrte ihm die Klinge in die Weichen. Wie ein unbewußter Gedanke hatte er die That vollbracht, und beſtürzt von dem Siege und bebend vor Aufregung kniete der leichtverwundete Löwenbeſieger neben dem verendeten Thier und dankte Gott für ſeinen Schutz.

Lange Stunden harrte er, was nun geſchehen werde. Da aber brüllte die Sturmglocke wieder unheilverkündend über die Stadt. Waffenlärm miſchte ſich in ihre Klänge, und bald darauf wurden ſeine Freunde von den zitternden Pröbſten nach dem Saale geführt, wo der Edle neben dem erlegten Thiere ſtand und den Bürgern die Hände entgegenſtreckte.

Ein Wuthſchrei fuhr durch die Stadt, als man den Verrath vernahm. Die beiden Pröbſte wurden aufgehängt, der Bürgermeiſter aber im Triumphe nach Hauſe gebracht, wo er bald wieder von ſeinen Wunden genas.

Die Bürger klagten bei dem Kaiſer. Der Erzbiſchof ſchwur alle Mitſchuld ab und nannte es Gerechtigkeit, daß die Bürger die Elenden beſtraft, das heißt, ſie aufgehängt hatten.

Die Liſt dagegen, die niedere Volksklaſſe zu gewinnen und neidiſch zu machen gegen die Patrizier, gelang ihm beſſer. Es entzündete ſich ein Bürgerkrieg, in welchem die Partei des Erzbiſchofs unter der Anführung Weiſens, des Grafen von Limburg und Engelberts Verwandten, die von Falkenburg, geſchlagen wurde.

Die Overſtolzen, die Partei der Patrizier, errangen einen vollſtändigen Sieg, warfen die Fremden aus der Stadt und gewannen die verblendeten und durch den Erzbiſchof bethörten Mitbürger wieder auf's Neue zu einem Bürgerbunde.

Um ihre Macht zu vergrößern, ſchloſſen ſie Trutz- und Schutzbündniſſe mit den Grafen von Geldern, Jülich, Berg und Ratzenellenbogen, welche auch von ihnen

zu Schiedsrichtern zwiſchen der Stadt und dem Erzbiſchofe ernannt wurden.

Engelbert, deſſen Wuth ſich bei jeder neuen Niederlage mehrte, fiel nun die mit der Stadt verbündeten Grafen, beſonders den von Jülich an und verheerte deſſen Gebiet.

Der Bund ſammelte daher ſein Heer, und es kam zwiſchen ihm und dem Heere des Prälaten in der Ebene von Zülpich und Lechnich zur Schlacht, wo der, ſein Heer perſönlich führende Erzbiſchof nicht allein beſiegt, ſondern auch gefangen wurde.

Der Graf von Jülich führte ſeinen geiſtlichen Feind im Triumphe in Cöln auf und ſetzte ihn dann auf der Burg Nideck an der Ruhr gefangen. Dort mußte er zur eigenen Schmach und zum Ergötzen der Burgbewohner jeden Tag einige Stunden in einen Käfig niederſteigen und ſich ſehen laſſen.

Später, auf die Fürſprache des edelen Albertus Magnus, zuerſt Lehrer in Cöln, dann Biſchof von Regensburg, ließ der Graf ſeinen Gefangenen frei; doch dieſer überlebte ſeine Freilaſſung nicht lange; er ſtarb am gebrochenen Stolze.

Die Schimmel.

Zur Zeit als die große Peſt in Teutſchland graſſirte (1440), ſtarb auch die geliebte Gattin des Herrn von Aducht und wurde, tief betrauert von dem Gemahle, in die Grube geleitet.

Die Todtengräber aber, welche mit neidiſchen Blicken die Schmuckſachen dem Grabe überantworten mußten, welche der tiefgebeugte Gemahl der Verſtorbenen in frommer Pietät mitgegeben hatte, brachen des Nachts das Grab wieder auf und ſprengten den Sarg.

Seufzend erhob ſich die Todte und ſetzte ſich auf, während die erſchrockenen Todtengräber mit wildem Geheule die Flucht ergriffen. Nach und nach entſann ſich die Todtgeglaubte und ſchauderte zurück, als ſie erkannte, wo ſie ſich befand, und unter welchen Umſtänden ſie hierher verbracht worden war. Sie rief um Hülfe, aber Niemand hörte ſie. Da machte ſie ſich endlich ſelbſt auf und ſchwankte bebend und zähneklappernd nach Hauſe.

Es war tiefe Nacht, als ſie an ihrem Hauſe ankam, das auf dem Neumarkt ſtand und zum Papageien genannt wurde. (Es iſt heute noch vorhanden.) Sie klopfte daſelbſt und polterte ſo lange, bis der Gemahl

das Fenſter öffnete und nach dem Verlangen des Störenfried frug.

„Deine Gattin iſt es, Richmodis, die du todt geglaubt haſt. O kehre eilig herab, mein Gemahl, denn Kälte und Entſetzen erſchöpfen meine Kräfte.“

„Ein Ungezogener ſcheinſt du mir, daß du mit einem Trauernden ſolche Scherze zu treiben vermagſt.“

„Nicht doch, mein Gatte, ich bin es ſelbſt, und lebe.“

„Das iſt ſo wenig möglich, als daß meine Schimmel heraufkommen können.“

Aber trab, trab, trab, trab, polterte es jetzt auf den Stiegen, und als der erſchrockene Hausherr ſich umſchaute, erblickte er ſeine losgeriſſenen zwei Schimmel, welche ſich aus dem Fenſter bogen und in die Luft hinausſchnoberten.

Eilig und mit nicht geringem Schauder lief er herab, öffnete und fing ſeine zuſammenbrechende Gemahlin in den Armen auf

Noch viele Jahre lebten Beide in herzlicher Gemeinſchaft zuſammen. Zum Wahrzeichen an dieſe Nacht aber ließ der Edle zwei Schimmelköpfe fertigen und an ſein Fenſter befeſtigen, wo ſie noch lange zu ſehen waren.

Inhalt.

Seite.

Vorrede III

Erster Theil.

Straßburg 3
Schwanau 15
Staufenberg 20
Die Klingelkapelle 33
Die Seejungfrau 37
Yburg 40
Windeck 42
Trifels 48
Heidelberg 61
Auerbach 70
Frankfurt a. M. 74
Die jüdische Colonie 79
Die Kastellans-Tochter von Wormß 83
Wormß 85
Oppenheim 88
Der Jungfernsprung 94

Seite.

Zweiter Theil.

Mainz 105
Arnold von Walpoden 108
Die steinernen Köpfe 119
Ingelheim 141
Eginhard und Emma 149
Adolphseck 155
Eppenstein 160
Falkenstein 163
Der Mäusethurm 169
Rüdesheim 172
Ehrenfels 175
Rheinstein 178
Die Clemenskirche 184
Falkenburg 188
Heimburg 202
Lorch 204
Pfalzgrafenstein 211
Gutenfels 215
Schönberg 222

Dritter Theil.

Lurley 227
Lore Lay 231
St. Goar 234
Rheinfels, Katze, Maus 237
Die Brüder 240
Boppard 245

	Seite
Lahneck	250
Stolzenfels	251
Hammerstein	267
Rolandeck und Rennenwerth	271
Friederich und Wela	281
Drachenfels	284
Strombera	287
Treuenfels	290
Alten-Ahr	295
Köln	299
Der Löwenbeneger	308
Die Schimmel	311

Ferner ist erschienen im Verlage von

Joseph Halenza in Mainz

Halenza's Rhein-Panorama von Mainz bis Cöln, mit 40 Randansichten, in Stahl gestochen. — Preis 2 Rthlr.

— Dasselbe colorirt . . . . . „ 3 „

Göz, Rheinisches Album. In 20 Blättern . . . . . „ 4 „

— Dasselbe colorirt . . . . . „ 16 „

— Das einzelne Blatt colorirt . „ 20 Sgr.

Druck von Joh. Wirth in Mainz.